image
not
available

Loerke

Der Oger



Roman

In der Reihe „Die junge Welt“ erschien bisher:

Paul Zech / Das Grab der Welt
Eine Erzählung

Max Barthel / Lasset uns die Welt gewinnen
Gedichte

Kurt Erich Meurer / Der große Trost
Roman

Die Reihe wird fortgesetzt

4

Der Oger

Roman

von

Oskar Loerke

1921

Hoffmann und Campe Verlag
Hamburg / Berlin

Druck von F. E. Haag in Melle

Für
Clärchen

Eingang

1

Die Spinne oben in der Fensterecke eines **havener Gasthauszimmers war nicht Mohammeds Spinne: sie hatte ihr großes Radnetz nicht vor den Flüchtling gespannt, der tief unter ihr im Bette lag, wie ihre tausendjährige Schwester einst vor die Höhle des verfolgten Propheten. Der Panzer eines ihrer erstochenen und ausgesogenen Spinnen-Liebhaber hing jämmerlich verkrümmt und unbeachtet unter ihren eckigen Greisenbeinen, — was kümmerte sie der tote Menschenmann! Eifersüchtig hütete sie ihr Haus; die Nacht drohte es in ihrem Meere der Finsternis zu ersäufen, wenn die fahle Mondhelle losch. Aber das trübe Licht sparte sich immer wieder heran, und als es an der Wand erstarrte, zupfte sie an zwei Speichenfäden, wie um zu erproben, ob sie in der metallenen Kühle nicht erfróren und zerbrächen. Vielleicht auch hatte ein Hauch, den die bewegte Julinacht durch die Fensterfugen gegen ihr Nest preßte, ihr überfeines Tastgefühl erregt.

Schattenschwaden rauchten aus dem Kastanienlaube draußen über die braune Tapete. In umrührenden Ruderbewegungen drängten sie immer abwärts, ohne einen Weg aus ihrer Verschlungenheit zu finden, bis es aussah, als ermatteten sie, während die Hunderte von großgehenkelten Urnen im Tapetenmuster zum Zischen des Windes eine leise Himmelfahrt begannen. Der Staub vertrockneter Herzen mochte über die Wolken hinaufgetragen werden vor die Füße des Weltenrichters: so hatte der Tote noch vor einer Stunde beim Anschaun des Treibens gedacht.

Nun lag er wie ein rücklings Überfallener und Erschlagener da, der sich in seiner letzten Verzweiflung ins Lager verbissen hätte. Er war völlig nackt, sein Nachthemd

und das Deckbett lagen auf dem Boden. Auf das Gesicht geworfen, so daß die zerknüllten Kissen den Kopf fast überschwemmten, die Beine steif ausgestreckt, die Arme in die Höhe geworfen, die Hände zu Fäusten geschlossen, schien er ausgeseufzt zu haben.

Plötzlich aber schüttelte ein Schluchzen den Körper des Toten, und die Schulterblätter hoben sich in langen, zitternden Atemzügen. Mit den Ellenbogen stieß er sich hart auf, blieb ein Weilchen auf den Knien sitzen, eine lange, schmächtige Gestalt, und lehnte dann müde seine Glieder gegen die Wand. Er hatte das Gesicht eines etwa Fünfundzwanzigjährigen. Die sanften sandgrauen Haare wollten mit der großen Nase und dem gewaltig vorspringenden Kinn nicht übereinstimmen und löschten den hohen Schädel fast aus. Züge des Grames schienen sich wie harte Seile zwischen den Knochen zu spannen. Schwärzliche Augen, vertieft vom Brande eines Kummers, richteten sich auf die Urnen an der gegenüberliegenden Mauer. Noch wurden sie von der Schattenwolke umspült, schwebten aber nicht mehr zu der Höhe.

„Martin, du Komödiant!“ redete ihn die Stimme seines Vaters an, und wie aus großer Ferne: „Warum schlägst du mich?“

„Vater, wo bist du?“ fragte es aus Martin Wendenich zurück.

Ein naher Atem blies ihm das Gesicht rot an. Nur wie Würmer, die aus dem Inneren heraushingen, blieben die Henkel an den Urnen sichtbar.

„Du Komödiant!“ wiederholte die Stimme wehvoll. „Deine Hand hast du gegen mich erhoben. Mit dem Stuhle hast du auf meinen Kopf geschlagen. Wo sind deine Tränen darüber? Ich habe hier bei dir gestanden und deine Reue belauscht. Wo ist sie? Mit der Gebärde der Verzweiflung hast du die Verzweiflung rufen wollen, mit der Gebärde des Todes den Tod. Aber du bist zu hart. Deine heuchlerischen Augen sind trocken geblieben,

und dein Blut jagt weiter. Was habe ich dir getan, daß du mich erschlagen hast?"

„Ich habe dich nicht erschlagen. Ich habe nicht einmal dich berührt."

„Dennoch bin ich an deinem Haß gestorben. Du Steinherziger! Der Vater fragt wie ein Sünder dich, seinen Richter: wo ist meine Schuld?"

„Du lügst! Nicht dein Geist spricht mit deiner Stimme. Dein Geist ist untergegangen in der entsetzlichsten Krankheit, die je einen Menschen gegeißelt hat. Wie käme ihm die Klarheit, die mich aus dir anstrahlt?"

„Aus der Unschuld. Du begreifst sie nicht. Darum mußt du im Dunkel bleiben, und ich bin ins Licht gegangen."

„Du lügst! Du lügst! Du lebst, wie ich dich verließ."

„Sieh her, Sohn."

Entsetzt bohrten sich Martins Augen in die Zimmerecke neben der Tür. Purpurne Blindheit dünstete sein kochendes Blut aus, die in gespenstischen Beeten vor ihm schwebte und wuchs und seinen Blick hinderte. War das hinter den Beeten das zusammengerungene Handtuch auf seiner Stange? War es nicht in großer Ferne ein Gehängter an seinem Galgen? Der Gehängte hatte das Antlitz seines Vaters, der Leib war nackt, die Füße leicht übereinandergelegt. Seine Lippen bewegten sich unablässig und brachten lange Zeit keinen Laut hervor.

Der Anblick dieses Gesichts hatte Martin in ein geistiges Fieber ganz jenseits von aller Freiwilligkeit gerissen. Er gab den lange gekämpften Kampf seiner Seele der Magie und Leidenschaft des Grauens preis.

Der Gehängte sprach weiter mit einem litaneienhaften Gesange:

„Du siehst mich nackt, wie du selber nackt bist, mein Blut und Fleisch. Wo ist meine Schuld?"

„Du hast nach mir gespien."

„Ich bin krank.“

„Ja, du bist krank. Aber deine Krankheit ist eine ansteckende Pest. Sie hat dich verdorben, und nun mordet sie deine Kinder. Ich klage dich an.“

„Oh, hab Geduld.“

„Jahre und Jahre haben ich und meine Geschwister den Pesthauch eingeatmet. Wo sahst du Freude an uns? Wann regte sich unsre mit uns geborene Freiheit? Wir waren deine Kettensklaven und schlichen um dich in jahrzehntelangem Mitleid, in unaufhörlicher Rücksicht, in schlafloser Angst vor deinem Geschrei. Du hast die Mutter gebeugt und ihre Güte mit Galle bitter gemacht. In unserem Hause hat sich eine Beklemmung eingenistet wie von Kampferduft und Kienöl. Die Giftatmosphäre ist so schwer, daß man sie aus den Gardinen schütteln kann und unter dem Sofa aus der hintersten Ecke hervorfegen. Sie ist aus deinem zerstörten Körper ausgewandert, dringt uns in die Poren und wächst in jedem einzelnen von uns, — du hast uns gezeugt, dessen klage ich dich an.“

„Fürchtest du dich nicht? Oh, so hab Geduld!“

„Geduld hatten sie alle, deine Kinder. In sich gekehrt haben sie ihren Haß gegen dich, der du ihr Leben verkrüppeltest. Weil du littest, fraßen sie ihren Zorn in sich.“

„Verließen sie mich nicht alle, und nun auch du? Und ich folge dir demütig?“

„Nicht sie verlieren dich. Du vertriebst sie. Und deine Demut ist Verfolgung.“

„Wehrlos schwebe ich unter dem Himmel und friere, gewürgt, wie mich immer mein Krampf würgte.“

„Uns machst du wehrlos, weil wir dich ewig, ewig in deiner Schwäche sehen sollen. Unsre Flucht aus deinem Vaterhaus, dieser Hölle, klagt dich an. Warum sind die zwei Schwestern davongelaufen und versehen peinlich niedrigen Dienst? Und mein älterer Bruder? Was jagte ihn von den Schulen? Wer jagte ihn in der Beschwer

des dürftigsten Seemanns zweimal um den Erdball? Warum irrt er nun als Fischfänger in der Nordsee? — Wohl unsrer kleinen toten Schwester Elise!"

„Nun endlich fließen deine Tränen, Martin."

„Ich habe sie sehr lieb gehabt. Und ihretwegen ja erhob ich die Hand gegen dich. Das ist meine Roheit, daß ich sie rächen wollte."

„Rächen an mir? Sie, die freiwillig starb? — Du willst mich richten? Steinherziger Schächer!"

„Ein Kind verläßt nicht freiwillig die Welt, wenn seine Seele nicht unerträglich krank und bis zum Wahne verdüstert ist. Elise ertrug es nicht wie wir andern."

Wieder bewegte der Geist am Galgen lange die Lippen, ohne ein Wort zu finden. Dann brach ein Blutstrom aus seinem Munde.

Erzitternd schloß Martin die Augen. Er vernahm die beiden Stimmen nicht mehr. Auch die seine hatte nicht ihm gehört. Aber Trotz und Qual waren zum ersten Male ein wenig eingeschläfert durch ihr Spiel.

An Elises Leiche war der endlos lang verhaltene Streit mit dem Vater ausgebrochen. Martin hatte ihn in seinem Schmerze maßlos beschuldigt und hätte ihn geschlagen, vielleicht erwürgt, wenn er nicht von seinen beiden zum Begräbnis gekommenen Schwestern festgehalten worden wäre. Der Vater wurde von der Mutter gebändigt und hatte nur matt nach ihm gespien. Wären die Angehörigen nicht zwischen sie getreten, so hätten sie sich geprügelt wie Lumpen. Scham und lastende, wortkarge Dumpfheit überwältigte Martin bald, machte ihn schwach, weich, ja zärtlich. Dennoch hatte der entsetzliche Vorfall den Abschied erzwungen. Bisher hatte er ihn trotz seiner Sehnsucht in ein ungedrücktes Leben schon um der Mutter willen nicht zu erbitten gewagt. Jetzt stimmte diese, als er erklärte, das Haus verlassen zu wollen, sofort zu.

Er hatte das Realgymnasium der Vaterstadt besucht, dann die dortige Maschinenbauschule, und war dabei ge-

wesen, in einer großen Fabrik als Schlosser praktisch zu arbeiten, als das Gewitter hereinbrach. Auf dem Fischdampfer „Senator Kamphausen“, auf dem sein Bruder Richard, übrigens nach ähnlichem Bildungsgange, als erster Maschinist Dienst tat, sollte er durch dessen Vermittlung vorläufig die Stelle des zweiten Maschinisten ausfüllen.

Ohne Aufenthalt war er die weite Strecke aus dem Osten des Landes gefahren, über Berlin, Hamburg, und kurz vor Mitternacht war er in **haven angekommen. Sein Bruder, der in derselben Nacht von See eintraf, wollte ihn in der Auktionshalle am Fischereihafen treffen.

Er erwartete die erste Sonne eines neuen Lebens. Da der Schlaf ihn mied, kleidete er sich an. Ein melodischer Baßton scholl durch das Grau der Frühe. Er trat ans Fenster und riß es auf. Den Strom hinab, der nach Norden uferlos weit war und schon das Meer selbst schien, schwamm ein weißer Ozeandampfer. Wasser und Himmel waren ein bläuliches Loch ins Nichts, worin das Schiff, lichtgespickt, gleich einem ausglimmenden Scheite, schwebte. Martin fühlte sich beklommen, als sähe er durch ein ungeheures Maul einem riesigen vorweltlichen Wesen in die Eingeweide. Er sollte als Bissen hinabfahren, doch hauchten ihn Stahlgeruch und wilde Frische belebend an.

2

Gegen sechs Uhr trat Martin in die geräumige, platte Fischereihalle. Durch ein Glasdach, aus dem hin und wieder ein Scheibenrechteck durch einen eisernen Haken herausgehoben war, quoll trübgraues Morgenlicht und Kälte. Von Wand zu Wand, fast unübersehbar, standen in langen Reihen flache, feste Holzkisten. Schweigsame Männer füllten sie bis an den Rand mit Fischen aus Körben, die sie unter Wackeln und Trippeln vor ihren Bäuchen heranschleppten oder ernsthaft und langsam auf dem Rücken in die entfernten Ecken trugen. Richard war noch nicht da.

Martin folgte den Männern an das Eingangstor und trat hinaus. Er stand am Kai. Dort lag ein Dampfer, winziger, als er sie die Weichsel befahren gesehen hatte. Am Buge war zu lesen „Senator Kamphausen". Er erschrak vor seinem künftigen Hause. Er ahnte, in unbarmherziger Niedrigkeit würde er gebettet sein, und sie würde ihn durch Gefahr und Gewalt der Wasserwüste begleiten. Dort fern im immer zurückweichenden Horizont lag seine neue schönere Heimat? Das Schiff stand neben andere ähnliche gedrängt, schwarzgrau, schäbig in der Farbe. Etwas wie kleine eiserne Regenbogen ragte zu beiden Seiten an Heck und Bug in den traurigen Himmel. Der schiefe und niedrige Schlot ließ nur an die getötete Kraft denken, die ihm im Rauch entschlich.

Martin fragte einen der Männer, der seinen Korb vor sich niedergesetzt hatte und ausruhend die Hand durch die schweißigen Haare gleiten ließ, ob er zur Bemannung des Dampfers gehörte. Nein, er wäre ein Hallenarbeiter.

Die Manschaft wäre immer sogleich nach dem Anlegen des Schiffes frei. Sie hätte es auch nötig. Da Martin als ein Fremder sofort kenntlich war, klärte ihn der Befragte redselig auf, warum die Matrosen sich sofort nach der Ankunft in die Kneipen zerstreuten und in die anderen Freuden des Festlandes stürzten. Mitternachts war der „Senator Kamphausen“ eingelaufen, morgen vor Sonnenaufgang fuhr er wieder aus, blieb zwei oder drei Wochen in der Nordsee, ohne in dieser Zeit auch nur eine Stunde irgendwo zu ankern, packte dann wieder geschwinde seinen Fang hier aus und jagte von neuem davon. Und so blieb es Sommer und Winter, Jahr für Jahr, bis er eines Tages wahrscheinlich vor Island oder im Skagerrak sank. Darum konnten es die Seeleute, von denen jeder einzelne auf seiner ewigen Reise hart zu arbeiten hatte, kaum erwarten, für ein paar Stunden von den Planken zu springen. Wenn sie Greise geworden waren, hatten sie kaum einige Monate selbstbestimmter, ruhiger Lebenstage gehabt. In diesen Pausen schliefen sie vierundzwanzig Stunden lang oder tranken oder lagen bei Weibern oder vergaßen auch wohl in ihrer Familie, daß die kurze Seligkeit von Meeren der Mühsal eingegrenzt war. — Nein, es kümmerte sie nicht, ob und wie die von ihnen gefangenen Fische von Bord gebracht, in Kisten umgepackt, in der Fischereihalle nach Arten nebeneinandergestellt und versteigert wurden. Das war ein anderes Geschäft —: aber auch dieses ging für die Beteiligten lebenslang Morgen für Morgen vor sich, denn alle Nächte liefen neue Schiffe in den Hafen.

Obgleich Martin seinem Bruder durch die lange Trennung entfremdet war, wünschte er sich mit zärtlicher Wallung, Richard möchte heute seinen Ferientag zu genießen versäumen und ihn nicht vergessen. Als ihm dieser knabenhafte Gedanke bewußt wurde, mußte er lächeln und schneuzte sich, damit es der andere nicht merkte.

Sie schwiegen beide. Der Hallenarbeiter wollte durch

die Stille zwischen ihnen nicht das Mißverständnis nähren, als bemitleide er die Fischer. Er sagte stolz:

„Auch ich war Seemann. Aber auf einem größeren Schiffe. Auch wir fuhren nach Island, und wir legten lange an.“ Und er erzählte von den Tausenden von Eiderenten, die selbst in den Stuben der Menschen ihre Nester herrichteten, den Tauch-, Moor-, Schnee-, Fasanen- und Harlekinenten, den klagenden Wolken der Singschwäne, den Mantelmöven, Schnepfen, Regenpfeifern, Lummen und Kormoranen und was er sonst noch als Begleiter eines Ornithologen kennengelernt hatte, er erzählte so, als schäme er sich seines jetzigen Umgangs mit den toten Fischen oder als könne er in vielen Wissenschaften unerschöpfliche Auskunft geben.

In der Tat hatte er seinem Zuhörer einen ersten Geschmack einer neuen Welt und eine erste Gier gegeben. Martin suchte sie mit seinem Willen, konnte sie sich jedoch nicht vorstellen. Mit Dankesworten verabschiedete er sich und kehrte in die Halle zurück. Deren Boden war jetzt wie mit einem dicken, aus Seetieren geflochtenen Teppich belegt.

In den Gängen schoben sich und an den Pfeilern lehnten die Abgesandten der Großhandlungen. Auf kleinen Rädern quietschte ein gelbes schmales Katheder herein, und auf diesem thronte, ein Mittelding zwischen Schulmeister und Tanzbär, der staatliche Auktionator. Die bebrillte Karikatur schwang den Hammer wie ein Triumphator die Peitsche. Zwei Schreiber liefen ihm zu seiten mit. Während er ein Schnarren und Zwitschern ausstieß, fast atemlos: „Drei, virre, halb, drei, virre, vier — muß man ham! — Drei, virre, virre, virre —“ und zwischenein mit dem Hammer zuschlug, stiegen die Handlungsvertreter auf die Kabliaus und Rotzungen, als müßte den armen Toten eine sonderbare Leichenfeier aufgeführt werden oder als rächten sich die Erwürgten, indem sie das Geschlecht ihrer Mörder mit Irrsinn schlugen: so erstaunlich kam Martin

vor, was er hier gewahrte. Einige Käufer stellten die Beine manchmal gespreizt auf mehrere Kisten, um die von ihnen gewünschte Ware zu kennzeichnen. Sogar zwei Frauen prüften und wählten. Auf die verkauften Zentner Fische wurden für die Firmen blaue, grüne, weiße, gelbe Zettel niedergelegt. Rote Zettel bezeichneten die unversteigerten Kisten, deren Inhalt für einen Pfennig das Pfund in die Fischmehlfabriken wanderte. Aber auch das Verkaufte, selbst das von den seltenen und besten Sorten, war erstaunlich wohlfeil.

Martin hatte sich ganz in dem Zuschauen verloren, als er eine Hand auf der Achsel fühlte.

„Da bist du ja schon, Martin. Guten Morgen.“

„Guten Morgen, Richard.“

„Kannst mir ruhig einen Kuß geben nach der langen Zeit — wenn ich es auch ein bißchen peinlich finde, weil du eigentlich nicht wie du selbst aussiehst —, nicht, wie ich dich früher kannte.“

Sie küßten sich flüchtig und fühlten eine fremdartige Verwunderung darüber, daß sie es taten. Bis dahin war es niemals geschehen.

Schweigend schritten sie hinaus auf den Kai.

„Nicht wie ich selbst sehe ich aus?“ fragte Martin dann. „Wie wer denn?“

„Wie der Vater.“

„Wie unser Vater!“

„In seinen jüngeren Jahren. Ganz seine Haare, wie eine Kappe so eng über den Kopf gezogen, ganz so Sack und Asche.“

Die Brüder blieben stehen, maßen sich und fragten sich mit ernsten Augen gegenseitig aus. Dann sprang wie eine sehr behende weiße Eidechse ein Lächeln aus Richards linker Wange, und wieder völlig ernst, pustete er den Kopf des Bruders von der Seite an.

„Man denkt, es wird auffliegen. — Ganz die dunklen Augen und ihr Blick, der sich erschrocken vor der Welt

zurückgezogen hat und gefaßt dennoch hervorwagt. Die große dünne Nase mit dem eisernen Gerüste drin, was? Und hier." Er rüttelte an Martins breit vorspringendem Kinn. — „Wir haben uns eben lange nicht gesehen. — Geh mal! Wenn das auch stimmt, bist du es einfach nicht. — Es stimmt!"

Martin war darüber, daß er mit dem Feind und Zerstörer seines Lebens eine so große Ähnlichkeit haben sollte, so tief erschüttert, daß er wirklich ein paar Schritte weit ging wie unter einer Suggestion. Er kehrte zurück und sagte mit leiser, zitternder und verlegen erstarrter Stimme:

„Es wird schon nicht stimmen. Er schläft ja auf jedem Tritt ein, daß man ihn weiterstoßen möchte."

„Trotzdem. So würde sein Gang aussehen, wenn er unter seiner Last nicht zögern und vorsichtig sein müßte. Aber du bist blaß. Das ist kein Gesicht für einen Seemann."

„Was willst du von mir? Ich will vom Vater nichts hören! Ich will von ihm nichts geerbt haben! Ich sehe anders aus! Hohn und Strafe nehme ich nicht an! Ich bin weder schuldig noch lächerlich!"

„Nein. Mutter hat mir geschrieben, ich soll dich gut empfangen und dir treu sein. Du wärest nicht schlecht, du am wenigsten von allen Geschwistern. Daher der Kuß."

„Willst du so fortfahren, dann bleibe ich nicht hier. Meinethalben in Hamburg Stiefel putzen. Aber frei sein."

„Martin, es war nötig, dir aufzudecken, was mir von dir bekannt war. Ich bin schon fertig. Mehr sehe ich nicht, mehr habe ich nicht gehört. Ein Brief der Mutter, zwei von den Geschwistern. Hier hast du sie. Und denke auch, ich hätte dir den Augenschein deiner Gestalt wie eine papierne Figur in die Hand gegeben. Zerknittre alles miteinander und wirf es ins Wasser. Jetzt sollst nur du noch von der Vergangenheit anfangen dürfen. Ich behalte aus ihr bloß das eine im Gedächtnis, daß wir Brüder sind. Wir werden uns kennen lernen, langsam. — Bis

zum nächsten Kuß soll es weiter sein als zu Schiff um die Erde herum bis wieder hierher. Morgen treten wir die Reise an. Willst du dir inzwischen unser Fahrzeug ansehen?"

Martin nickte und überschritt als erster die Brücke, die den Kai mit dem Dampfer verband. Er ging wortlos auf die Back zu, den knapp mannshohen dreieckigen Kasten, der dem Vorschiff aufgesetzt war. Aus der mittleren der drei Türen krochen gebückt zwei junge verschlafene Männer, rekelten sich in den Hüften, gähnten, reckten die Arme nach oben und unten und taumelten in ihren Käfig zurück. Richard fing die eiserne Tür hinter ihnen auf, was sie jedoch nicht hinderte, in ihre verschlagartigen Kojen zu klettern und ihre unsauberen Schlafdecken über sich zu ziehen. Der eine schloß sogleich die Augen und stieß einen schnaubenden Atem in seinen großen Schnurrbart. Der andere verschränkte die Arme unter dem Kopf und ließ neugierlos seine Augen auf der gegenüberliegenden Bretterwand wandern. Martin merkte, daß sie sehr müde waren und daß sie ihre Gleichgültigkeit wohl nur spielten, um von ihren schwermütigen Feierstunden nichts zu verlieren und die Sehnsucht nach einem Nest auf dem Lande, wie es die Kameraden haben mochten, nicht aufzuwecken. Und ein Vergnügen im Traume erschien ihnen vielleicht phantastischer als eines in der lärmenden und eigensinnigen Wirklichkeit. „Das Mannschaftslogis!" das war Richards ganze Erklärung. Das fensterlose Ställchen war trostlos bläulichweiß gestrichen, an seiner breitesten Stelle bei der Tür mit zwei Schritten zu durchmessen, vorn spitz zulaufend wie das Schiff. Je drei sargartige Fächer an jeder Seite schachtelten sich übereinander, für ausgestreckte Menschen lang genug, für sitzende zu niedrig. Hühner oder Kaninchen hatten oft mehr Bewegungsraum. Unten folgten den Wänden, an diesen befestigt, zwei Sitzbänke und schnitten aus der Mitte zwei breite Streifen Raum weg, und was nun noch übrigblieb, wurde durch das

schmale lange Tischbrett eingenommen. Das stattlichste Einrichtungsstück war ein kleiner eiserner Ofen nahe dem Eingang. Er schien wie ein zwergenhafter Mohr mit hocherhobenem Rohrschwanz die Mathematik der vier ineinandersteckenden Dreiecke: Tisch, Bänke, innere und äußere Kojenwand zu bestaunen und lösen zu wollen. Die Bretter neben ihrer Bettstatt hatten die Matrosen mit Bildern beinahe verdeckt. Außer einigen Photographien, illustrierten Postkarten und Abreißkalendern stellten diese fast ausschließlich nackte oder halbnackte Frauen dar mit üppigen Haaren und Busen, mit schmachtenden Augen und aller Verlockung glatten Fleisches. Hinter dem stickigen Brodem des halbdunklen Käfigs schwirrten am nahen Horizont ganze Wolken duftender aphrodisischer Visionen auf.

Martin fühlte sich von seinem Bruder sanft beim Arm genommen und fortgezogen. Sachlich und ohne durch Worte auf seine Eindrücke einzuwirken, öffnete ihm Richard alle Räume. Die linke Tür der Back führte zum Farbenspind, rechts befand sich der Ort für die Notdurft. Unter der Back lag das Kabelgatt mit Netzen, Stricken, Ketten. Sie kamen an den mittleren Aufbau mit Kartenzimmer und Küche und dem Steuerhaus darüber, stiegen im Hinterschiffe zur Kajüte hinunter, die, in den Maßen nicht viel größer als das Mannschaftslogis, dieses in besserem Material wiederholte, nur daß sie tief in das Wasser hinunterragte. Daß die Menschen auf diesem Schiff nur ein geduldeter Behelf waren, wurde an seinen beiden Hauptkammern klar, dem Fisch- und dem Maschinenraum. Diese taten sich in die Höhe, Tiefe und Breite weit auf und quetschten alles übrige beiseite, daß es sich notdürftig an die Seiten klammerte oder oben festhalten mußte. Martin begriff, in diesem künstlichen eisernen Meertier gebot ein harter Gedanke: es zu füttern mit Menschen und Fischen, seine Feuerzungen zu tränken, damit es sein Schicksal erfülle, sich bewege und lebe. Es konnte für einen Unglücklichen nicht schwer sein, den mühseligen Doppel-

gänger, der einem auf die Fersen trat und dem man verzweifelt zu entrinnen suchte, hinter sich zu lassen. Ob man aber die andere, lichte Doppelgängergestalt, die man mit klopfendem Herzen zu ereilen aufgebrochen war, jemals haschen würde? Schon stürzte sie dem künstlichen dämonischen Eisenfisch in den Rachen.

Richard sah, wie eine Traurigkeit seinen Bruder beugte. Er gab sich Mühe, ihn abzulenken, ließ die eigene Besinnlichkeit, die eine scheu verschwiegene Liebe war, fahren und wandte sich mit trockenen Auseinandersetzungen an den künftigen Maschinisten: daß der Dampfer zwar wenig über 35 Meter lang und nur etwa sechs breit sei, aber infolge seines Tiefgangs von vorn zweieinhalb, hinten dreieinhalb Metern äußerst seetüchtig. Die Maschine mit ihren Hoch- und Niederdruckzylindern entwickle beinahe fünfhundert Pferdekräfte. Sie besitze eine mechanische Pumpe für den Kessel und könne mit zwei weiteren Pumpen gekuppelt werden, ebenso die Dampfwinde und der Motor für elektrisches Licht. Elektrisches Licht nämlich hätten die Bordlaternen, die Mastlaternen, die große Fischereiarbeitslampe und sämtliche Räume im Inneren des Schiffes. Petroleumlampen seien nur zur Reserve da.

Nur zerstreut hörte Martin zu. Der weiche, herzliche, von keinerlei Haß und Groll umwitterte Ton der brüderlichen Stimme ängstete ihn. Neben ihm schritt ein Mensch seines Namens. Wo aber war der Bruder, hinausgepeitscht vom Unerträglichen, wie er selbst, — der Bruder, der in seiner Phantasie hauste? Der Unstäte, Verfinsterte, Knirschende? Einer, der nicht gern zurückdachte, der nur das bittere Herz schlagen fühlte, ohne nach den Quellen zu fragen, die in langsamem Sickern das Blut verbittert hatten?

So war er selbst. Er fühlte sich geschwollen und plump gemacht am ganzen Körper, spürte sich innerlich als einen aufgeschwemmten Riesen, der gezwungen ist, in gewöhnliche Menschengröße eingeschnürt, den anderen lächerlicher-

weise vorzutäuschen, er habe keine größere Bürde und Masse zu tragen als sie. Sein Schicksal war doch, daran zu leiden, wenn sie meinten, sein jugendlicher Gang erfordere nicht dreimal soviel Wucht des Willens wie der ihre, sein Lächeln sei kein ermattendes Kraftopfer? Bildete sich Richard ein, einen krankhaft Empfindlichen mit Heiterkeit und Unbefangenheit wie mit Watte umhüllen zu müssen? So mochte er seines Weges gehen und ihn bei der Erfüllung der Aufgabe nicht stören, die er sich befohlen hatte: seine Gedunsenheit durch besinnungslose schwielige Arbeit in organische Festigkeit zu verwandeln. Das dicke, erstickende Tonmodell, das ein unfaßbarer Bildner um seinen Kern geklebt hatte, sollte von ihm durchdrungen und zum Leben gezwungen werden.

Er zürnte sich, daß er trotzdem seinem Bruder nachsichtig und beinahe dankbar folgte, wohin dieser ihn führte. Gehorsam kletterte er hinter ihm die steilen Leitertreppen hinab und hinauf und schämte sich ein wenig, daß er sich an den eingeölten Geländern die Hände mehr beschmutzt hatte als Richard.

Einsilbig und argwöhnisch seinen Schatz des schmerzhaften Trotzes behütend, verbrachte er den Tag mit seinem Bruder. Sie gingen miteinander zur Vorstellung bei dem Geschäftsführer der Fischereigesellschaft. Er wohnte außerhalb der Stadt hinter dem Stromdeich im Grünen. Seine Behausung verriet in nichts den Seemann. Kupferrote Plüschmöbel mit eingepreßten Rosen überfüllten die Stube, in der die Brüder empfangen wurden. Die Polster wurden von Holzgeschnitz eingefaßt und überragt. Man hatte den Eindruck, als wären die Türme und Türmchen von einer gotischen Kathedrale geplündert und schief durcheinander gelehnt. Der Geschäftsführer, ein dicker Weichling, bot Kuchenhähnchen, -bäumchen und -männchen aus einer großen Pappschachtel an, sowie einen Kognak und scherzte mit Martin, beim fünften Feuerschiff wäre er seekrank. Der neue Maschinist schöpfte Verdacht, Richard habe ihm

unter dem Vorwand einer Anstellung nur die Gelegenheit zu ein paar Lustreisen verschafft.

Nachmittags suchten die Brüder Richards Zimmer in der Wohnung einer stillen einfachen Frau auf. Es befand sich darin nicht einmal ein Kleiderschrank, sondern nur ein leerer Rechen neben der Tür. Richards ganze Habe war in einem weidengeflochtenen Reisekorbe geborgen. Auf diesem setzte Martin seinen Koffer ab und nahm nach Richards Rat nur ein Paket mit dem Notwendigsten auf das Schiff mit.

Gegen Abend betraten sie den Dampfer. Nachdem Martin sich mit der zum größeren Teile schon versammelten Besatzung bekannt gemacht hatte, vertauschte er in der Kajüte seine bürgerliche Kleidung mit dem frischgewaschenen blauleinenen Arbeitsanzug. Der Bruder wies ihm in dem Kasten unter der Sitzbank sein Fach an und half beim Einräumen. Er wunderte sich über die drei oder vier Bücher, die in dem Bündel gesteckt hatten, und von denen keins technische Gegenstände behandelte. Eins war die „Kritik der reinen Vernunft" in einer Kleinoktavausgabe. Er wog sie in der Hand und sagte in gütigem, von jedem Spott freien Tone:

„Ob das Format nicht zu groß sein wird? — Du hast vorhin gesehen, daß uns die Eisenhaut unseres Senators sehr knapp über den Leib gezogen ist. — Ich habe es niemals zu lesen versucht. Aber du mußt mich nicht mißverstehen."

Dabei zog er aus seiner eigenen Lade einen Band mit den Gedichten Hölderlins.

Das Schiff wartete den nächsten Tag nicht ab. Bereits als die Abendsonne rot neben dem Windball an der Hafeneinfahrt stand, lief es aus.

3

Die ersten vierundzwanzig Stunden über fühlte sich Martin völlig verloren. Er unterdrückte jede Besinnung nach vorn und rückwärts. Da er außerdem zwar nicht eigentlich seekrank, aber matt und im Kopfe dumpf war, kam er sich auf unbegreifliche Art in einen vergessenen Kehrichtwinkel geraten vor, den jemand von der übrigen Welt abgetrennt hatte und der mit ihm nun ausweglos ins Leere schwamm. Es verhielt sich wirklich so, daß ihn Richard nicht mitgenommen hatte, um ihm die Hälfte der Arbeit zu überlassen, sondern um vielleicht einen Blutsfreund zu gewinnen, nachdem er durch den mütterlichen Brief die Einsamkeit im Jenseits des eigenen Blutes gewahr geworden war. Dann sollte es ihm süß sein, für ihn zu wachen, für ihn die Hände zu rühren, ihn auch die besonderen Erfordernisse der Fischereifahrt und ihre Erfahrung zu lehren. Eine Schiffsmaschine hatte Martin ja noch nie bedient, und daß er es nun ohne Vorbereitung durfte, beruhte auf einem privaten Abkommen mit dem Geschäftsleiter. Gleichwohl überließ ihm Richard in der ersten Nacht die Aufsicht über die mechanische Herzkammer des Schiffes und ging zur Ruhe, ohne den diensttuenden Heizer zu verständigen. Er wollte ein ehrliches Vertrauen dem Bruder nicht nur beweisen, sondern es von Anbeginn *haben*, und er schlief dankbar und durch die sonderbare Schicksalsfügung ihrer Vereinigung beglückt gleich ein. Freilich war für einen technisch Ausgebildeten nichts zu verfehlen.

Auch Martin spürte auf seiner Wache eine weiche und behutsame Annäherung an den Bruder, als schliche er sich

auf Zehenspitzen zu dem Schläfer und betrachtete ihn aus der Ferne, um sich dann schamhaft und rasch wieder davonzumachen. Auf dieser Neugier ertappte er sich wiederholt, während er die von einem stillstehenden Schillern überschwebte Stahlwelle betrachtete und sich vorstellte, daß der Kiel im rechten Winkel zu ihrem Lauf das Wasser durchglitt, oder während er mit der Ölkanne auf den eisernen Gerüstbrücken des Kessels entlang lief oder am Stahltische saß und mit aufgestütztem Kinn die lange Reihe der darüber angebrachten blitzenden Schraubenschlüssel musterte, die von Finger- bis zu Armlänge wuchsen. Er hatte eine feiertägliche Freude an dem sauberen Handwerksgerät. So war eine lückenlose Rüstung für jeden Schaden dieser rastlosen eisernen Glieder bereit, wie eine Apotheke für jegliche plötzliche Leibesnot, wie die Taubstummensprache der Flaggen in allerlei Gefahr. Er träumte sich Gelegenheiten zur Anwendung der Vorkehrungen aus und vergaß für Augenblicke den Rausch des Unheils, zu dem er sich wie zu einer Pflicht zwang.

Als er durch Richard abgelöst wurde, ging er nicht in die Kajüte, sondern legte sich auf die Greting, einen etwas erhöhten Holzrost auf dem hintersten Teile des Schiffes, auf dem Tau- und Planwerk aufgehäuft war. Der Nachtwind betastete ab und zu wie eine unheimliche Messerklinge seine Haare, unvermutete Regentropfen tickten auf seinen Wirbel, das Rauschen der Flut betäubte seinen Körper und errichtete im Sinne des Gehörs öde hausgroße Räume; das Schwanken des Decks schien aufzuhören, während das Dunkel wie ein gruseliger Turm von einer Kante seiner Basis auf die andere zu torkeln anfing und einen atemraubenden Kampf um das Gleichgewicht führte. All das entfremdete ihn sich selbst und bald saß ein anderer an seiner Statt, der seinen Vater geschlagen und gräßlich umgebracht hatte um nichts, und die beiden Martin Wendenich grübelten darüber nach, wie sie sich vereinigen und ihren Halbzustand verlassen sollten,

um in den Besitz des Hirns zu kommen, das so keinem von ihnen zu eigen war.

Endlich, schon tief in der Morgenhelle, schlug die Glocke: der Topgast kam aus dem Mastkorb, ein anderer stieg hinauf, ein Matrose verließ das Steuerhaus, der zweite löste ihn ab, und der Steuermann übernahm die Bordwache. Wen er ersetzte, konnte Martin nicht feststellen. Er hörte nur einen Wortwechsel, daß heut nacht zweie gewacht hätten. Er war also hier oben bemerkt worden.

Da kam der Steuermann Rohlffsen auf ihn zu und begrüßte ihn freundlich, indem er über den in die Hosentaschen versenkten Händen mit dem Oberkörper etwas vollführte wie einen angefangenen Abschwung an einem Reck. Es war ein stattlicher jugendlicher Mann mit rotblondem Haargeschneck unter der Schirmmütze, langen weißen Wimpern und weißem Schnurrbart.

„Sie sind hier die sechs Stunden seit Mitternacht. Wollen Sie denn nicht ein Auge voll nehmen?"

„Woher wissen Sie, daß ich seit Mitternacht hier bin?"

„Der Alte sagte es ja. Er hat doch hier neben Ihnen gestanden. Das heißt, er sagt es nicht mehr, aber er sagte es. Jetzt ist es nämlich schon eine halbe Minute her und ihn wecken keine zehn Kanonen mehr auf. Horchen Sie gut hin, Sie hören ihn durch das Deck schnarchen."

„Der Kapitän hat mich beobachtet?"

„Aber nein. Im Gegenteil. Darum ist er ja gerade hinter dem Maschinenaufbau geblieben. Gesehen hat er Sie natürlich, dafür ist er ein Wassermensch. Aber eine anständige Seele denkt: wenn einer schweigen will, dann will er nicht reden. Weshalb, das geht mich gar nichts an; das geht auch keinen anderen was an, auch den Steuermann Rohlffsen nicht, und wenn ich ihm erzählte, unser neuer Kamerad hat nicht geschlafen, dann habe ich ihm kein Tüpfelchen mehr erzählt als: unser neuer Kamerad hat nicht geschlafen. — Damit das Leben auf einem kleinen Kahn wie diesem möglich wird, müssen wir uns

so nahe sein wie eine Familie im Leibe der Haifischmutter, und gleichzeitig so fern, als gingen wir in Valparaiso, Archangelsk und Tokio spazieren. Sagt mir hier einer: Steuermann Rohlfsen, du bist ein Schurke, so springe ich ihm ins Gesicht; sagt er für sich selbst: Der Steuermann Rohlfsen ist ein Schurke, und ich stehe dabei, so habe ich nichts gehört und denke mir: Der Mann sieht tiefsinnig aus; kann man wissen, was ihm durch den Kopf schwirrt?"

Er lächelte, weil Martin mit ihm ein Gespräch begann, während er doch seinen Bruder längst wieder hätte ablösen müssen, und er lächelte mit noch größerem Wohlgefallen, weil Martin auch dann nicht darauf kam, als er ihm die Diensteinteilung in aller Ausführlichkeit auseinandersetzte.

Martin hatte bei Rohlfsens Worten darüber zu sinnen, wie die beiden Personen in jedermann, von denen die eine dem Glück der übrigen Menschen, die andere dem eigenen Glück zustrebte, zu einer einzigen Persönlichkeit zu vereinigen waren. Einem Verleumder ins Gesicht springen und zugleich in Valparaiso sein! Den Muttersohn und den Vatersohn Wendenich, die diese Nacht über dem Meer hatten ringen wollen, miteinander versöhnen!

Vor ihm stand einer, dem diese niemand erlassene Aufgabe offenbar bis zum Ende geraten war. Er schien glücklich, das Meer zu befahren, so weit sein Leben reichte, und fröhlich bei allen Menschen, so daß Unter- und Überordnung verschwand. Ein Gesetz war ihm vorgeschrieben und eins schrieb er sich selbst vor, und beide durfte er vergessen, weil sie in seiner Natur längst übereingekommen waren. So stand der Kapitän über Rohlfsen, jedoch hatte er sich vor jedem Befehl lange gefügt, so daß ihm niemals befohlen wurde. Und der Kapitän stand unter ihm, denn der besaß nur die Fahrtberechtigung bis zum einundsechzigsten Grad nördlicher Breite, während Rohlfsen das Examen für große Fahrt bestanden hatte, aber Achtung

und Liebe warteten auf den Kapitän, bis der Vorsprung von ihm eingeholt war. Auch Rohlffsen hatte schon als Erster ein Schiff geführt, aber er war auf einigen Reisen unglücklich gewesen und hatte nicht genug Fische heimgebracht: da half denn alle Tüchtigkeit nicht, man wurde abgesetzt und mußte eine Weile wieder als Steuermann fahren. Er hatte auf den Sold eines Kapitäns verzichten müssen, der aus dem fünfundzwanzigsten Teil des Gesamtgewinns aus jedem Fang und einer Beteiligung an dem Erlös für die Fischlebern bestand, er mußte sich mit fünfundsiebzig Mark monatlich und Lebergeld begnügen; doch wem die Meeresseligkeit über alles ging, der war freiwillig arm trotz Weib und Kind. Und freiwillig verborgen auf dem dürftigen Schiffchen vor den Anführern der großen Ozeandampfer. Martin erstaunte vor Rohlfsens nautischem Wissen, als dieser ihn ins Kartenzimmer führte und mit ihm die vortrefflichen Seekarten studierte. Er begriff die Schwierigkeit, gut und sicher auf der Nordsee zu fahren, nun er von den zahllosen Untiefen, Riffen, Engen, Steingründen und den täuschenden und widrigen Wasserströmungen vernahm. Auch die Führung einer Nußschale erforderte die ganze Kunst, und Rohlffsen war weit entfernt davon, gering und demütig von seinem „Senator Kamphausen“ zu denken. Im Gegenteil: waren doch viele Fischdampfer enger und älter als dieser, hatten keine Apparate für drahtlose Telegraphie und keine Antenne zwischen den Masten wie dieser.

Jeder in der Bemannung mußte wie Rohlffsen, der freilich Martin sofort als der edelste aufgefallen war, von der Meeresleidenschaft befallen sein, um das Dasein in dem Gefängnis der eisernen Spanten zu ertragen. Elf Mann bildeten die brüderliche Republik. Die Untermannschaft, bestehend aus dem Obermatrosen Franz Ewald mit dem Titel Netzemacher, zwei Heizern und drei Matrosen, darunter einem Leichtmatrosen außer der Heuer, hausten im Mannschaftslogis; der Kapitän Kanabebus, der Steuer-

mann, der Koch namens Schäfer und die beiden Maschinisten wohnten in der Kajüte. Aus diesen Quartieren krochen sie hervor und standen ein jeder unaufgefordert und geräuschlos an seinem Platze, sobald seine Stunde da war, mit einem Stolze, der es nicht anders wünschte. Keiner gebot, keiner gehorchte. Alle, die beim Fischen mithalfen, hatten einen grausamen Dienst von meist achtzehn Stunden täglich und nur sechs Stunden Schlaf — welchem Schlaf in den stickigen Särgen! Trotzdem konnten sie nie länger als drei Stunden hintereinander zu Bett. Der Kapitän wachte von Mitternacht bis sechs Uhr früh, dann löste ihn der Steuermann ab und blieb bis zwölf Uhr mittags. Von Mittag bis sechs Uhr abends befehligte nochmals der Kapitän, von da bis Mitternacht der Steuerman. Zu den gleichen Zeiten standen umschichtig zwei Matrosen am Steuerrade. Nach demselben Gesetz wechselten die Maschinisten und Heizer miteinander ab. Sobald jedoch das Netz ausgelegt wurde, hatte das Deckpersonal zu seinem regulären einen Hilfsdienst bei Tage und Nacht: alle sechs Stunden wurde die Beute heraufgezogen, bearbeitet, gereinigt und verpackt, worüber jedesmal etwa drei Stunden vergingen.

Der Eindruck dieser Schilderung wollte Martin zu dem Schluß verführen, alle persönlichen Eigenschaften müßten in so unbarmherziger Arbeit aufgezehrt sein. Tiere, die in den Sielen gehn und sich nicht wehren noch beklagen! Aber er sehnte sich in die Reihe dieser Tiere wie in einen Himmel, in dem der Wechselzwang von Gut und Böse aufgehoben war. Allein, war nicht Rohlfsen etwas anderes als ein schönes Tier? — Sie alle besaßen wohl das Geheimnis der Meeresseligkeit.

Der Leichtmatrose, ein aufgeschossener Knabe noch fast, kam taumelnd an die Greting, um sich ein Stück Tau zu suchen, das der Netzemacher zu irgend etwas gebrauchte. Noch hatte er das Gewünschte nicht gefunden, als er an die Reling springen und sich erbrechen mußte.

„Leg' dich fünf Minuten hin!" sagte Rohlfssen und schüttelte den Kopf. Und als der Leichtmatrose unter Würgen und hilflosem Tanzen in der Back verschwunden war, erklärte er Martin, daß der arme Hinkel so auf jeder Reise zwei Tage lang unter schwerer Seekrankheit zu leiden habe, daß es aber natürlich unmöglich sei, ihn bei der auf das Notwendigste beschränkten Mannschaftszahl von der Arbeit zu befreien. „Er verflucht die Fahrt."

Martin staunte ein neues Rätsel an. Wenn man dieser Lebensform widerstand, war sie in der Tat ein Fluch.

„Man gewöhnt sich," fuhr Rohlfssen fort. „Wenn wir Hinkel eine zehn oder zwanzig Jahre später fragen, leugnet er den heutigen Tag."

Damit verließ er Martin und wendete sich seinen Obliegenheiten zu.

Martin schritt Hinkel nach. Der Knabe hatte die Bluse abgeworfen und sich in seine Koje gelegt. Er beschäftigte sich damit, einer der gemalten Damen zu seinen Häupten mit der Mütze stückweise ihre Nacktheiten zuzudecken, um den Reiz der freigelassenen Teile mit besonderer Hingebung zu genießen. Dabei drückte er mit den Zehen des rechten Fußes einer anderen Dame, die dort unten befestigt war, den Busen ein. Martins Ankunft und seine Fragen störten ihn in seiner Beschäftigung nicht. Sein grünlich bleiches Gesicht war aus der Ferne traurig angeschienen.

Ob er Heimweh habe? — Nein, da müßte er lügen. Ob er es zu Hause nicht gut gehabt habe? — Er schwieg. Ob Zwist, Ärger, Kälte, Unglück in seiner Familie gewesen wären? — Er zuckte mit den Achseln. — Ob seine Eltern arm seien? — Er wußte es nicht recht.

Sein Vater war ein Buttjer, d. i. ein Wattenfischer. Er hatte dem Sohne, bevor er zur See ging, eine Keie unter das Knie geschoben, wie er selbst eine benutzte, und war mit ihm beim Eintreten der Ebbe darauf zum Watt hinübergesaust. Eine Keie war ein Mittelding zwischen

Schlitten und Boot, auf dessen Hinterteil man mit dem linken Beine sich stützte, während man die Arme vorn auf die Kufenwände legte und mit dem rechten Beine nach hinten ausschlug, um sich im Schlamme vorwärts zu stoßen. Man flog wie ein Segel im Sturm durch die Untiefen und sammelte drüben auf dem Watt den mitgebrachten Korb mit den Händen voll, — soviel Fische hatte die Flut zurückgelassen. Anfangs hatten die Jagdfahrten dem jungen Hinkel gefallen, bald war er abgestumpft. — Aber seine Augen leuchteten auf, als er beschrieb, daß es einige ältere Fischer anders gemacht hätten. Sie stießen eine breite Gabel in den Schlick, hundertmal, dicht bei dicht, bis sich Schollen oder andere Tiere daran aufgespießt hatten. Das war kurzweilig und vergnügsam.

Martin glaubte, der Junge wolle sich mit der grausamen Vorstellung selbst martern, weil er in seiner Krankheitshypochondrie überall die Unvollkommenheiten des Lebens entdeckte, selbst im verlorenen Kindheitsparadiese. Allein es erwies sich, daß die Zeit des Staunens und Wunderns für Hinkel vor jenen Versuchen, zu arbeiten und zu erwerben, längst abgeschlossen gewesen war. Er schien selbst überrascht, als ihm ins Gedächtnis kam, wie er die Watten als Knabe angesehen hatte. Damals war der Wechsel von Ebbe und Flut ein Kampf zwischen Luft- und Wassertieren gewesen. Die Seehunde flohen, die Vögel kamen, und wieder flohen Möven und Austernfischer, und die Seehunde kamen. Zugleich leerten sich von der Mitte nach den Rändern des Watts die zahllosen Kanäle, zuerst die kleinen Fleete, dann die größeren Prielen, zuletzt die großen Ströme, oder sie liefen beim Überfall der Flut mit unheimlicher Schnelle voll.

Wie wenig Franz Hinkel darüber trauerte, daß er in dieser Wetterwiege mit ihrem großartigen Aufgebot tragischer Heerscharen nicht mehr gewiegt wurde, bestätigte seine Dankbarkeit für eine gründliche Ablenkung. Martin bemerkte durch sein offenstehendes Hemd die Tätowierung.

Stolz riß Hinkel das Leinen auseinander und blähte die Brust. Darauf war ein großes schwarzes Dampfschiff zu sehen. Die Hände wiesen tätowierte Kränze, die Oberarme Frauen auf, um den Mittelfinger war ein Ring gezogen. Dies sei wenig für den Neid: Franz Ewald, der Netzemacher, habe eine wunderbare Schlange um den Leib.

Der Leichtmatrose leuchtete wahrhaft auf.

Was die Tätowierung bedeute? — Alle Seeleute hätten sie.

Wie er dazu käme? — In Hamburg wurde man auf der Straße von Leuten angesprochen, die kein Geschäft hatten, aber aus dem Tätowieren eins machten. Für drei bis fünf Mark. Sie trugen mit Tusche die Zeichnung auf und ritzten sie mit der Nadel nach. Ewalds Schlange war in England durch ein elektrisches Verfahren eingebrannt worden.

Martin sah, sonderbare Schmerzen zu leiden und zuzufügen, war der Ehrgeiz und die Phantasieerfrischung dieses jungen Lebens. Er mochte nicht fragen, ob auch die gemalten Frauen um seine Koje wollüstige Peinigerinnen waren, oder ob er sich über sie eine leichte Herrschaft mit der Peitsche erträumte.

Übrigens fiel es Martin auf, daß der Leichtmatrose gegen ihn mehr Zurückhaltung bewahrte, als offenbar in seinem Wesen lag. Er begegnete dieser ihm unerklärlichen Achtung nun schon zum dritten Male seit seiner Einreihung an Bord. Die Stille des Kapitäns zuerst, der Freimut des Steuermanns und darauf Hinkel — die Haltung vor einem noch Fremden, den man vielleicht als Kameraden erkunden wollte, konnte nicht alles erklären.

Es bedrückte ihn und brachte eine zerstreute Unruhe über seinen Geist, als er, endlich seiner vernachlässigten Pflicht inne geworden, seinen Bruder aus dem Maschinenraum holte. Erst in den Nachmittagsgesprächen mit dem behaglichen Koch löste sich die Befangenheit. Schäfer war

eine Art Gelehrter und hütete sich vor der Gefahr des Hochmuts dadurch, daß er bescheiden, reichhaltig und ausführlich von seinem Wissen mitteilte und beständig um die Aufmerksamkeit seines Hörers warb. Eine von zärtlichen Lippen umfangene und nur sanft angefachte Zigarre kam dabei nicht aus seinem Munde. Zwar hatte er in der Kambüse reichlich zu tun, denn trotz der ununterbrochenen Beschäftigung aß man eigentlich immerfort auf dem Schiffe: um einhalb sechs Uhr früh Brot und Getränk, um einhalb acht Bratfisch zum Frühstückskaffee oder Tee, um einhalb zwölf als ein sehr reichhaltiges Mittagessen gutes Fleisch und Gemüse (nie Fisch), um einhalb vier einen Vesperimbiß, um einhalb sechs das Abendbrot, um einhalb zwölf Uhr nachts stand nochmals jedem eine Stärkung frei. Doch das hinderte Schäfer nicht, einen kleinen Welthandel mit allerhand Schaltieren des Meeres zu treiben. Besonders präparierte er Seespinnen und verkaufte sie an die vielen wissenschaftlichen Institute, mit denen er in Verbindung stand. Er hatte in dem Keller unter der Greting ein kleines Magazin mit seiner Ware und Handwerkszeug. Auch von Fischen, Urtierchen, Algen und Moos wußte er Merkwürdiges; meist klang es ein wenig unwahrscheinlich, etwa wie sich heutzutage Schilderungen aus der alten Geßnerschen Naturgeschichte lesen. Aus Büchern hatte er das wenigste, fast alles gründete sich auf eigene Beobachtungen oder Berichte seiner Bekannten. Doch trieb ihn kein eigentlicher Forscherdrang, sondern Zeit und Zufall häuften Kenntnisse in ihm an, und die Gelegenheiten, sie zu zeigen, befriedigten und sättigten den Klang seiner Worte und sonnten seine Laune. Martin wurde wieder froh, aus der harten Gedrängtheit seines inneren Umzugs, in dem der Besitz seines Lebens wie Kisten und Bündel unbenutzt, häßlich und gequetscht durcheinanderstanden, entfliehen zu können und sich Fabelreichem hinzuschenken. Schäfer versetzte ihn auf den Meeresgrund zu den Seeteufeln, die in

ihrem schreckhaften Rachen eine Welt von Lebewesen zusammenraubten, und schloß mit dem Berichte, daß man früher die Häute der spukhaften Ungetüme als Laternen aufgehängt hätte.

Staunen, fragen, hören, beobachten, untersuchen, — damit füllten sich Martins Stunden jenseits von Arbeit und Ruhe, als habe er sich vorgesetzt, ein künstliches Kindesalter, vor dem ein lemurisches Chaos lag, durchzumachen. Nicht viele Gegenstände waren zu betasten, nicht viel fremdes Leben war zu erobern. Daß selbst dieses Wenige mit seinem Dasein nicht nach rückwärts ins Nichts ragte, daß es in seinem Bewußtsein nicht ohne Gleichnis entsprang, verhüllte er sich gewaltsam. Und nach den Schatten hinter seinem Rücken kehrte er sich nicht um. Die Minuten sollten Monate, die Stunden Jahre ersetzen, um den Gewinn ihrer Berührung mit seiner vorangeeilten Leiblichkeit in Einklang zu bringen. Befremden und Widerstreben, um gleichsam bei der neuen Verkörperung der weitergewanderten Seele nicht wieder in Qual und Irre zu geraten, stritten mit der Verzweiflung darüber, daß er nicht zögern könne und sich in das vorschnell gewählte und nun verhängte Neue stürzen müsse.

Ein brennendes Dankgefühl schenkte ihm rasch den Bruder. Richard schien geräuschlos seinen Weg zu den Männern auf diesem Schiff vorbereitet zu haben, sie waren bereit und offen für ihn. Richard ließ ihm weiter unauffällig und unaufdringlich die Freiheit. Er ging ihm aus dem Wege, aber ohne Eifer, und er schien zu warten, ob Martin sprechen und was er mit ihm zu bereden haben würde. Doch Martin hielt noch zurück und hatte keine Klarheit.

Erst so kurz war ja die bange neue Zeit gewesen.

Keine dreißig Stunden seit der Ankerlichtung waren vergangen, als er sogar für das tyrannische Schiff etwas

wie eine Zärtlichkeit gefunden hatte. Bevor die zweite Nacht sank, war das Meer unruhig geworden. Die „Abendkühle“, wie der Steuermann sich ausdrückte, fing in den beiden kahlen Masten erstaunlich, mit schwermütiger Wildheit, zu musizieren an; eine Flucht pfeifender und jammernder Stimmen aus der Himmelsweite schien an ihnen magnetisch gehemmt und riß, quetschte, zerrte sich mit unfaßbarer Beharrlichkeit durch die Schlitze und Nadelöhre des Gestänges. Wasserbuckel und -hippen richteten sich auf und sahen über die Reeling, daß der Dampfer sich in müder Erschrockenheit langsam vor ihnen verneigte und nach langem Verharren in der schiefen Lage großartig und schwer aufrichtete. Er behielt die großartigen Rhythmen des Schwankens bei, als er sich auch vorn hart aufbäumen mußte und dem Überfall der schwarzrollenden Flut preisgegeben schien. Zuerst selten, dann immer häufiger sprangen die Wasserhügel auf das Deck und zerschellten knirschend, bräusend, ächzend, polternd, donnernd. Ein flaches Geström wurde auf den Brettern hin- und hergejagt. Auf beiden Seiten der eisernen Schutzwand um das Deck befanden sich je sechs Wasserpforten. Sie sprangen unter dem Anprall der Flut nach oben auf und spien sie kaskadenweis ins Meer zurück. Martin berauschte sich an dem Anblick und tastete sich, so gut es ging, über Deck, breitbeinig, geduckt, beide Fäuste an die Eisengriffe am Maschinenaufbau geklammert; einen Poller oder den hinteren Mast umarmend. Der Steuermann packte ihn am Kragen, als ihn gleichwohl eine Sturzsee umgerissen hatte und er im Rhythmus des Schiffes gegen Steuerbord prallte und mit der Rückbewegung gegen Backbord unterwegs war, wobei er aber von einer neuen See aufgehalten und für einen Augenblick unter ihr verschüttet wurde. Augen, Ohren, Nase, Magen waren für kurze Zeit unverhofft wie ausgelöscht. Rohlfsen riet ihm, da er beim Beginn des Tanzes sein ganzes Unterzeug ausgezogen hatte, ins Bett zu schlüpfen

und die Kleider an der Maschine trocknen zu lassen. Er mußte wohl folgen und ließ sich die Treppe hinabschleifen, neugierig, was von dem Treiben im Innern des Schiffes wahrnehmbar bleiben möchte. Er empfand das Glück eines Knaben, der sich einen Räuberangriff auf eine sichere Burg ausmalt, an der die Tore beinahe nachgeben, aber erst infolge der Erprobung ihre Unüberwindlichkeit erweisen.

In der mit nichts vergleichbaren Sicherheit, an einem Haar über dem Abgrund zu hängen, streckte er sich auf seinem Lager aus. Zum ersten Male hatte er zu längerem Aufenthalt die Kajüte betreten. Seine Absicht war gewesen, den stickigen Raum zu meiden und jede Nacht auf der Greting unter Sternen und Wolken zu schlafen. Nun waren ihm die rotlackierten Katakomben willkommen. Der Kapitän lag in seiner Koje und hatte ihre beiden Schiebetüren beinahe zugezogen. Der glühende Draht in der Glasbirne bebte, der feurige Reflex im Lack öffnete einen Riß in unwirkliche Dimensionen, in die Räume vielleicht, aus denen es wie ein pfingstliches Zungenreden die Höhle im Meere überbrauste.

Martin horchte hinaus, als er die Decke über sich gezogen hatte. Die Steuerkette klopfte dumpf, hastig und unregelmäßig über seinem Kopfe auf die Bretter. Die Schraube rührte zuckend und knotig fort, während das Fortsinken und Ansteigen des Schiffes in den seufzenden und knackenden Wänden wie ein Ersterben in Ohnmachten und ein Erwachen aus ihnen atmete. Martin gab sich willig der Gewalt hin, die ihn bald nach rechts gegen die Verschalung stülpte, bald nach links drückte und über den Bettrand schleudern wollte, bald seine Füße an die Querwand senkte und ihn steif wie eine Leiche aufzurichten versuchte, bald den Kopf hintenüber zog, bis auch dort die harte Holzgrenze ihn aufhielt. Was er in der Vorstellung für unmöglich gehalten hätte, das tat er jetzt: er zog die Schiebetüren bis auf eine schmale Luke zusammen, ganz

wie Kanabebus. Durch diese Luke blinzelte er die kardanisch aufgehängten Ersatzlampen an, die allein lebendig schienen und wie Muselmänner Gebetsposen ausführten mit langem Verneigen und gekräftigtem Aufrichten.

Eben hatte er auf der rechten Seite geruht und lag nun auf der linken. Hingegeben der Beklemmung, die durch den Druck auf das Herz entstand, bemerkte er, daß mit der Umdrehung des Körpers, der bloßen, mechanischen Umstellung, das ganze Leben verwandelt wurde. Hatte es sich auf der rechten Seite einem nüchternen Lichte entgegenbewegt, gegen die Kälte und Fahlheit des abnehmenden Mondes, so nahm es jetzt einen Kurs gegen das wohlige, grüngoldene Verzauberung strömende Vollmondlicht. Ein süßes Wehesein, Nähe des Todes wie ein Weingeruch, große gefaltete Schmetterlingsflügel im schwermütig einschlafenden Fleische, eine tränenselige Selbstentfremdung, übertanzt von gierigen, glücklichen, ewigkeitslüsternen und -gewissen, selbstsüchtigen Erinnerungen und Wünschen des eigenen Ichs — das alles war er in der Dauer eines einzigen Atemzuges. Und weiterhin wurde der Mohnrausch des Hirns immer bunter und leichter. Gestalten, namenlos einsamer und wesenhafter Gesang, unaussprechlich tiefes Begreifen des Daseins verklärten ihn, — erscheinend, folgsam, leitbar, kaum daß ein Gedanke bei ihnen angelangt war und sie angetupft hatte: folgt mir! Je mehr die Glieder in Dumpfheit still wurden, um so mehr überraschte sie das befreite Erscheinen ihres Sinnes. Aus umwölktem Hirne zuckten all seine versäumten oder doch für immer versunkenen Tage. Eine Ahnung, als hätte seine ganze Auffassung des Lebens daheim durch solch ein Liegen auf dem Herzen ihren Zwang erhalten, als wäre diese Lage die Ursache seiner Finsternis gewesen, durchzuckte ihn. Er brauchte sich vielleicht nur auf die andere Seite zu kehren, und er sah alles anders: das Schicksal wurde zu seiner Schuld, seine innere Erkrankung zu seiner Schwäche, er mußte dann umkehren, ein verlorener Sohn,

den Vater um Verzeihung bitten und die Kränkung der Mutter in seinen Tränen waschen. Begriff er nicht, auf das linke Ohr gedrückt, seine Umgebung, die ihm, wenn er aufrecht in sie getreten war, ekel erschien?

Die Kajüte schien ihm mit allem, was sie enthielt, in heimtückischer Dämonie nur dazu gebaut, ihn in dieser Stunde zu empfangen. Der Gestank ihrer eingekerkerten Luft preßte ihm den Schweiß aus der Stirne. Sie ließ sich nicht lüften, denn sie lag ja tief im Meere und ihr Oberlicht drang durch vier dicke, vergitterte und verpichte Glasplatten, die jetzt die Maulschellen der Sturzsee aushalten mußten. Das einzige Bullenauge hätte die offene Luft wohl einquellen lassen können, wenn es nicht geradeswegs in die zwei Schritt entfernte Kambüse geschaut hätte. So fanden die Schlafdünste eines halben Dutzends Menschen keinen Ausgang und drehten sich wie die Geister ihrer Gedärme an den Wänden entlang. Dazu umschwebten die Gerüche und Dämpfe der häufigen Mahlzeiten die Schläfer jederzeit, zumal der brenzlige, nasse Fettschleim einer schlechten Margarine, dessen Gegenwart infernalisch wurde, da er sich mit dem Rauche der fast nie erlöschenden Zigarren, Zigaretten und Pfeifen mischte.

Schon blakte wieder ein Pfeifenfeuer, und dicke Rauchkugeln wälzten sich auf schräger Bahn in die Höhe: der Kapitän war aus dem Bette gesprungen und hatte sich einen Becher voll Tee gegossen, aus der Kanne, die unter der Tischplatte in einem Holzgestell schwebte. Auch der Becher wurde bei Sturm in einem aufgelegten Gerüst eingeschient. Martin wunderte sich, daß der Inhalt bei dem wütenden Auf- und Niederbohren, bei dem jähen In-die-Tiefe-Stechen des Schiffes nicht überschelperte, und als er die Rauchblasen sich so ungestört entfalten sah, war ihm, als hätte jemand einen luftleeren Käfig in das wüste berstende Wassergebirge gehängt, um sich an den unheimlichen Späßen der darin Gefangenen zu belustigen. War ihm seine ganze Innerlichkeit in ihrem Recht eben frag-

würdig erschienen, so wurde ihm nun der Kapitän zu einer elbischen Erscheinung, obwohl seine Erdhaftigkeit durch Schmutzkrusten noch verstärkt wurde.

Kanabebus fuhr sich mit den schwärzlichen Händen über das Gesicht. Zwischen den gesunden Wangen und dem glatten Kahlkopf hatte die Sonne eine Runzelzone eingefügt. Die Fältchen strahlten von den flinken kleinen Augen aus.

„Man muß sich waschen,“ meinte Kanabebus, als er Martins Blick auf sich gerichtet sah, um das Fuhrwerken der Hände in seinem Gesichte zu erklären. Als er keine Antwort erhielt, setzte er hinzu: „Wir waschen uns bloß trocken.“ Und nun erfuhr Martin, daß alle am Fischfang Beteiligten sich niemals wüschen, weil sonst das Netz risse, und solch ein Netz koste zwölfhundert Mark. Kanabebus verspottete gutmütig seinen Aberglauben, aber es war kein Zweifel, daß weder er noch irgendein anderer seinesgleichen ihm jemals untreu werden würden. Alle Klänge seiner hellen Stimme waren ständig wie von dem Laute r durchmischt, und sie bekam dadurch etwas einem frischen Lachen Ähnliches. Das Gesicht änderte seinen behaglichen ernsten Ausdruck nie. Er war als der Letzte vor der Ausfahrt zu seiner versammelten Mannschaft gestoßen, nein, er war plötzlich dagewesen, unscheinbar, mit einem Handtäschchen und einem unwahrscheinlichen Melonenhute — nur diese Attribute ließen ihn überhaupt vorhanden erscheinen. Er hatte nicht gesprochen, doch alles war ihm sogleich gefügig gewesen, als hätten sich seine Gedanken über das Schiff verbreitet und die Leute sich als deren Figuren still und unwillkürlich zu drehen bebegonnen. Er war der fleißigste und hurtigste, er war durchaus prosaisch und pfiffig politisch. Das seemännisch Sonderbare, das zur Ermöglichung des von ihm gelebten fünfzigjährigen Werkeltages in sternengleicher Ferne von der übrigen Welt doch in ihm ruhte, brach aus zwei entgegengesetzten Wesenspolen hervor. Der eine lag im

Gewölk der Märchen und Fabeln und ließ dort seine Funken springen, der andere wärmte sich in einem höchst irdischen Düngerhaufen. Von dem ersten angezogen, wurde er ein Abenteuer spinnender Don Quijote, aber seine Schnurren von der Revolution in Chile oder dem vor Valparaiso verlorenen Bein, auf dessen Fehlen er nach zwei Tagen aufmerksam gemacht worden war, und das er dann gesucht und gefunden hatte, seine Berichte, wie er von seinem erschossenen Pferd, ohne den Boden zu berühren, auf den Rücken eines anderen geturnt war, gewannen ihren Reiz dadurch, daß es nie so schien, als habe er selbst sie erlogen, und daß er sie dennoch sicherer und originaler vortrug, als ihr gleichgültiger verschollener Erfinder es irgend gekonnt hätte. Er pflegte sie bei den Mahlzeiten, in einer Runde, die nicht einmal schmunzelte, aber hingegeben lauschte, vorzubringen und aß dabei ungeheuer wie ein Ritter des Mittelalters. Nichts Anmutigeres war denkbar als diese Tischgespräche, und in wenigen Minuten war das Mahl trotzdem beendet. Der andere Wesenspol war die Unsauberkeit. Aber auch sie haftete nicht eigentlich an Kanabebus und schien wie durch eine farbige Brille des Beobachters diesem vorgetäuscht. Die ungelüfteten Betten des Kapitäns dufteten nicht nach Narden. Die Jacke war schmierig, die Hosen wiesen eingetrocknete Rinnsale auf, welche von den genossenen und verschütteten Getränken herrührten. Und jetzt eben wunderte sich Martin, daß der Kapitän in voller Kleidung fast — nur ohne Jacke — in der Schlafkommode gelegen hatte, obwohl die Kajüte fieberheiß war. Kanabebus antwortete, niemand im Schiff lege sein Unterzeug ab, und er ginge mit gutem Beispiel voran, indem er auch die Hose nicht auszöge. Er erklärte den Sinn dieser Bequemlichkeit so: „Damit wir immer bereit sind, wenn einmal etwas passiert.“ Schnell genug gelangte er mit dieser Philosophie in die Koje zurück und vergeudete von den wenigen Schlafstunden keine Minute, und bald

hing wieder seine große, dunkle, eingeschlafene Hand fried-lich und wie segnend herab gegen den Kajütentisch.

In Gedanken sah Martin noch eine Weile sein Nach-bild durch den Raum huschen, und es erneuerte sich seine Empfindung, die derbe Gestalt sei etwas wie eine Seifen-bläserei gewesen, lebensfähig in der besonderen, isolierten Atmosphäre. Weckte man sie zum Bewußtsein ihrer selbst, so zerplatzte sie. Und wieder mußte er seiner Eingebung nachhangen, er habe sich bisher immer eine solche Atmo-sphäre geschaffen, und ihr lebendiger Inhalt sei mit ihrer Durchlüftung zerstörbar. Wie Kanabebus etwas ganz anderes war als ein Troll mit Schmutzschwarten und Klabautermannssagen, so waren er und die Seinen etwas anderes als die Schemen in seiner Vernunft. War er ihnen seit dem Abschied von Hause nicht immer von neuem zu Leibe gegangen? Nur die Klarheit und der entschie-dene Wille hatten gefehlt.

Sein Herz klopfte so stark, daß er sich auf die andere Seite herumdrehen mußte. Mit befreiter Genugtuung stellte er fest, daß alsbald wirklich das ganze üppige Gewühl in ihm stillstand. Zwar blieb der Inhalt seiner Vor-stellungen unverändert, aber Leere und Unbefriedigung umgab ihn. Gespenstisch war die Einfalt in dem Hin und Her. Hatte ihn das zornige Schaukeln des Dampfers zu diesem Hans im Glück gemacht, der bald mit Stolz auf seine leeren Hände blicken würde? Hatte er den großen Puls vernommen, dessen Schläge Tag und Nacht hervorbrachten und immer wieder Tag und Nacht? Er verhielt den Atem und gab sich wollüstig der Wucht des Schiffes hin, das nun weich, aber unentrinnbar nach Steuerbord in Sturm und gischtendes Brausen tauchte, nun zäh und unnachgiebig nach Backbord, angeheult und umdonnert. Allgemach unterschied er das Schwanken nicht mehr und fühlte sich nur unterwegs in dem unsichtbaren Lärm. Wie wenig Furcht man hatte! Wie glücklich man sich unter die Gesetze des schwarzen Ozeans

bückte und das andächtige Ohr nichts anderes sein hieß als sie selbst! Wieviel mehr das kleine Poltern der Steuerkette doch erschreckte!

5

Am nächsten Abend war der „Senator Kamphausen“ in seinen Jagdgründen. Die Fische standen nur auf begrenzten Bezirken der See an, und je nach den Arten, die gefangen werden sollten, mußte man verschiedene Reviere aufsuchen. Die Flut hatte sich wieder beruhigt und warf nur noch ab und zu höhere Hügel auf. Sie flimmerte und quirlte eiliger als gewöhnlich ihre Strudel an dem Schiffe vorbei.

Erregt und mit der Empfindung, daß jetzt etwas Unerbittliches geschehe, verfolgte Martin die Vorbereitungen zum Fang. Er begriff sie nicht, obgleich der Steuermann ihm die Vorkehrungen erläuterte. Die Spülschoten, der aus drei Fächern bestehende Raum zwischen Mannschaftslogis und Dampfwinde, wurden zur Aufnahme der Fische klargemacht. Die eisernen Regenbogen vorn und hinten auf dem Schiffe nannte man Galgen. Im Scheitel ihrer Rundung hingen Rollen. Über diese liefen die Kurrleinen, Stahltrossen, die von der Winde abgelassen wurden und in einem System von dicken Ketten mündeten, die angestrafft eine schiefe Pyramide bildeten. Die Basis dieser Pyramiden waren die ungeheuren Scheerbretter, plump, schwer, eisenbeschlagen und an den Ecken abgerundet. Die Ketten aber strafften sich, sobald die Bretter über Bord geworfen waren, und der Wasserdrang begann nun bei voller Fahrt des Dampfers auf sie so zu wirken wie der Winddruck auf einen Drachen, nur daß er sie, während sie durch ihre Schwere zur Tiefe sanken, zur Seite drückte, das eine nach rechts, das andre nach links, so lange, bis das zwischen ihnen befestigte Netz gestrafft und vollständig offen war. Die Scheerbretter schleiften also in senkrechter

Stellung über den Grund. Bevor Martin dies recht gefaßt hatte, sah er von der ganzen Einrichtung nichts mehr: sie war versunken. Der Dampfer lag schief, von dem Widerstand hinübergezogen, denn nur die Galgen der einen Seite wurden benutzt. Von den Riesentrommeln waren fast vierhundert Meter der Stahltrossen abgewickelt worden — das Dreifache der Meerestiefe in dieser Gegend —, die Hälfte dieser Länge blieb auf der Maschine zurück. Wie unendlich verlängerte Arme hielten die Trossen das Grundschleppnetz in der verborgenen Tiefe.

Als Martin von der geneigten Steuerbordseite in das undurchsichtige Wasser hinabstarrte, zog ihn der Steuermann weg. „Sie dürfen hier niemals stehen, während gefischt wird. Das Netz könnte drunten Klamotten einladen und abreißen. Dann würden die Kurrleinen über Bord zurückschlagen. Es ist schon vorgekommen, daß sie einen Mann, der ihnen im Wege stand, glatt geköpft haben."

Obgleich von der Gefahr wie von einem Troste süß angezogen, trat Martin zurück, bevor Rohlfsen ausgeredet hatte, und setzte sich zu dem Koch auf die Kambüsenschwelle. Schäfer wußte ihm das eben Gesehene faßlich zu machen.

„Ja, der Tod ist nun über Bord gestiegen. Denken Sie an das Wesen, von dem wir gestern sprachen, an unseren Seeteufel. In dessen Gestalt ungefähr hat sich der Tod vermummt. So sieht das eben noch schlaffe Netz aus, wenn es sich unten aufgebläht hat. Nur ist der Seeteufel diesmal viel größer als ein ausgewachsener Grönlandswal. Sein Maul ist so breit wie das Schiff lang ist, und vom Maul bis zur Schwanzspitze ist es ebenso weit. Seine Oberlippe ist die Headleine, seine weit zurücktretende Unterlippe das Grundtau. Und wie Kiemen oder Ohren haften an den Maulwinkeln die Scheerbretter. Unser Seeteufel ist natürlich ein Plattfisch: das Maul ist nicht einmal mannshoch. Durch dieses Eingangstor schwimmen seine Namensvettern und andere Fische in hellen Scharen ein, ohne zu merken, daß sie im Schlunde sind.

Sie kommen bis in den Schwanz, den Steert. Dort stoßen sie dann mit dem Kopfe an die Wand. Nun möchten sie rasch umkehren, aber vorn geht es nicht wieder hinaus, weil eine gewaltige Zunge, der Flabber, sie zurückdrängt, und außerdem noch Backentaschen, die Morten, sie auffangen. Diese Backentaschen stecken wie Tüten, deren Spitzen etwa die Augen andeuten könnten, in dem Rachen des Unholds. Was einmal in seinen Bauch geraten ist, bleibt verloren. Aber es wird nicht gleich gewürgt, sondern alles Lebende kann sich wenigstens noch bis zum Aufzuge des Lebens erfreuen, wenn auch unter tausend Schicksalsbrüdern eingepferchт. Nur der eine Unterschied besteht zwischen diesem amphibischen und dem echten Tiefsee-Seeteufel, daß der letztere still auf dem Grunde liegt und wie ein Wegelagerer wartet. Sein Oberteil hat ja Klüfte und Schrunden wie der Meeresboden, und seine Fühler biegen sich im Wasserfließen unschuldig hin und her wie zwei Algenbäumchen, mit denen sie eine täuschende Ähnlichkeit besitzen. Nun spielt solch ein Fischchen oder Seestern heran und will von den Algen ein Blättchen nippen. Da schnappt das Maul darunter zu, und es ist aus. So kann es der Popanz, den wir hinunterwerfen, nicht anstellen. Er hat keinen zerschluchteten Körper und auch keine Algen zum Köder. Er muß jagen und rast wie der fliegende Holländer über dem Meeresgrunde dahin, genau so schnell wie jetzt wir, und unser Schiff ist sozusagen nur der Schatten, den er heraufwirft."

Trotz der Warnung des Steuermanns stand Martin doch bald wieder auf der schleppenden Steuerbordseite. Fast wünschte er, die gefährlichen Stahltaue möchten reißen und ihm irgendein Leids tun. Nur er allein von den elf an Bord schien das unaussprechliche Unrecht und die Grausamkeit zu spüren, mit der die Bewohner der Tiefenwelt überfallen wurden. So sicher wie in einem Mondlande lebten sie, kindergleich, ohne eine Stimme zum Jubeln oder Klagen, mit eigenen Gesetzen der Lust

und Bitternis, die den Kreis des Wünschbaren und Erträglichen gewiß so dicht erfüllten wie die Schicksalsgesetze unter den Menschen, und nun gesellten sich den unsichtbaren Göttern der Fische die plumpen, blutgierigen, zweibeinigen, giebelnasigen Götzen! Der Scharlach, in dem die mordstinkenden Völkersagen prunkten, zerriß, verblich vor der nüchternen Beschreibung praktischer Geräte aus den Winkeln dieses winzigen Bootes. — Nur, wer ein Fremdling war, lernte die Dinge anzusehn. Und sie erzählten keine Geschichte in die Tiefe der Zeit hinein, sondern in die Tiefe des Raumes. Ihre Überlieferung, faßte man sie ernst und recht, war ohne Zweifel und Irrtum. So müßte man auch das persönliche Leben auseinanderlegen vor dem Sinne des Auges, das sich begnügt, anzuschaun: — und es kennt nur Gegenwart. Gegenwart ist das Ergebnis und Urteil. Seine Verknüpfung rührt nichts an und schlingt nichts in schmerzhafte Knoten, sie bevorzugt nichts und läßt nichts aus. Aber unter der Führung der Klage und Anklage, des satten Glücks und der hungrigen Sehnsucht in die Zeiten hinab- und hinaufzuwandern, das macht elend und leitet nicht vom Fleck.

Wie in einem Fieber starrte der Fremdling auf das Meer. Unter dem weichen rollenden Granit seiner Schwärze sah er schattenhaft das aufgesperrte Netz schleichen. In feierlichen Zügen, silbern leuchtend, verließen Fabelwesen ihre wimmelnden Städte und fuhren hinein, immer mehr, als warteten sie, schon ein geballter Klumpen, in einer Kirche auf einen, der ihnen ein Heil zu verkünden hätte. Er kam und kam nicht. Inzwischen ließen sie sich gutwillig meilenweit sanft fortschieben, immer weiter, immer weiter. Hörte das nie auf? Endlich — sie wurden gehoben, senkrecht stiegen sie an, beängstigend gehoben, fast schwindelnd, weil ihr Wille nicht gefragt wurde, aber sie sahen sich ja beieinander, ganz wie drunten in ihrer sinkenden Stadt, und sie schlugen verschüchtert mit ihren

Flossen, sie halfen und widerstanden noch nicht, aber bald, währte es noch lange, so würden sie gewaltig widerstehen — fingen nur die Brüder bald sich zu wehren an — waren sie denn gelähmt? schämten sie sich nicht, auf die Kraft zu verzichten und sich tragen zu lassen? —

Martin lehnte sich an die Dampfmaschine, welche die Winde betrieb. Rohlffsen stellte sie an. Sie begann ein klapperndes Lachen, zappelte mit den Kolben, die schiefen Kreisscheiben der Trommel schossen wie Betrunkene, immer gleichsam kopfüber in die Tiefe stürzend, um sich selbst. Die Kurrleinen liefen zurück, in wenigen Minuten schwoll die Trommel zu einem unförmigen Geschwür an. Der Lärm wurde ungeduldiger, keifender, gieriger, die Scheerbretter patschten im Wasser auf, machten einen hohen, unbeholfenen Sprung, baumelten an den Galgen.

Dann war es plötzlich still auf dem ganzen Schiffe. Die Winde und die große Dampfmaschine waren abgestoppt.

Gestalten wie sonderbare Leichenträger standen an der geneigten Bordseite: die ganze Deckmannschaft hatte Wasserstiefel und schwarze oder gelbe Ölmäntel angezogen. Die Reihe bückte sich stumm über die Steuerbordreling, und der Kapitän begann mit klarer Stimme einen wohltönenden Arbeitsgesang. Kanabebus schien in seinem Inneren zu feierlichem Ernste verwandelt, und wenngleich er komische Worte gebrauchte, hörte ihn Martin mit verwunderter Ehrerbietung an, während das schwere triefende Netz in die Hände der Fischer aufgehievt wurde. Der Kapitän sang: „Hohe — johe — hohoho — wiedewupp wiedewupp." Wohl zwanzigmal mußte hinübergelangt und mit der ganzen Körperkraft gerafft werden, bevor der gefüllte Steert an das Schiff kam. Rohlffsen haschte das Tau, das über eine Rolle hoch am Maste heruntergelaufen kam, und die kleine Maschine kollerte, gurgelte und trommelte nun nochmals einen kurzen Wirbel, bis die Beute gehievt war und über dem ersten Fache der Spülschoten hing.

Schwermütig schwankte der Steert noch ein wenig hin und her, anzusehen wie ein umgekehrter brauner Luftballon. Er mochte zwanzig Zentner schwer sein. Wasserbäche rieselten aus ihm an Bord wie eine traurige einförmige Musik. Hunderte von silberigen Fischköpfen, maskenhaft, die Mäuler weit aufgerissen, von den Netzmaschen gewürgt, starrten wie Gehenkte ringsum aus dem Ball. Die feindselige künstliche Sonne der Arbeitsbogenlampe zischte diese Toten an, und es war Martin, als käme der Ton des Kohlenstiftes aus ihnen wie ein endlos wimmerndes, schnarchendes Ah! Sie waren das verachtete Kleinzeug, um das sich niemand kümmerte. Das Erwünschte hing noch verborgen im Steert.

Der Steuermann bückte sich unter ihn, band ihn auf und bog sich dann rasch beiseite. Klatschend stürzte die Last an Bord.

Martins Augen standen über dem gräßlichen Gewimmel wie zwei weit in den Weltraum hinausgesandte Engel auf Wacht: sie durften sich nicht umkehren und ihren Herrn bitten, er möge sie abrufen, sie durften nicht wanken und mußten bitter aufmerken, um nachher zu berichten, was sie wahrgenommen hatten.

Zunächst sah man nichts als ein wütendes und verzweifeltes Schlagen mit den Schwänzen. Die fühllosen Bretter ließen ein dumpfes Rammen, ein schnalzendes Klitschen hören, wenn sie getroffen wurden. Plattfische schnellten in die Höhe. Ihre weißen Unterseiten, auf denen sie im Meeresgrunde geruht hatten, warfen müde Blitze in die Luft. Die dunklere Farbe der Oberseite brauchte sie, nun der Untergang über sie gekommen war, vor keiner Gefahr mehr zu verbergen. Die hilflos und wie verzerrt aufgerissenen Schlünde blieben stumm, doch dem, der sie zum ersten Male sah, schrien sie wie verdoppelt, wie verzehnfacht auch aus der tückischen Kugel der schwarzen Luft die Angst und den Schmerz des Sterbens in die Ohren. Sie bettelten um Erbarmen in einer Sprache, die

Haupt, Arm und Bein eines Menschen in elende Ameisenwinzigkeit verzaubern konnten.

Als Martin, wie in einem Ohrenklingen zusammenschmelzend und darin nach einem Jenseits hinüberfließend, sich aufgerafft hatte, war das gut sechs Quadratmeter große und halbmeterlange Fach über und über gefüllt mit meist armlangen, herrlichen Fischen. Seitlings lagen sie, quer übereinander. Von einem Rücken glitten zwei Köpfe, der eine müde schon, der andere noch nach Luft ringend. Ein paar Schwänze hingen in einem schlaffen Munde. Und viele Fische waren ganz begraben unter brüderlichen Wesen. Die unglücklichen und hämischen Physiognomien der großen Kabeljaus schielten überall hervor, ihre dicken, weißlichen Köpfe glotzten wie kurzsichtig in Ingrimm und Bitterkeit vor sich her. Katfische, die von ihrem merkwürdigen Katzenkopf ihren Namen hatten, zählebig und mit dem Gebaren geschmeidiger Raubtiere, hauten ihr ungeheuer scharfes und starkes Gebiß in den blauen Rücken eines zitternd hingestreckten Blaufisches.

Der Leichtmatrose, der so seekrank und so wehleidig gewesen war, bemerkte das, griff einer dieser Katzen mit zwei Fingern in die Augäpfel und riß sie in die Höhe. Dabei sagte er: „Einbringen tun die Blauen ja nichts, aber gebissen wird nicht! Da hast du was für deine Zähne. Wenn du es klein kriegst, sollst du schwimmen.“ Er hielt das Maul des Katfisches an eine eiserne Stange. Das Tier schnappte zu und blieb geduldig hängen. Der Junge lachte Martin an und zerrte den Fisch an der Schwanzflosse. Erst nach geraumer Zeit glitt der starke Turner von der Stange und verschied. Martin fand kein Wort.

Der Koch wünschte ihm seine Wissenschaft zu beweisen und deutete auf einen großen Seeteufel. Mit einem Stocke stocherte er ihm drei Makrelen, Seerosen, Seesterne, Quallen und Krebse aus dem Rachen. „Bei dem da, bei dem und dem und dem könnte ich es ebenso machen. Sie sind

alle gleich hübsch, aber der da ist noch schöner. Der Knabe wiegt wenigstens seine anderthalb Zentner."

Er meinte einen Rochen, einen glatten, viereckigen Riesenlappen mit Leben, der an einer Ecke einen Kopf und an der gegenüberliegenden, sagenhaft verirrt, einen Schwanz hatte.

Vor all diesen Mirakeln sah Martin zunächst nicht die kleineren Rotzungen, die nach ihrer platten Gestalt deren zarte junge Söhne schienen, er übersah sie, obschon ihrer ein paar hundert da waren. Und der Koch, dem sich schnell die ganze übrige Mannschaft gesellte, wies dem Fremdling die sonstige Beute vor. Sie umfaßte viele Dutzende von Schellfischen aller Größen, einige schlanke, beinahe mannsgroße Lengfische, kleine Haie, zwei Seehechte und einen Seehasen, ein paar Seeratten — eine Abart der fliegenden Fische —, Wittlinge, einen Steinbutt, ein paar Rotbarsche, sehr viele Seerosen und Seesterne, gelb, grün, rot, blau, zerquetschte Quallen, Krebse aller Größen bis zur Languste hinauf, Muscheln, Pilze, zahllose eines Namens nicht gewürdigte Fischchen, dazu Flaschen, Dosen, Büchsen, sogar einen Strohhut. Während man stolz seinen Fang vorwies, stampfte man behaglich auf den armen Tieren herum. Ob man Augen, Mund oder Bauch zertrat, war gleichgültig. Aus der Sicherheit des Herumtretens auf der armen Kreatur entnahm Martin, daß es jedesmal so war, alle Tage viermal, und als der Steuermann seine Mannschaft mahnte, nicht solange zu feiern, wußte er es gewiß. Denn um keine Minute unausgenutzt zu lassen, vierte man sofort das Netz hinab, und dieses war gar nicht anders zu erreichen als über die Fischleiber hinweg.

Schon zuckte es nur noch wenig in der blanken Streu der Gefangenen. Viele der Tiere würgten an ihrer Blase, die ihnen aus dem Maule gesprungen war. „Stech' em doch op de grote witte Zigarr!" sagte der größte der Männer, der Netzemacher, zu dem Leichtmatrosen, und dieser stieß mit seinem Messer hinab.

Auf Rohlffsens Mahnung zur Arbeit verteilten sich alle Hände an die Fron jahrelang gewohnter Griffe. Nur der Koch stelzte noch müßig in den Fischen herum. Wie ein weißes Gespenst schnappte er hinab und sammelte sich seine Seespinnen heraus, diese phantastischen Schaltiere mit ihrem Schildkrötenleib und ihren oft fingerdicken, langen Beinen. Gleich ungeheuren trägen Läusen ruderten sie mit den Scheren und den behaarten Wanderfüßen in dem neuen Himmel des elektrischen Lichtkegels, statt durch nasse Materie durch einen Äthersturz lebenden Geistes. Sie griffen wie betrunken und wie ledig ihres schweren Kürasses in das Dünne hinaus und waren dann mitsamt dem Koche verschwunden.

Unterdessen sortierten die Matrosen das bunte Meeresvolk. Die Rotzungen und Schellfische sowie die Edelbutten wurden in besondere Körbe geworfen, die großen Fische in die mittlere Abteilung der Spülschoten. Was mit dem Schwanz voran lag, wurde beim Schwanz ergriffen, wer den Kopf zu oberst hatte, dem drückte man die Augen in den Kopf hinein und warf ihn im Henkelgriff des Daumens und Mittelfingers hinüber. Also hatte der Knabe jenen Katfisch mit keiner selbsterfundenen besonderen Grausamkeit an die eiserne Welle gehängt! Wagte sich ein Fisch zu wehren, zappelte und biß er blind zu, so sauste ein Absatz auf ihn hinunter, oder er wurde am Hinterleib gepackt und mit dem Kopf gegen ein Brett geschlagen. So war das Schot bald leer. Ein Matrose stieg mit einer Schaufel hinein und schaufelte die zurückgelassenen Gliedmaßenhaufen von Seerosen, Seesternen, Quallen, Krebsen und Muscheln weg, über Bord — all die zerstörte Schönheit wie Kompost. Gleichzeitig waren in das zweite Schot drei oder vier Mann gestiegen. Messer flogen aus ihren Taschen und blitzten in den Händen auf.

Martin ertrug es nicht länger. Er wollte nicht abwarten, was sich in dieser zweiten und gar in der dritten

Höllenstation zutrug, und eilte zu seinem Bruder in die Maschine.

Martin hielt eine Ölkanne in der Hand, um den friedlichen Rhythmus der Glieder noch mehr zu sänftigen.

„Wieviel Roheit ist in diesen Menschen!"

„Ja, in uns allen," erwiderte Richard.

„Und das geschieht sechsstündlich Tag und Nacht."

„Nicht nur alle sechs Stunden. Und nicht nur auf diesem einen Schiffe. Das geschieht überall, in allen Meeren und auf allen Kontinenten. Zehntausend Jahre vor uns, zehntausend nach uns. Viele wissen das nicht, aber wir haben es doch eben gesehen und setzen uns dennoch am Tische nieder und essen. Oft begreife ich das nicht, ganz wie du, Martin. Wir halten uns Henker und Henkersgehilfen und sind heiter dabei. Aber wir klagen, wenn uns eine Schwester oder ein Bruder ein Haar krümmt, und noch nicht einmal das."

Martin erbleichte und entgegnete nichts.

Richard fragte: „Wie weit sind sie draußen?"

„Sie haben Messer."

„Dann werden sie jetzt beim Aufschlitzen sein. Und das Blut fließt über ihre Hände und die Ölmäntel."

„Die Augen eingedrückt. — Die Blasen im Maul. —"

„Wenn es dir nicht feige scheint, einen Trost zu suchen: die Fische kommen alle betäubt herauf aus ihrer großen Tiefe. Der Druck des Wassers ist von ihnen genommen. Sie haben einen Berg erstiegen, und ihr Kampf ist nur noch eine Traumerinnerung, nicht wahr?"

„Wer würde minder roh sein, wenn es nicht so wäre?"

„Und dieselben Menschen, die in dieser Stunde den armen Wesen wehetun, suchen in anderen Stunden mir oder dir gut zu tun. Sie erzählen dir, was du gern hörst, oder geben dir die beste Schlafdecke —"

„Wenn sie es mit dem Bewußtsein täten, etwas zu sühnen, hätten es da nicht im Letzten die Fische selbst an mir getan?"

So weit hatte Richard noch nicht gedacht. Er hatte den Bruder für seinen selbstsüchtigen Zornmut, der ihn hierhergetrieben, strafen wollen, und nun wies er ihm, wie groß und schön das Gewebe der Welt gewoben war. Er beschloß, an Martins Zorn nicht zu rühren, um nicht zugleich mit seiner Ungerechtigkeit seine Frömmigkeit zu stören.

„Ja, Martin," sagte er, „schenken wir der Kreatur manchmal wenigstens unseren Schmerz über sie."

„Auch den nimmt sie nicht an: Sie wird ihn stillen."

Als Martin die Treppe hinanstieg, fand er im Schein einer rasch eingeschraubten elektrischen Birne den Koch hinter seiner Küche sitzen. Er hatte ein paar auf der Maschine gedörrte und ausgebleichte Seespinnen neben sich liegen. Die stammten aus den Fängen der vorigen Ausfahrt. Um sie für seine Kundschaft verwendbar zu machen, strich er sie mit einem breiten Pinsel aus einem Farbentopfe rot an, wie es ihnen für ihr Leben im Paradiese anstand. Er tat befriedigten Gesichts eifrige Züge aus seiner Zigarre.

6

Eine große Traurigkeit umgab Martin den ganzen folgenden Tag und verließ ihn nicht. Vor dem Fischfang schloß er die Augen und hielt sich viel in der Hitze des Maschinenraumes auf. War wenig zu tun, so half er den Heizern die Kohlen aus den Bunkern ans Feuerloch zu befördern. Steuermann Rohlfsen bemerkte, daß er einsam sein wollte, und suchte ihm aus seiner Niedergeschlagenheit zu helfen. Er führte ihn ins Kartenhaus hinauf und blätterte mit ihm in dem großen Flaggenbuch, in welchem die Signale farbig abgebildet waren, Hieroglyphen des Grußes und aller Not. Er unterhielt ihn wie ein krankes Kind am Bilderbuch. Hier oben könne er auch schlafen, ganz allein in dem luftigen Gemach. Nur müsse er sich vorsehen, daß die Füße nicht im Traume in den Apparat für drahtlose Telegraphie führen; der sei mit einem hochgespannten tödlichen Strome geladen. Dann entließ Rohlfsen den Matrosen am Steuerrad und gab dieses Martin wie ein Spielzeug in die Hand. Nachdem er ihm die Griffe gezeigt und den Kompaß erläutert hatte, verließ er ihn lächelnd. Voll Eifer warf Martin die Speichen herum, um nur ja nicht vom Striche zu weichen. Aber als Rohlfsen nach einer Stunde wiederkam, erwies es sich, daß der Dampfer völlig aus seiner Richtung war. Er fuhr durch eine dem Kurse entgegengesetzte Strömung, so daß er zwar im Wasser die vorgeschriebene Fahrt gemacht hatte, aber über dem Grunde auf derselben Stelle geblieben war. Es wurde gelotet und mit Hilfe des Oktanten und der Karte die Ordnung wiederhergestellt. Müde gab der schlechte Seefahrer das Rad dem Matrosen zurück.

Abends saß er mit Rohlfsen auf der Greting, seinem Lieblingsplatz. Er stützte sich auf das harte Tauwerk, das dort zum Trocknen lag, während zwischen seinen Beinen die Steuerkette von Zeit zu Zeit zuckend aufklopfte wie etwas Lebendiges, wie ein eisenschaliger verwundeter Wurm, der das ersterbende Leben aufpeitscht und sich bäumt. Er sah schweigend hinter sich, und ihm war, als stiege das Schiffchen von der schwarzen Wand des Meeres immer tiefer und tiefer hinab.

Martin teilte diese Empfindung dem Steuermanne mit und meinte, nun könne er sich nicht mehr vorstellen, daß es irgendwo noch Land gebe.

„So ist es," sagte Rohlfsen. „Und dann ist es nicht so schwer, sich von dem zu trennen, was man einmal gehabt hat. — Stimmt das?"

„Kann sein. Ich habe nicht viel gehabt."

„Sie nicht. Ihre Familie aber. Die war doch reich?"

„Weshalb meinen Sie das?"

„Ihr Bruder hat es erzählt. Am Abend, so um diese Stunde. Da, wo Sie jetzt sitzen, hat er auch gesessen. Sie sollen solch einen merkwürdigen Urgroßvater gehabt haben. Herr Richard schilderte ihn, wie jemand, den man sehr verehrt. Der alte Herr Leonhard Wendenich war manchmal geradezu hier an Bord."

„Was wir hatten, Boden und Gut, wir Wendenichs, haben wir längst nicht mehr."

„Ihr Bruder sagt: ‚Wenn das Wasser dazwischen liegt, dann hat man alles Verlorene immer noch, und was hinter dem Wasser noch so sehr festes Land ist, das ist dann bloß wie in Gedanken da.'"

Martin war auf das höchste erstaunt. Er hätte geschworen, Richard zerbräche sich über das Zurückliegende, gar über Kraft und Besitz und Niedergang der Ahnengenerationen den Kopf längst nicht mehr. Er fragte:

„Ist mein Bruder manchmal traurig?"

„Immer fröhlich. Mit der fixen Idee, das Festland

sei bloß in Gedanken da, hat er hier sogar Anhänger gefunden. Das Wort ist unter dem Schiffsvolk unseres Senators — sehr groß ist das Volk ja zwar nicht — sogar so eine Redensart geworden. Freut sich einer, im Hafen mit einem Mädel auszugehen und spuckt andächtig ins Wasser, so heißt es: dies ist ja bloß noch in Gedanken da. Oder wenn Herr Richard uns eine Woche lang keine Seezeitung in seiner Antenne fängt, dann sagt man ihm: was in so einer Zeitung drinsteht, das ist bloß noch in Gedanken da."

„Ja, ja."

„Und dann müßt ihr auch einen wunderbaren Vater haben."

Martin sprang auf.

„Hat er das gesagt?"

„Jawohl."

„Der ist doch so krank —"

„So?"

„Hat er das niemals erzählt?"

„Nein, niemals. Was fehlt ihm denn?"

Martin war tief erschüttert. Er antwortete nicht, setzte sich und sah auf die pochende Steuerkette zwischen seinen Füßen, den zuckenden Wurm.

„Warum wunderbar?" fragte er nach einer Weile.

„Weil er niemand etwas tut, von keinem etwas will und weil er immer wartet. — Das hätten, erzählt Herr Richard, all seine Kinder von ihm geerbt, nur er, der Herr Richard nicht. Aber gerade er spricht so mit uns, daß wir durch sein Reden ergriffen werden. Seine Andacht in jedem Wort! Der Nachdruck. Das Geheimnisvolle. — Und sein Schweigen darauf. Als sagten seine Lippen: — nie mehr. Er hat damit schon manchmal einen Streit geschlichtet. Oder wenn er nachgeschrieben hatte, was das Kartenhaus von den Unruhen in Mexiko aus der Luft aufgefangen hatte, dann hielt er seinen Vater wie einen heiligen Mann gegen die mexikanische Unruhe."

Martin wagte seinen Blick nicht zu erheben. Die Glätte und das Dunkel der Meereswand funkelte ihn dennoch von der Seite an, und das Schiff stieg, ahnungslos, ruhig seinen dumpfen Herzschlag in die Reling, in die Masten, in die letzten Ausläufer seines Körpers strömend, immer weiter abwärts. Das Wasser war ein gigantischer Trichter, dessen oberer Kreis längst die Kontinente überragte, längst in aller Stille die unteren Sterne in sich genommen und ausgelöscht hatte. Der spitze Kratergrund mochte noch in tiefer Ferne liegen, aber einmal mußte auch er erreicht sein. Wer ohne Rettung ihm entgegenstieg, hielt gedankenlos still und fragte nicht: was dann? Er ließ sich anschimmern von den demantenen Seetieren, die hinter dem Flutenvorhang schwebten, rings erhoben, feierlich wie Möven und Adler, — Rohlfsen verließ den schweigenden jungen Wendenich mit der von innen beglänzten Stirn.

Jetzt war die Zeit gekommen, daß Martin seinen Bruder Richard befragen mußte um den Geist des Blutes, das in ihnen beiden war. Jetzt wußte er, daß sie beide diesem Geiste mit ihrer Grübelei gedient hatten, und daß der eine ihn als einen trüben, der andere als einen lichten Geist zu erkennen glaubte. Auch Richard war bis zum Urgroßvater zurückgeschweift. Von dem waren Kinder und Kindeskinder ausgegangen, die ihm, dem Reichen, Gesunden, weit entfremdet schienen, — die Besitzlosen, Zerbrechlichen, Umnachteten. Der Alte war doch wie Osman gewesen, der Vater des Osmanenreiches, der, nur ein Knecht unter seinen Knechten, im Traum aus seinem Nabel einen Baum aufwachsen sah, welcher die Erde überschattete?

Als Martin zu Richard zu reden begann, zuckte es sonnig um dessen Mund.

„Wie habe ich mich auf diese Stunde gefreut!“ sagte er. „Und schon zweifelte ich, daß sie für uns beide kommen würde.“

Martin dachte an den Kuß bei der Begrüßung und fühlte ihn erst jetzt. Das damals Unmännliche lag nun jenseits der Frage nach männlich oder unmännlich. Er wich einer geraden Erwiderung aus und sagte, sich der Ursache ihrer Unterhaltung nähernd:

„Ich begreife manches in dem Verhalten der Mannschaft, manches in ihrer Scheu und Vertraulichkeit. Sie kannten mich als deinen Bruder, und du hast freundliche Legenden über einige der Unseren unter sie gestreut. Rohlfsen berichtete mir — ich glaubte freilich mehr über dich daraus zu erfahren als über ihre Helden. Du hast auf deine Weise ein Garn gesponnen wie Kapitän Kanabebus auf die seine?"

„Demnach meinst du, ich täusche mich? Mag sein, obgleich es mir nicht wahrscheinlich ist. — Ich will dir aber gestehen, daß du selbst mich auf die Schliche des Spinnens gebracht hast."

„Ich?"

„Ja, du. Und darum war mir Mutters Nachricht, du kämest, eine Hoffnung und Genugtuung. Ich las ihren Brief ohne die geringste Regung eines Vorwurfs gegen dich. Was hier geschrieben steht, dachte ich, erklärt mir nichts. Es hat wohl Folge, aber keinen Zusammenhang. Es hat auch einen reichlich bitteren Geschmack. — Daß es den hatte, begreifst du nach den ‚Legenden', wie du dich ausdrücktest, in deren Freundlichkeit und Sehnsucht auch du eingeschlossen warst."

„Wie nun habe ich dich auf die Kanabebusereien gebracht?"

„Du hattest einmal, als ich noch zu Hause war, für die Schule einen Aufsatz über die Erhaltung der Kraft zu schreiben. Statt dessen schriebst du eine ‚Kanabebuserei'. Sie hat mir einen Eindruck gemacht, ob mit Recht oder Unrecht, ist gleichgültig. Jedenfalls — die Menschen sind eigensinnig und wunderlich — habe ich immer an dich gedacht mit dem registrierenden Gefühl: Martin ist der

unter meinen Geschwistern, der sich seine Weltgeschichte aus den Fingern saugt. Hast du es seitdem nicht getan?"

„Wahrhaftig nicht. Aber was stand denn damals in meinem Aufsatzhefte?"

„Warte einmal. Ich bringe es nur noch ungefähr zusammen. Mir ist die Tatsache wichtiger gewesen und geblieben als ihr Inhalt." Er suchte sich zu entsinnen und wurde manchmal durch Martins frohes Lachen unterbrochen, bis er von seiner Bemühung abließ und sagte:

„Ach was, ich bin nicht du. Wozu hätten wir dich denn in Person da? Hiermit wird dir aufgegeben, die Geschichte bis morgen früh abzuliefern."

Martin war durch die Aussprache so fröhlich gestimmt, daß er den Auftrag ernst nahm und ihn auszuführen beschloß. Er schlief die dienstfreien Nachtstunden hindurch im Kartenzimmer, wie es Rohlfsen vorgeschlagen hatte. Wenn Richard aus der Maschine heraufkam, um Luft zu schöpfen, sah er da oben das Licht brennen. Martin bückte sich über einen Briefbogen und schrieb, vom Lärm der Fischfänger nur in seinem äußeren Ohre berührt, das Folgende:

Im Kirchenbuch des Dorfes Randau, dem wir entstammen, steht eine märchenhafte Geschichte von einem vor gut zweihundert Jahren verstorbenen Hans Wendenich. Aus grundloser Eifersucht tötete er seine Frau im Schlafe. Um den Dolchgriff über ihrem Herzen quoll es so rot auf, daß von dieser furchtbaren Lichtquelle das Morgenrot auszustrahlen schien.

Kaum hatte das Weib seinen letzten Seufzer getan, so sprang eine große weiße Hündin aus dem Bett, und der Leichnam lag nicht mehr darin; auch der Dolch war verschwunden. Entsetzt verbrannte Hans Wendenich das Bett.

Die Hündin sah ihm dabei so demutvoll und treu in die Augen, daß er sie vor Grauen erwürgte. Doch in

dem Dampf ihres letzten Atems regte und ballte es sich, eine Amsel flatterte daraus hervor und setzte sich auf den Tisch vor den Teller mit der unberührten Mahlzeit.

Hans Wendenich scheuchte die Amsel zur Tür hinaus und zerschlug den Tisch. Als er sich abends zur Ruhe streckte, saß die Amsel vor seinem Fenster auf der platten Erde und klagte und sang durch den Garten. Er lief hinaus, verjagte sie und suchte sich im Vollmondlichte einen Stein, den er neben sich vors Bett legte für den Fall, daß der Vogel wiederkehren und ihm den Schlaf stören würde. Und er lag noch nicht mit allen Gliedern glatt, als es draußen wieder sang. Da warf er den Stein auf den Vogel. Dieser flog nicht auf, sondern neigte den Kopf und verschied. Das Blut, das aus seinem Schnabel sickerte, verteilte sich zwölfsträhnig auf dem Erdboden, und während es eintrocknete, erstarrte es wie zu krustigen Wurzeln, welche von der Erde nicht ganz bedeckt wurden. Beim Erheben des Blickes gewahrte Hans über den Wurzeln auch einen Baum. Der hatte vorher nicht im Garten gestanden. Es war ein breiter, gerader Apfelbaum.

Nun erkannte der Bauer mit Schrecken, daß seines Weibes Leben der Ausrottung widerstrebte. Er hätte sich lieber selbst umgebracht, ehe denn die Axt an den Stamm zu legen. Oft umschritt er ihn von ferne, nachdem er sein Tagewerk vollendet hatte, und er sah mit Sorge, wie der Herbst die Blätter abriß, oder der Sturm einige Äste, weil er fürchtete, aus der Zerstörung möchte eine neue Verwandlung hervorgehen. Und das Rauschen hielt ihn manche Nächte bis an das Frührot wach. Der Baum überdauerte das Jahr und trug im folgenden Spätsommer drei Früchte, rote, herzförmige Klumpen, eine große wie ein Menschenherz, eine mittlere wie das Herz eines Hundes, eine kleine wie das Herz der Amsel. Sie fielen bis tief in den Winter hinein nicht ab, so daß Hans sie mit Zähneklappen endlich pflückte. Jedes Jahr bildeten sich dieselben drei Äpfel, und er erntete sie nun zu ihrer Zeit, doch

nie genoß er etwas von ihrem Fleische, sondern verschenkte sie an bettelnde Wanderburschen.

Da der ungepflanzte Baum nach den Gesetzen der Jahreszeiten grünte und ruhte wie die anderen im Garten, verlor sich allmählich in Hans Wendenich die seinetwegen erlittene Qual: er nahm ein anderes Weib, und dieses gebar ihm ein Kind. Er ließ es zu, daß die neuen Hausgenossen die drei Früchte aßen, und es geschah ihnen kein Schade.

Um die Zeit kam ein Krieg über das Land, und weil die Soldaten Brennholz brauchten, holzten sie den Garten des Bauern ab. Zwei von ihnen wollten den verzauberten Apfelbaum fällen. Da sträubten sich Hans Wendenich die Haare, er warf sich dem einen von ihnen entgegen und wurde mit ihm handgemein. Währenddessen jedoch hatte der andere den Stamm umgehauen, und Hans ließ nun von dem ersten ab. Die beiden Krieger zerhieben Holz und Strauchwerk und luden es auf ihren Rücken, doch sobald sie den ersten Schritt von der Stelle taten, war ihre Bürde verschwunden. Sie bekreuzten sich und flohen.

Hinter ihnen aber stand Hans mit einer jungen Frau. Sie war sein erstes Weib, nicht älter an Gesicht und Gestalt als bei ihrem Tode. Sie ging dem Bauern entgegen, küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Komm herein und gib acht, daß du die schönen roten Äpfel dort nicht zertrittst; nimm sie auf und bring sie herein." Sie sprach, als wäre nicht die mindeste Frist vergangen seit ihren letzten Worten, und er tat, wie sie ihn geheißen.

Drinnen sagte sie: „Ach, ich bin müde", und suchte im Winkel nach ihrem Bett. Er ließ sie zuerst gewähren, und bat sie dann, nicht weiter zu suchen, da sie sähe, der Winkel wäre leer. Sie schien es zufrieden und fuhr fort: „Ich bin hungrig", doch ließ sie sich an dem vollbesetzten Tische nicht nieder, der an der Stelle des alten zerschlagenen stand.

Als darüber die andere Frau des Bauern mit ihrem Söhnchen hereintrat, fragte sie: „Wer bist du?“ — Sie erhielt zur Antwort: „Ich bin die Frau dieses Mannes, und dies ist mein Sohn.“ Und die erste schien verwundert und sprach zögernd, als suche sie sich in ihrer Erinnerung zurechtzufinden: „Du bist die Frau dieses Mannes?“ Die zweite entgegnete nun ungeduldig, und um mit der Fremden, vielleicht einer Kriegslandstreicherein, in keinen unliebsamen Wortwechsel zu kommen, verteilte sie die drei Äpfel, die Hans in der Hand hielt: an den Knaben das Amselherz, sie nahm das Herz der Hündin, und Hans, der von Sinnen dabeistand, mußte den größten Apfel essen.

Daran starben sie zur gleichen Stunde, und der Bauer sah mit brechendem Auge, wie sein erstes Weib in einen kleinen Aschenhaufen zusammenfiel, und wie ein Dolch, der nämliche, mit dem er sie einst getötet, zwei Ellen hoch aus der Luft klappernd in die aufstäubende Asche stürzte. —

Lächelnd überlas Martin diese Erfindung aus seiner Schülerzeit. Er hatte bei seiner Abreise nicht gedacht, daß er eine von jugendlichem Stolze beglänzte Nachtarbeit in wehmütiger Erinnerung, wiederum in einer Nacht, aufbauen würde. Und es freute ihn, daß er auf Richards Scherz ohne Zögern eingegangen war und ihn morgen oder, wenn er möchte, sofort überraschen konnte. Das Blatt schon in der einen Hand und die Türklinke in der andern, blieb er zögernd stehen und schritt dann lange in dem Käfig des Zimmerchens hin und her. Schade, daß dieses ungestörte Quartier eigentlich doch nur eine große Laterne war!

Ihm war der Gedanke gekommen, auf die Weise wie er die Schüleraufgabe gelöst hatte, eine ernstere Auseinandersetzung durchzuführen: die Erforschung seines Weges hierher. Mit Sinnieren, Klagen, Trotzen, Fürchten und Hoffen hatte er es nun genugsam versucht. Wie, wenn

er die von seinem Geiste zurückgelegte Strecke aufzeichnete, daß die Gründe und Gegengründe, die Fragen und Antworten befestigt wurden und sich nicht widersprechen konnten? Wenn er etwas wie eine der Seekarten malte, die hier in den Schubfächern lagen, wo Riffe, Untiefen, Strömungen, Steinböden, Haupt- und Nebenlinien, Leuchttürme und Bojen eingezeichnet waren, und die sicherer führte als die gelegentlich mitgeteilten Erfahrungen zurückgekehrter Schiffer? Wenn er solch ein Lexikon der Flaggensprache anlegte?

Er holte sogar den Band schon heraus und versenkte sich spielend in die erfinderisch vielfältige Ordnung. Und die See rauschte ihm erregender aus diesen Zeichen als in der Wirklichkeit vor den Wänden des Kartenzimmers.

In einer neuen, ernsteren Klarheit tauchte ihm Richards Wort, das Festland sei auf dem Meere nur in Gedanken da, aus dem Blute. Alles war nur in Gedanken da: dem Steine war der Peitschenhieb keine Schmach, dem Ohre die Musik keine Freude, und die Augen oder Hände hatten nicht Vater und Mutter. Kein Zeugungsglied zeugte einen Sohn. Ein Gedanke mußte hineingetan werden.

Dies zu überlegen, linderte die Gewissenslast, obgleich es sie an Umfang und Schwere vergrößerte.

Errötend gab Martin seine Absicht auf, gleich zum Bruder zu gehen, und legte sich zur Ruhe.

Aber morgens, nach seinem ersten langen und erquickenden Schlaf auf dem Schiffe, gestand er ihm seine nächtlichen Einfälle. Richard nahm sie nicht, wie er sollte, als Schnurrpfeifereien, sondern verweilte bei ihnen. Das Märchen steckte er unentfaltet zu sich. „Schreib es dir doch auf, was dir durch den Kopf gegangen ist. Nun ist es dir peinlich, daß ich dir das rate, und du schämst dich. Du kannst es ja gleich wieder zerreißen und brauchst es mich nicht lesen zu lassen. Du willst ja keine Erinnerungen schreiben und weder deine Eitelkeit erfreuen noch dein

Testament machen. — Nur glaube ich, daß es zu Hause nicht zu dem bösen Auftritt gekommen wäre, wenn du schon damals, zum Beispiel in Briefen an mich, deine Bedrängnis mitgeteilt hättest."

„Ach, lassen wir es doch, Richard. Es war bloß ein Wetterleuchten des Schlafes vor Übermüdung."

„Immerhin war es eine auf Fischdampfern ungebräuchliche Form der Übermüdung."

„Du meinst, der Auftritt zu Hause wäre vermieden worden —"

„Sicherlich. Vielleicht läßt er sich sogar jetzt noch vermeiden. Ich sehe deine Qual, Martin."

„Vielleicht ließe er sich jetzt noch vermeiden?"

„Du verstehst, wie ich das meine, er läßt sich vermeiden in der Sphäre, in der er sich noch nicht ereignet hat. Gestehe dir das Unwiderrufliche ein, und es ist wunderbar widerrufen. Rüttle aber daran mit Leugnung, Vorwurf, Verteidigung, Recht, Unrecht, Schuld und Sühne, und du nährst es mit seiner besten Speise."

„Ich weiß doch im Grunde von den Zusammenhängen nichts."

„Willst du durchaus Richter sein?"

„Das nicht, keinesfalls aber selbst auf die Verantwortung verzichten."

„So habe Mut zu einer — wie soll ich sagen — fröhlichen Verantwortlichkeit. Denk an die Tiere, die du im Netz hier auf das Schiff kommen sahst. Sie verantworten ihre Schönheit und Häßlichkeit durch sich selbst. Sie schreien in ihrem Leben und Tode nicht immer nach dem Beistand und der Ordnung ihres Schöpfers. Wenn ich in Gefahr war, in ihren letzten Augenblicken wie ein Stellvertreter dieses Schöpfers, ratlos und verzweifelt vor ihnen zu stehen, rettete ich mich, indem ich mich in Gedanken in den Haufen warf und mir vorstellte, selbst solch ein Wesen zu sein. Es tat nicht weniger weh, glaube mir. Nur war ich nicht von vornherein von der

Möglichkeit eines außerordentlichen Schicksals ausgenommen. Und als Geschöpf sah ich schon Zusammenhänge, die ich als Sachwalter eines Schöpfers in ihrer Richtigkeit bezweifeln und in ihrer Härte hätte mißbilligen müssen. Meine Verantwortlichkeit lag in den Leidenschaften des Staunens, des Freuens oder Weinens — das ist eine fröhliche Verantwortlichkeit, denn ein Schöpfer kann ja nicht staunen und also nicht lachen und also nicht klagen und also nicht Zusammenhänge sehen. Sein Blick folgt einer anderen Kategorie."

„Du machst mir wieder Lust zu phantasieren. Ich schäme mich nicht mehr, weil du mich nicht mißverstehst."

Richard erwiderte, daß er schon seit längerem das Bedürfnis gehabt hätte, mit irgendwem unter seinen Geschwistern den Geist des Vaterhauses zu beschwören, und daß sie nun Erinnerungen austauschen könnten, die durch Martins Notizen angeregt würden. Dieses Bedürfnis beweise von neuem, daß sie eines Blutes wären. Und sie würden an dem Glücke ihrer Freundschaft miteinander bauen.

Die Brüder gingen, während langer Gespräche unzertrennlich, auf dem Deck hin und her, saßen in der Maschine beieinander, oder zuhöchst über dem Steuerhaus und am Rettungsboot. Martin nahm es ohne eine peinliche Empfindung an, daß Richard einen Teil seiner Ersparnisse zur Bezahlung des Netzemachers und der Heizer verwandte, die Martins Dienst dafür mitversahen. Martin war ganz frei. Er saß nach Belieben in der Kajüte, im Kartenzimmer, am Heck oder oben irgenwo im Schiffsaufbau und schrieb, soviel es ihm beliebte. Vor der übrigen Mannschaft gaben die Brüder ihre Besprechungen und Martins Aufzeichnungen als eine technische Arbeit aus. Niemand war neugierig, niemand störte.

Alle sechs Stunden spulten die Kurrleinentrommeln ihren Faden ab und wieder auf. Der Eisraum füllte sich mit vielen Zentnern Fisch.

In der Kajüte begann Martin seine erste Seite zu schreiben.

„Wir sind arm. Meine Mutter lebt daheim mit einem Manne — ist er eine große Puppe? ist er — — doch nein, ich will nicht fragen, um den Schicksalgeschlagenen noch einmal zu schlagen. Als wir Kinder waren, fürchteten wir uns vor ihm. Wir nahmen den Eltern das Essen, das uns nährte, mit dem feindseligen Vorwurf aus der Hand, daß wir auf der Welt wären.

Vordem waren wir reich, Großbauern, fröhlich, stark, hatten offene Hände für andere. Das Stück Erde, das mein Urgroßvater zusammenschweißte, war größer als die meisten Adelsgüter, die seit Jahrhunderten ihre Schmarotzer mästeten.

Wir sind gestürzt, schnell. Ist das schade? Ich höre in dieser Frage von fern einen Triumph, den ich noch nicht erklären kann.

Der Raum, der unser Eigentum war, ist zehntausendfach geschrumpft zu ein paar Kammern, die wir zudem nur gemietet haben. Und ich sitze nun in diesem dreieckigen rotlackierten Rattenloche, vergraben ins Meer. Mir gehört, ungerechnet die Lappen im Schiffskasten, außer meinem Leben nichts.

Dennoch komme ich mir nicht bettlerhaft, verloren, ausgestoßen vor, seit kurzem nicht mehr.

Der Weg der Meinen, von außen betrachtet so traurig und hoffnungslos, scheint mir heute reich und abenteuerlich, weil durch ihren Kopf viele andere Dinge geströmt sind als durch die Köpfe anderer. Freilich mag diese Art Abenteuerlichkeit nur für meinesgleichen einen Reiz haben, etwa für meinen Bruder. Ich bin schon in der Schule bestraft worden, weil ich die Frechheit hatte zu behaupten, daß mich am gallischen Krieg die Gedanken des Julius Cäsar weit weniger interessierten als die seines Pferdes, und gerade diese seien nicht überliefert.

Obgleich ich von früh auf durchschaute, daß fast alles, was auffiel, was allgemeines Gespräch wurde und nach außen die größten und entscheidenden Veränderungen hervorbrachte, nur geringen Wert hatte, so daß ich mich seiner anmaßenden Tyrannei nicht beugen mochte, glaubte ich dennoch lange, ich müsse in den Gefilden jener verschmähten Gesinnung glücklich werden.

Aber ich entsinne mich nicht, mit einem Geiste, der über das Menschenleben gesetzt wäre, jemals einen Vertrag abgeschlossen zu haben, der mir einen Anspruch auf Glück bescheinigte.

Ich nehme diesen Lebensherrn an, um sagen zu können, was ich meine: Seine Zwecke und Ziele liegen oft jenseits des einzelnen Menschen. Vielleicht reift, was in unserem Vater im Dunkel aufhört, in uns Kindern, vielleicht erst in unseren Kindern. Es ist wie mit meiner Reise.

Es schwankt und fährt um mich durch die Dunkelheit des Meeres, wohin, kann ich nicht sehen. Die Steuerkette klopft über meinem Kopfe auf die Planken. Ich höre sie pochen, jemand dreht das Rad. Ich kann auf das Klopfen bloß horchen und es deuten.

Ich will das vielen abstoßende und nutzlose Leben meines Vaters deuten, da wo es unsichtbar anklopft. Er erschien mir manchmal wie ein Verklärter — daher erstaunte ich, daß auch Richard ihn so gesehen hatte. Ich spüre, daß er in mir noch Fahrt hat."

Als Martin soweit geschrieben hatte, erkannte er, daß er auf solche Weise das innere Bild nicht fasse. Er schaltete nun sich selbst aus und erzählte, als wären der Name Wendenich und seine Träger ihm fremd. Seine Figuren bewegten sich um ihrer selbst willen, als wäre er noch nicht geboren.

Erstes Buch

I

1

Das Dorf Randau besaß um den Anfang des vorigen Jahrhunderts eine gewaltig ausgedehnte und reiche Feldmark; längs der Weichsel wuchsen zwischen morastigen Wasserlachen urweltliche Weidenkämpen, daran schlossen sich Torfwiesen, und an den Abhängen der den Strom begleitenden Höhenzüge baute man Tabak. In den ebenen Landzungen zwischen diesen runden Erhebungen drängte sich auf üppigem Grase das Vieh, und auf den Höhen selbst wogte unübersehbar das Korn. Es hatte viele Hunderte von Wellen zu schlagen, bevor es das feste Dorf bespülte, und es hatte in Hunderten von neuen Wellen weiter daran vorbei zu wogen, bevor es auf sandigerem Grunde verebbte und einen Damm in den Kiefern- und Fichtenwäldern fand, in denen die Feldmark Randaus endigte.

Der vielgestaltige Boden konnte nicht gleichmäßig an die gleichmäßig stolzen Gehöfte verteilt sein, die mit weiträumigen Gebäuden — Wohnhaus, Scheune und zwei Ställen — im Viereck einen großen kahlen Hof umgrenzten und sich in tiefe Gärten wie in warme Pelze wickelten. Aber mochte dem einen Eigner viel Torf und Heu gehören und seinem Nachbarn viel Holz und Korn, Wohlstand schien ihnen allen in gerechter Fülle gegeben.

Die Zugehörigkeit der Äcker änderte sich dennoch beständig. Schmerz und Kummer faltete hier ein Gesicht zusammen und verkleinerte das Grundstück, Jugend faltete dort beides auseinander, — das ging in der ganzen Welt so zu. Aber ein schmerzloses Alter machte in Randau viele Höfe gleichsam herrenlos, so daß eine besonders tat-

kräftige Familie bequem ihr Tagwerk auf die Ländereien dieser Höfe ausdehnen konnte.

Diese Familie, das waren die Wendenichs, die mitten im Dorfe am Fuße der Kirche saßen. Bastian Wendenich schlich um die alternden Gehöfte und prüfte sie. Er schien einäugig, weil er seinem Unterredner immer nur eine Gesichtshälfte zukehrte und eine große vorspringende Nase besaß, hinter der das zweite Auge verschwand. Sein Haus war das kleinste, wenn man das Müllerhaus und natürlich die vielen Instkaten nicht rechnete. Er wollte bauen. Doch ihn konnten die Gebäude der Nachbarn nicht locken. Die waren ergraut, die gebukelten Fensterscheiben zeigten einen edlen Altersglanz. Er wanderte eine halbe Stunde weit und betrachtete das Kachursche Gutsschloß. Er schritt dessen Länge ab, hieb an jedem Ende seine Hand senkrecht in die Luft, zählte die Schritte zwischen den Hieben und notierte sie. Er behielt aber das Ergebnis seiner Messungen und seine Pläne in der Stille bei sich und ließ die behäbigsten Wirtschaften Randaus einstweilen unbehelligt weiter verfallen.

Auf den Pfosten ihrer Zäune setzte sich Moos nieder wie nach einer Flut. Spaltete sich ihr Holz, so waren die Spalten grau, als wäre das Innere der Pfähle in allen Fasern so schwach und stockig. Kleine Tiere wohnten darin, unverscheucht, heimisch, fast zutraulich, — Einsiedler und Familiengenossenschaften, auch sie schon mit einer Geschichte. Sie lebten, als wären die Wolken, die über die Pfosten gingen und mit ihrer Nässe die Verwitterung hervorbrachten, allein ihnen zugehörig und als schiene die Sonne nur ihnen, um das Holz dürr und sprock und zu Schlupfgängen geeignet zu machen. Die Bauern ließen die Sonne und die Wolken den Kerfen und Würmern und störten sie nicht. Die Gewohnheit wirtschaftete für sie.

Als der pfiffige Müller Gottlieb Schmautz es fertigbrachte, seine Mühle und das dazugehörige dürftige Haus

zu verpachten und im Herrensitze nebenan ein großer Grundbesitzer zu werden, griff auch Bastian Wendenich zu, stellte rasch ein vergrößertes Modell des Kachurschen Schlosses hin und warf, unterstützt von seinem Sohne Leonhard, seine Taler auf die Äcker ringsum; blieb das Land auch noch unbezahlt, so war es doch sein eigen, besetzt wie die Felder in einem Schachspiel.

Eine Zeitlang entspann sich nun ein Wettbewerb zwischen den Häusern Wendenich und Schmautz. Damals hießen die Herren auf den Höfen beide Leonhard. Vorüberfahrende zeigten sich ihren Besitz: „Leonhard Schmautz, das ist der mit der Windmühle, — er betreibt sie aber nicht mehr selbst; Leonhard Wendenich sitzt hinter der großen Torpappel, die auf dem Wege Napoleons gepflanzt worden ist, und hinter den Eichen.“ Die beiden hatten sogar bei einem städtischen Lehrer Latein zu lernen begonnen, doch infolge der Eifersucht ihrer Väter, die ihre Kraft nicht entbehren wollten, den Unterricht unterbrechen müssen. Im Ton einer Legende wurde im Dorfe erzählt, wie die beiden Leonharde schon als Knaben eine geistige Befreiung für alle gebracht hatten. Ihnen, den ebenso unzertrennlichen wie übermütigen Freunden, verdankte man, daß die Dorfschule von ihren muffigen Unsitten gereinigt wurde. Damals betrieb noch der Schneider, mit gekreuzten Beinen auf dem Katheder hockend und in eine Näharbeit vertieft, das Schulmeisterhandwerk. Verfehlten die Kinder die rechte Antwort auf dunkle Fragen, so mußten sie mit umgehängten Tafeln, auf die für die Knaben ein Esel, für die Mädchen ein Schwein gemalt war, zum Spott durchs Dorf pilgern. Betrugen sie sich ungebärdig, so wurden sie in das Kachursche Erbbegräbnis, das sich auf dem Dorffriedhofe befand, zu den Särgen gesperrt und standen Höllenängste aus. Da beschlossen die beiden Leonharde, eine solche Einsperrung für sich heraufzubeschwören, um sich im Erbbegräbnis ohnmächtig auffinden zu lassen und einen Todesschreck mit Verstörung

und entsetzlichen Phantasien zu heucheln. Sie führten die Eulenspiegelei so gut durch, daß die Behörde sich um die Randauer Schule kümmerte, den Schneider davonjagte, die Schmachtafeln abschaffte und vor die Totenkammern ein festes Schloß legte.

Das war nun schon lange her. Der freundschaftliche Wettbewerb zwischen den beiden Leonharden wuchs sich zuweilen bei den Feldarbeiten zu Ehrgeiz und Ingrimm aus, und an festlichen Tagen wurde er weit sichtbar und hörbar. Die Bediensteten der beiden Höfe beteiligten sich dann an der Schaustellung der Wendenichschen und Schmautzschen Herrlichkeit. Wenn am Silvester das Jahr abgeknallt wurde, so horchten die Knechte gegenseitig auf das Prasseln der Peitschenhiebe, das von drüben durch die Nacht getragen wurde, und schwangen die Stiele in bissiger Verwegenheit bis Mitternacht, als bekämpften sie einen Gegner. Und wenn zur Sonnenwende die Teerfässer auf dem Torpfosten angezündet wurden, klang das Flinten- und Pistolenschießen, das die Hexen und bösen Geister aus dem Flammenkreise vertreiben sollte, erst recht nach Fehde und Feindschaft. Um die feurigen Büsche höher zum Himmel wachsen zu lassen als der andere, ersann jeder neue Listen, den Brand zu nähren, so daß man glauben konnte, die ganzen Gebäude sollten eingeäschert werden. Am prächtigsten strahlte der Glanz der beiden Großen aber am Neujahrstage. In Randau bestand die Sitte des Pfannkuchensingens. Die jungen Burschen insgesamt machten sich mit Brummtöpfen — kleinen leeren Fäßchen, durch deren durchlöcherte Böden ein Seil aus Pferdehaaren hin- und hergerissen wurde wie eine Säge — je zwei und zwei auf und zogen von Hof zu Hof, um in Strophengesängen zum wilden Rhythmus des Brummtopfes ausführlich Glück zu wünschen und dafür mit Pfannkuchen und berauschenden Getränken bewirtet zu werden. „Wir ziehen die Goldschnur wohl über das Haus," scholl es allenthalben, obwohl der härene Strang nur durch ein

wackliges Seifentönnchen gerüttelt wurde. Unter dem Friedensbogen der Goldschnur sah dann für die berauschte Phantasie ein schönes Mädchen hervor, das einen Schweinskopf schenken sollte, den man, weil es der Reim so fügte, in den Brummtopf zu stecken versprach. Dafür wurde dem Hausherrn ein gedeckter Tisch mit gebratenen Fischen auf allen vier Ecken und einer Kanne voll Wein in der Mitte verheißen, der gekrönten Hausfrau aufs andere Jahr ein junger Sohn, dem jungen Herrn ein gesatteltes Pferd, ein Paar Pistolen und blankes Schwert, dem Fräulein eine kupferne Kann', aufs andere Jahr ein hübsch junger Mann. — Bald lagen bei dieser Lustbarkeit die anderen Höfe verödet, und die ganze junge Mannschaft drängte sich bei Schmautz und Wendenich. Wochenlang darauf wurden die Leckerbissen, die Fülle der Pfannkuchen und der Inhalt der kupfernen Kannen gerühmt.

Das war wiederum lange her. Das volkstümliche Gepränge fand nur noch auf dem Wendenichschen Hofe statt. Leonhard, der stolze, hohe Mann, führte dort das Regiment mit seinem Sohne Andreas, einem stillen, arbeitsamen und gütigen Menschen. Drei ältere Töchter hatte er nach Ostpreußen verheiratet und seinen Schwiegersöhnen aus seinem Reichtum eine große Beisteuer zu ihren Gütern gegeben.

Auf dem Schmautzschen Hofe saß Emil, ein Altersgenosse des Andreas. Sein Vater war früh gestorben, doch spät genug, um Emil, ein träges, laues Blut, zum Nichtstuer und Prasser zu verderben. Ohne Anspannung und schonungslosen Fleiß war der junge Wohlstand nicht zu erhalten, und Emil, mit sinnbildlicher Nebenbedeutung allgemein der Windmüller geheißen, sah mit lässiger Wehmut zu den Wendenichs hinüber. Als hätte ihm die Natur helfen wollen, die trüben Gedanken mit weichen Polstern zu ersticken, schwemmte sie ihn fettig auf und machte einen ungeschlachten Riesen aus ihm. Da das Prassen seine runden Glieder aus ihrer schwermütigen Gebundenheit

nicht erlöste, sondern nur immer selbstgenügsamer fesselte, verschaffte er sich im Trunke Freiheit und Leichtsinn.

Eine weichliche Versonnenheit nahm ihm das Haus unter den Füßen weg. Einmal beim Pfannkuchensingen stand er bezecht und einsam vor der eigenen Tür und sang um Lohn, und er hätte es selbst sein müssen, der sich eine Gabe reichte. Ein anderes Mal saß er nach einem Ausritt, wiederum betrunken, platt auf dem Hofe, ruckte die geballten Hände schwerfällig von sich durch die Luft, als hielte er Zügel, und klagte: „Mein Pferd ist weg." Das Pferd stand aber schon längst im Stalle. So war es ihm beinahe unwesentlich, als er sein großes Haus verkaufen und wieder in das geringere Müllerhaus hinüberziehen mußte. Er erlöste ziemlich viel Geld und lebte fast als Rentner vor sich hin. Die einzige Tätigkeit, die er mit sozusagen gutmütiger Leidenschaft betrieb, war die Bienenzucht. Im Silbrigschen Gasthause kam er ab und zu und nach und nach mit dem ganzen Dorfe zusammen, und in der Geruhsamkeit nach Feierabend war ihm für ein paar Stunden jeder ein guter Geselle, der von ihm nichts forderte und ihm keine Vorwürfe machte. Auch mit Leonhard und Andreas Wendenich konnte er sich dann als gleich und gleich fühlen. Leonhard bevorzugte, betreute ihn sogar im Andenken an die Jahre ihrer Väter.

So wunderte sich auch niemand, als Emil gleichzeitig mit Andreas darauf ausging, sich ein Weib zu suchen. Jeder sah sein träges Dahindröseln als einen vorübergehenden Zustand an, und das Schmautzsche wie das Wendenichsche Haus wurden mit der gleichen Aufmerksamkeit betrachtet, als zwei junge Frauen in die Häuser einzogen.

Der Getreidehändler Stein, dem in dieser Zeit die Veräußerung des gesamten auf Wendenichschem Boden gereiften Korns oblag, ein Altersgenosse des Andreas, hatte die Bekanntschaft mit Christine und Paula vermittelt. Er kam auf seinem Einspänner weit in der Gegend herum,

war ein kluger Beobachter, wußte alles in größere Zusammenhänge zu bringen, mit dem eindringlichen Willen, an der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens der Provinz und des ganzen Landes zu wirken, mehr auf das allgemeine Gedeihen als auf den eigenen Gewinst bedacht. Mit diesen Eigenschaften zog er schnell die Aufmerksamkeit Leonhards auf sich, und in heiteren Stunden des Meinungsaustausches wurden die beiden Kameraden, und da sie es an gegenseitiger Offenheit nicht fehlen ließen, Freunde. Stein, der weit Jüngere, empfahl nicht nur neue Pflüge und Sämereien, sondern holte sich, ehrfürchtig zuhörend, oft Rat über Menschen. Er gestand einmal seine scheue Bewunderung zweier Mädchen, die, vier Stunden entfernt, in einem weit bescheideneren Dorfe als Randau wohnten, nicht reich, doch geistig leicht erregbar, Bücherleserinnen sogar, darauf bedacht, aus dem Besitz ihrer Eltern und Brüder durch geräuschlose, umsichtige und emsige Führung eine Zierde und eine seelenhafte Heimstätte schöner Menschen zu machen. Besonders Christine habe die Anlage, ja die Gnade und Vorbestimmung, die Unentbehrliche, die Erste auf einem großen Gute zu werden.

Wenn ein Jahr darauf Christine als die Ehefrau des Andreas in Randau einzog, so glaubte doch Leonhard in ihr eine ebenso große Gabe empfangen zu haben wie sein Sohn. Sie war ihm die berechtigte Gebieterin, die er in das gewaltige Lebenswerk seiner Arbeit eingesetzt hatte, die in sein Landraffen mit Schweiß, Fluch und Schmerz in den Knochen nachträglich Harmonie und Sinn einflößte. Andreas war dankbar; das Glück, das vollkommenste Wesen, das er kannte, in seinem Hause beherbergen zu dürfen, machte ihn noch stummer, als es ihm die Natur ohnehin bestimmt hatte.

So war es denn Leonhard, der Christine nach der Hochzeit in das Wachstum und den Zustand des Wendenichschen kleinen Königreiches einweihte. Es war nun

schon größer als die unbäuerlichen Erbgüter ringsum, und nur an Leonhards Selbstbewußtsein scheiterte der vielfach angeregte Plan, das Landstück aus dem Verbande des Dorfes zu lösen.

Der dreiundsechzigjährige Mann stieg mit Christine zuerst bis hoch unter das Dach des Hauses, von wo man unter den großgeschweiften Backsteinschuppen her durch die Halbmondluken alles übersah. Der Blick schweifte über Landwellen von vielerlei Grün und Gelb bis in die Ebene jenseits des Stromes, wo viele Windmühlen gleich Spinnen in das Fernblau hineinzukriechen schienen.

Dieses hohe und feste Gebäude war, als es Bastian Wendenich richten ließ, für die Nachbarn eine Lächerlichkeit gewesen, viel zu groß für das damals winzige Grundstück und in der Tat nur deshalb in seinen Maßen gebaut, weil es ein paar Fuß länger und breiter sein sollte als das Kachursche Gutsschloß. Aber für seinen Besitzer war es ein Ruf in die Zukunft. Was es ringsum steinern ansah, das mußte sich ihm allmählich unterwerfen. Es war rücksichtslos gegen seine Bewohner: ob sie kamen oder gingen, sich freuten oder stöhnten, lebten oder starben, das bewegte seine harte Haut nicht. Es forderte nur. Ja, es wuchs sogar eines Tages, obwohl sich keines seiner Maße verrückte: sein Urbild verschwand, das Schloß, durch Hausschwamm unbewohnbar geworden, mußte abgebrochen werden und wurde durch ein kleines Jagdhaus ersetzt. Hatte Bastian also mit seiner Großmannssucht recht gehabt? Das ganze Dorf lachte und spottete.

Als Leonhard dies Christine erzählte, lachte auch sie von Herzen, aber in diesem Lachen kollerte nachträglich die kleinmütig weise Bauernschaft durcheinander und fiel wie die Kegelpuppen auf die Nase. Leonhard strahlte sie an und sagte:

„Spätere Jahre haben Bastian recht gegeben, aber ganz recht bekommen hat er erst durch deine Freude. Wärest

du nicht eingetreten, um die Räume hier um uns abzunehmen, — er hätte niemals so recht gehabt. Im Grunde hast du, Christine, hier dieses Haus bauen lassen, lange bevor du geboren wurdest"

Sie errötete und ließ in ihrem Stolze die eben geputzten Fenster und Fensterbretter noch einmal putzen, sie nahm ein Messer, lief in den Garten, machte einen großen dicken Buchsbaumkranz und trug ihn dem alten Bastian aufs Grab.

Leonhard folgte ihr dorthin und fuhr in seiner Erzählung fort. Christine würde verstehen, was so einfach war: zu dem großen Hause gehörte viel Land. Leonhard hatte bald nach dem Tode seines Vaters das ganze Grundstück seines Nachbarn Langbehn angekauft, als dieser bankerott machte, weil er immer mit Glacéhandschuhen und dem goldkrückigen Stöckchen aufs Feld ging. Zwei Jahrzehnte lang mußte er dann in harter Mühsal gegen den Schuldenstrudel ankämpfen, in dem er bald oben, bald unten schwamm, bald auf den Füßen und bald auf dem Kopfe stand, — wieder zur Schadenfreude des ganzen Dorfes. Doch einmal heraus, saß er plötzlich groß, von den Jüngeren beinahe mit Scheu angesehen, auf seinem Hofe.

Leonhard stutzte. Groß angesehen und mit Scheu, so die Summe des damaligen Zustandes zu ziehen, das stammte von Christine, nicht aus ihrem Munde, aber aus ihren Augen. Sie war im Zuhören das ganze Dorf, das so zu ihm aufsah.

Es war selbstverständlich gewesen, daß er bei der Parzellierung des zum Kachurschen Gute gehörigen Vorwerkes die Weidenkämpen an der Weichsel samt und sonders erwarb; dort unten hatte ihm als dem einzigen unter den wohlhabenden Dorfgenossen noch kein Grund gehört. Jetzt erreichte er sogar, daß viele ihre alten Zugangswege eingehen ließen und ihm erlaubten, den seinen

schnurgerade und sauber durch ihre Äcker zu legen, gegen die Freiheit, ihn mitzubenutzen.

Während Leonhard dies, innehaltend, überdachte, bewegten sich seine Lippen, als führe er in Gedanken noch einmal die damaligen Unterhandlungen. Die Gegenwart Christines wurde seinem Schweigen nicht peinlich, und seine Rede floß dann fort, als hätte sie nicht gestockt.

Als nach einigen Jahren wieder etwas vom Rachurschen Gute abgebröckelt wurde, hatte er fünfzig Morgen Wiesen erstanden und den zweiten massiven Viehstall erbaut. Nachdem er seinen erwachsenen Töchtern ganze Grundstücke als Mitgift in die Ehe geschenkt hatte, war er dadurch in eine noch gefährlichere Lage geraten als seinerzeit nach Übernahme des Langbehnschen Besitzes, doch mit harter Zucht zwang er sich vor den anderen ein sicheres und vertrauendes Gesicht auf. Am wenigsten durfte seine Frau eine Gefahr merken. Als diese mitten in seinen Schuldensorgen starb, gerade während er damit umging, sein Spiel aufzugeben, konnte er es plötzlich nicht, sondern er erkannte, daß er sich der Verstorbenen zu Gefallen ängstlicher aufgespielt hatte, als er war, weil sie zu arbeitsamer, doch behaglicher Besinnlichkeit neigte und Wagnissen abhold blieb. Und damals am Begräbnistage hatte er in Gedanken in seinen Rahmenbart hineinzurasieren begonnen, hatte ihn kurz entschlossen ganz abgenommen und war seitdem dabei geblieben. Er lächelte Christine an, als meinte er: und dies ist nun mein Gesicht.

Christine hatte beim Anhören seiner Geschichte Glücksfall um Glücksfall an den Fingern ihrer Hände gezählt, als spiele sie ein Abzählspiel, und Leonhard war erschrocken, als sie den Tod seiner Frau wie auch das Rasieren ruhig mitzählte, mit den beiden letzten Fingern der Hand, als stände es gerade im Reim.

Bei dem weiteren war sie als Braut aus der Ferne schon dabeigewesen, bei der Vergrößerung des Gartens und bei dem Erwerb und der Verpflanzung der vielen

großen Bäume aus dem Gutsgarten, wie die auf rollenden Holzwänden in großen Würfeln ihres Erdreichs herübergebracht und in die vorgegrabenen Gruben des neuumzäunten Gartenstückes eingesenkt wurden, und wie die Hälfte der Bäume sich erholte und gedieh, die andere Hälfte einging und durch Nachpflanzungen ebenfalls aus jenem Gutsgarten ersetzt wurde, — wie dann Andreas feierlich das Grundstück übernahm und alsbald weitererwarb und ausbaute.

Leonhard dachte noch immer an Christines abzählende Finger, und er setzte jene zufällige Veränderung seines Gesichtes durch das Rasieren in irgendeine Beziehung zu ihr, als wäre sie damals dabeigewesen und hätte ihm den Spiegel gehalten.

Jedenfalls wurde schon in den folgenden Monaten gewiß: sie hatte den bis dahin dumpf verborgenen Arbeitsgeist der Familie Wendenich entdeckt und in ihrer Seele gütig aufgenommen. Das Stückwerk fast hundertjährigen Strebens sammelte ihre horchende Wißbegierde zum Ganzen. Leichtsinn wurde zum Sinn, die Unruhe eines Dranges zur Ruhe eines Schicksalswillens. War Leonhard das Feuer, so war sie der Glanz, den es verbreitete, und bald waren beide nicht auseinanderzudenken.

Außer ihrer öffentlichen Sendung hatte sie ihre Liebe zu Andreas. Sie gebar ihm einen Sohn und Erben, den man Johann taufte, und drei Generationen grüßten sich auf dem Gipfel eines Berges aus Glück. —

Hatte Christine ein abgelaufenes Jahrhundert mit frischem Atem zum Fortwirken belebt, so mußte ihre Freundin Paula bald erkennen, daß sie an ihrer Stelle nicht das gleiche erfüllen konnte, wie sie es als Braut gehofft hatte.

Sie war nun das Weib des Windmüllers Emil Schmautz. Er blieb, der er war. Und erst in ihrer Einsamkeit, in einem halben Rentnerleben, kämpfend gegen einen bittersüßen Neid auf Christine, abends müde von

scharwerkerischen Tagewerken, morgens vom nächtlichen Lesen abenteuerlicher Romane, die eine rasche, uneingestandene Verzweiflung in Glück umtäuschen sollten, erkannte sie, daß es wohl ihre Art war, eine vorgefundene Ordnung sauber und leicht zu erhalten, aber nicht, eine neue zu erschaffen. Sie entließ bald ihre Dienstmagd und richtete sich mit ruhigem Stolze darauf ein, eine kleine Bäuerin zu werden, die jeden Handgriff selbst besorgte. Christine half ihr unbefangen, sooft sie konnte, sie versuchte auch nie, sie zu betrügen, indem sie ihr Geschick heller malte, als sie es sah, und zuweilen trabten sie, alles vergessend, wie in ihren Mädchenjahren über die Stiegen. Doch das waren seltene Stunden. Für die übrigen mußte sie mühsam einen ernsten und bitteren Trost suchen. Sie bedauerte die Städterinnen, die bei ihr die gedörrten Pflaumen nur kauften und aßen, während sie selbst sie geschüttelt und gesammelt hatte, am Ofen gestanden und gewartet, die Holzkohle ausgelesen, dann auf dem Boden die blanken Früchte aufgeschüttet und den Schlüssel hinter dem duftenden Reichtum abgezogen hatte. Kindlich froh rührte sie Kartoffelschalen in den Viehtrank, Tag für Tag, um nachher den Händler selbstbewußt in den Stall zu führen und einen guten Handel abzuschließen. Ihre höchste Freude blieb, daß nicht Christine allein, sondern auch Andreas und Leonhard für sie eine hohe Schätzung bewiesen, die sich nicht darauf gründete, daß sie die Freundin Christines war, sondern sichtbar ihrer Person galt. So hätte sie heiter werden können in dem Wissen darum, daß es nicht darauf ankommt, volle oder leere Hände oder Kasten zu haben, um ein gemeines oder großes Leben zu führen. Zudem hätte sie sich im Mitbesitz des Wendenichschen Hauses fühlen und das eigene Häuschen wie einen müßigen und überflüssigen Sommersitz betrachten dürfen.

Aber der Irrtum, den sie durch die Verbindung mit Emil Schmautz begangen hatte, kränkte sie. Hatte sie mit

Christine wetteifern, nicht hinter ihr zurückstehen wollen? Hatte sie der Ruhm der beiden größten Gehöfte des Dorfes verführt, wenn ihr auch nicht verhüllt gewesen war, daß die Zeit der Doppelblüte längst vergangen war, daß sie sich in ein verwelktes Glück hineinsehnte? Hatte sie der Freundin folgen wollen wie damals, als sie beide zusammen in der Stadt ein halbes Jahr lang Französisch lernten? In solcherlei Fragen lag ein Teil Lüge, sie verbarg es sich nicht. Der Grund ihrer Verbindung war, daß sie vor einer Halbheit floh, und nun hatte eine andere Halbheit sie nicht gerettet, sondern in eine beschämende Verwirrung verstrickt.

In ihrer Heimat hatte der Organist Schievelbein an ihr Gefallen gefunden, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er um sie geworben. Sie wäre sein Weib geworden, das wußte sie, ebenso aber auch, daß sie ihm nicht Genüge gebracht noch selbst Genüge gefunden hätte. Schievelbein war ein kleiner, häßlicher, sehr beweglicher Mensch mit früh ergrauten Haaren, einer schiefen Knollennase und kurzsichtigen Augen hinter großen dicken Brillengläsern. Er sprach viel und warf die Arme leichtbegeistert über sich. Paula hatte bald herausgefunden, daß er zu Besserem bestimmt war, als in Dorfkirchen die kleinen Andachtsmusiken auszuführen. Er freute sich, als sie ihm das sagte, und gestand, aus der Stadt geflohen zu sein, um Sammlung für seine Kompositionen zu finden. Allein er vergaß sich als ein Mensch, der sich dem Wesen seiner Umgebung leicht anpaßte, und als ein Menschenfreund, der sich bescheiden und hingebend von fremden Interessen treiben ließ. Zudem hatte er den Schulkindern Gesangsunterricht zu erteilen, brachte sie gelegentlich auch in anderen Fächern vorwärts, half den Pastoren Obst ernten und zeigte früheren Kameraden, welche ihn besuchten, die Gegend. Dabei opferte er seine Zeit und seinen mageren Lohn. Wenn er an seine verkümmernde Schöpferlust dachte, seufzte er nur. Er fürchtete auch

immer, seine Kollegen, die dürftigen Kantoren und Organisten, möchten ihm vorwerfen, er dünke sich etwas Besonderes zu sein, bevor er es in der Tat war. Paula spürte dennoch ein fernes künstlerisches Weben in ihm, und sie erschrak, daß er ihr dafür dankte und sofort bereit schien, um ihretwillen die Flamme seines Lebens zu ersticken. Denn sie schloß sich vor seiner Wärme zu, weil sie die Musik als etwas ihr Unzugängliches schüchtern bewunderte, und die Verantwortung, einen Musiker zu stören, abwies. Eine Zeitlang folgte sie, Christine an der Hand mit sich ziehend, den Einladungen Schievelbeins auf den Kirchenchor, wo er den Mädchen vorspielte und ihnen die Stücke erklärte. Sobald er jedoch das Dasein eines Dorforganisten als ein Lebenslos über alle Wünsche pries, schüttelte sie den Kopf und wich unter erquälten Ausflüchten seiner Bemühung aus. Je mehr Schievelbein in sie drang, um so tapferer widerstand sie ihm und suchte ihm seine Aufgaben lieb zu machen. Er lachte sie freundlich aus und trieb erst recht und mit absichtlichem Leichtsinn Dinge, die ihm nicht anstanden. Durch bäuerische Hantierungen, durch Kartenspielen und Zechen suchte er sich ihr angenehm zu machen. Sie litt darunter, daß sie schuldlos zu seinem Verhängnis zu werden schien. Manchmal wußte sie nicht, ob sie ihm nicht doch geneigt sei und ob sie es nicht beherzt erproben solle, in seiner gelehrten, einsamen Welt ihre Natur zu behalten. Da lernte sie Schmautz kennen, der auch häßlich war wie Schievelbein und auch auf Abwegen ging wie er, aber nichts an sich hatte, was durch ihre Versäumnis verkümmern konnte. Hätte sie noch niemand begehrt, so wäre ihr eine Abweisung Schmautzens leichter geworden. Wenn sie ihm nun zusagte, so traf sie zwischen zwei unvollkommenen Schicksalen die ihr ziemlichere Wahl. Das alles war noch in ihrer Mädchenheimat gewesen.

Ein halbes Jahr, bevor sie nach Randau zog, siedelte Schievelbein dorthin über. Sie fand ihn wieder, ohne

daß er ihr grollte. „Das Leben ist genau so schwer wie es ist, nicht leichter," lautete einer seiner Äußerungen. Er diente ihr, indem er sich an Emil Schmautz anschloß. Die Enttäuschung Paulas wurde schnell offenbar. Das spürte Schmautz zuerst, und er gab seinen kurzen Versuch, sich von der Trunksucht zu befreien, widerstandslos auf und glitt nur um so haltloser hinein. Schievelbein schützte ihn, verteidigte ihn vor den Leuten. Er stützte und führte ihn — für Paula. Daß es für sie geschah, vergaß er nicht, so sehr er sich selbst als seine eigne Angelegenheit im übrigen vergaß. Sie aber sollte denken, daß er Schmautz um Schmautzens willen ergeben war, denn er hatte wirkliches Mitleid mit ihm, er suchte seine Freundschaft, um dagegen gefeit zu sein, ihm etwas zuleide zu tun. Um von Paula loszukommen, näherte er sich dem, der sein Todfeind hätte sein müssen. Das Aufglimmen einer reuevollen verspäteten Leidenschaft Paulas zu ihm tat ihm wohl, doch hütete er die seine als ein Geheimnis vor ihr. Er torkelte mit Schmautz, ein Zwerg neben einem Riesen, die Dorfstraße hinunter und ließ sich von Paula verachten — das war doch eine schmerzliche Beziehung zu ihr, da es Liebe einst nicht hatte sein sollen. Mitunter erschien ihm seine Selbstlosigkeit als eine Grausamkeit gegen sie wie gegen Emil, als eine Rache gegen sie beide und sich selbst.

Einmal wurde ihm das völlig klar. Es war ein heißer Spätsommernachmittag, und Schmautz war bezecht zu Hause am Tische niedergesunken und eingeschlafen. Paula bat den vorübergehenden Schievelbein von der Straße herein, weil sie sich fürchtete. Ihm schien es aber wie ein Eingeständnis ihrer Irrung, daß sie ihm schamlos ihr Mißgeschick zeigte. Vor ihnen saß, gleichsam blind, ein rohes rundes Kürbisgesicht, eine ungeheure Wanstkugel auf plumpen Beinen. Das gescheitelte goldbraune Haar stand jetzt in der Trunkenheit wie ein Flügelpaar vom Kopfe ab. Die feiste Linke lag wie leblos auf dem

Tische, und die zahllosen Herbstfliegen liefen in unverständlicher Eile über sie weg und um sie herum. Schievelbein schwieg eine Weile, dann zeigte er auf die Fliegen und meinte in gehässigem Scherz: „Das sind seine törichten, verzauberten Gedanken.“

Darauf drückte er sich aus der Tür und hatte lange zu tun, seine Härte durch Wohltaten an Paula und Emil gutzumachen.

Als Christine mit Johann schwanger ging, trug auch Paula ein Kind. Sie freute sich nicht, weil sie die Verbindung mit Emil fester werden sah statt loser.

Eines Abends besuchte Christine sie damals in ihrem Garten, wo sie ihre stattlichen Walnußbäume betrachtete.

„Die Nüsse sind schon fast alle geplatzt,“ sagte Christine, „wollen wir sie nicht prügeln?“

Ohne die Antwort abzuwarten, holte sie lange Stangen herbei, und bald schlugen die beiden Frauen voll Eifer die Früchte herunter. Sie kamen leicht außer Atem, und Christine meinte lächelnd: „Wird es uns auch nicht schaden?“

Aus dem Schweigen Paulas entnahm sie, daß die Freundin litt. Daher sagte sie:

„Ich beneide dich um eure schönen Walnußbäume, wir haben nicht einen einzigen.“

„Also gibt es doch etwas, worum auch ich zu beneiden bin, Christine?“ entgegnete Paula bitter.

„Mein Neid ist ja nur eine Mitfreude, das weißt du,“ sagte Christine einfach, ohne den Ernst der Freundin stören zu wollen.

„Ach, hätte ich doch nie unter diesen Nußbäumen gestanden,“ klagte diese.

„Wie wirst du dein Kind nennen?“ fragte Christine, um ihr eine Hoffnung zu wecken. Und Paula wurde sanfter und froher.

Sie stimmte zu, als Christine vorschlug, zwei ihrer Mägde zu holen, damit sie sich schonen könnten, während

die weitere Nußernte besorgt würde. Bald sammelten vier flinke, jugendliche Hände die Früchte in Körbe und trugen sie ins Haus. Die Nüsse, deren Haut noch nicht geplatzt war, wurden in besondere Bütten getan, damit sie schwitzen könnten. Ein paar Tage darauf wurden sie abgepolstert. Wieder ließen sich die Freundinnen von den Mägden dabei helfen, und sie bereiteten ihnen warmes Essigwasser zur Säuberung ihrer von der Arbeit braun gegerbten Hände. Paula ließ sich gern die wohltuende Teilnahme Christines gefallen, bis die Nüsse vierzehn Tage darauf, gewaschen und im Winde getrocknet, in Säcken beiseite gestellt wurden, weil sie spürte, daß die Freundin dadurch ausdrücken wollte, sie hätten jenseits von Gedeihen und Widrigkeit ein gemeinsames Los.

Drei Jahre später kam Christine wiederum in der Nußernte helfen, und sie führte diesmal den kleinen Johann an der Hand. Sie setzte ihn unter den schönsten der Bäume und fing an, wacker mit der Stange zwischen den Ästen zu schlagen. Paula lehnte ihre Stange an die Laubkrone über Johanns Kopf und fragte:

„Entsinnst du dich, wie ich dir den Namen meines ungeborenen Kindes nennen sollte? Es wurde geboren und zwei andere dazu. Nun liegen ihre Grabhügel schon nebeneinander wie drei kleine Laibe Brot.“

„Es geht mir besser als dir,“ sagte Christine leise und gesenkten Blickes.

„Und du beneidest mich um meine Nußbäume schon lange nicht?“ sann Paula schmerzverloren vor sich hin.

„Deine Stimme ist von jedem Vorwurf rein. So gut wäre ich wohl nicht. Und darum möchte ich Böse dich wiederum beneiden. — Sei dennoch gut zu meinem Johann.“

„Vielleicht hätte ich doch eine Kantorenfrau werden sollen.“ Christine schwieg. Ihre Brust begann im heftigen Kampfe zu atmen wie immer, wenn Paula einen Rat begehrte, den Christine nicht geben konnte. Es war

keine Feigheit, es war die Blindheit vor einem Geheimnis. Sie war unfähig, Geschehenes auch nur in flüchtigen Gedanken nicht als endgültig geschehen zu nehmen. Und um diese Unfähigkeit beneidete Paula sie am meisten, wie sie sie darum auch am meisten liebte. Sie vertraute und wußte, mit welcher Entscheidung auch immer sie vor Christine treten würde, sie würde Verständnis, Billigung und Hilfe ohne Besinnen finden.

Ihre Verwirrung wuchs. Bald haßte sie alle Wendenichs und zerbrach dann an der Geduld, die sie dort auf Händen trug; bald grollte sie Schievelbein und genas dann an seinem Kummer darüber; bald verwünschte sie Schmautz und verpfändete sein Eigentum an Leonhard, der ihr die Befreiung durch ihren düsteren Gefühlsüberschwang nicht wehren mochte, und sie pflegte dann schnell wieder Emil, das große träge gutmütige Kind in ihrem Hause. So rüttelten sie die Jahre hin und her.

Als ihr durch eine schwere Erkrankung Christines deren Umgang entzogen wurde, wurde ihr in der Einsamkeit ihr versäumtes Leben leid. Eine Weile versagte sie sich ihrem Manne und gab sich Schievelbein hin. Aber sie raffte sich zu keiner Entschiedenheit auf und zog sich völlig in sich selbst zurück. Eine bittere Gezwungenheit aber spannte sich nun auch von Schievelbein zu Schmautz hinüber und herüber.

2

An einem Oktobermittag kamen Leonhard, Andreas und Johann Wendenich, Großvater, Vater und Sohn, sehr ernsten Gesichtes und barhäuptig aus ihrem Hause und gingen, ohne ein Wort zu sprechen, über den großen, zweihundert Schritte weiten und breiten Hof der Scheune zu. Großvater und Vater wollten dort ein Tor ausbessern, — doch das war nur ein Vorwand, eine schwermütige Feierlichkeit vor dem im Hause waltenden Tode. Das Kind wollte zusehen und spielen, auch dies war ein Vorwand, — es war aufgeregt und fiebrig, es sollte zu Bett und wollte in gespielter Lebhaftigkeit das Schlafengehen hinausschieben.

Links ging der Großvater, Leonhard Wendenich, siebenzigjährig, sehr groß, doch jünglinghaft aufrecht, ganz schwarz, fast priesterlich gekleidet. Selbst um den Hals war ein schwarzes Seidentuch geschlungen, glatt und knapp, der Knoten füllte den kleinen Ausschnitt der engen Weste. In dem gestreckten bartlosen Gesicht sprangen Stirn, Nase, Kinn groß und unbequem hinab, wie in verzwickt errechneten Winkeln zueinander abgeschrägt. Der schmale untere Teil des Gesichtes wurde von sehr langen hohlgespannten Wangen wie nachträglich zu den dicht unter der Stirn dick vorgerammten Knochen hochgezogen. Über diesen lagen unvermittelt spielende gütige Augen. Die Haare waren sehr weich, und ihre glattgelegte braunschwarze Fülle verdeckte noch fast alles Grau. Sein Sohn Andreas ihm zur Rechten war etwa vierzigjährig, kahlköpfig und eine Handbreit kleiner, sonst aber nach Körperbau und Kopfform ein Ebenbild seines Vaters. Die auch bei ihm vorhandenen drei unbequemen Ausbuchtungen und

die ungefügen Backenknochen drängten sich gleichsam vor die größere Weichheit und bleiche Versonnenheit im Gesicht. Ihm wiederum zur Rechten schritt sein sechsjähriger Sohn Johann. Sein Gesicht wiederholte noch einmal das schwere Gepräge des großväterlichen und trug es wie eine noch zu große Last. Durch die Kindlichkeit kam ein Ausdruck hinein, als sei es beim ersten Anblick der Welt tief erschrocken und als sei da alles Weiche von dem vorstoßenden Knochengerüste zurückgeflohen und erst allmählich hätten sich jetzt die spielenden blauen Augen und der wie tierisch witternde Mund vorgewagt. Johann hatte auch die weichen und dichten Haare seines Großvaters, nur daß sie sandgrau waren. Sie senkten sich vom Schopf wie eine glatte Kappe um den Schädel und waren in Stirn und Nacken tief und geradlinig abgeschnitten.

„Geh schlafen, Johann," sagte sein Vater leis und bittend, doch versank er gleich wieder in Gedanken.

Johann hatte Fieberflecke auf den Wangen. Immer nach ein paar Schritten ließ er seinen Körper in den Knien einknicken, fuhr dabei mit den pendelnden Armen dicht über den Erdboden hin und schöpfte bisweilen mit einer Hand die Luft. Es war eine überschüssige Hast darin.

Die Bedrückung der Worte, die Andreas gesprochen hatte, löste in Leonhard einen Ausbruch. Er schüttelte seine große, von dicken Adern umklammerte, zornbebende Hand und rief:

„Wenn ich an Stelle der Ärzte gewesen wäre, ich sage dir, i ch hätte operiert. Ein ganzer Rosengarten im Leibe, — da wieder zunähen und fortwuchern lassen! Wenn man bedenkt, daß das alles Fäulnis ist!"

Er blieb jäh stehen, starrte die Erde wie grindige Geschwüre an und zog die Hand ein. Plötzlich zeigte er auf die weiße Kirche zur Linken und sagte geärgert, aber doch noch in seine letzten Worte versunken:

„Nirgends wird etwas gemacht. Auch da nicht. Der ganze Putz ist schon herunter. Andreas, wir stiften's! — Ich hätte operiert. Es ist immer rechte Zeit: wenn es nicht Zeit zum Leben ist, dann zum Sterben. Andreas, denk, Christine im Sterben! Nun soll ich mit siebenzig Jahren jünger sein, als deine Frau mit dreiunddreißig. Wie vogelfrei ist der Mensch!"

Er ging hastig auf einen Bretterwagen zu, auf dem eine lange Peitsche lag. Die nahm er in die Hand und fing an, in großen Bogen zu knallen. Immer heftiger, immer einsamer. Dabei fielen ihm wider seinen Willen Tränen aus den Augen.

Nach einer Weile sagte Johann:

„Großvater, Vater will Ihnen etwas sagen."

Leonhard warf die Peitsche weg.

„Neujahr. Das alte Jahr abknallen."

Andreas nahm die Peitsche auf, wickelte ihre Schnur um den Stiel und sagte zart:

„Ihre Betäubung ist vielleicht nicht tief, sie könnte aufwachen."

„Sie soll, Andreas. Das will ich, und wenn es ihr schädlich ist und sie daran früher sterben will, los! so soll sie. Wenn es ihr aber nicht schädlich ist, warum soll sie dann nicht das Weilchen länger mit Bewußtsein leben."

Johann sagte:

„Großvater, warum weinen Sie und Vater nicht?"

Leonhard antwortete ihm nicht, erbleichte nur und fuhr fort:

„Was haben wir ihr noch zum Erleben zu geben? Gerade Christine, daß gerade sie — —! Was wohl der Herr Schneidermeister Schlottke Wald braucht und noch dazu die sandigen Kuscheln! Aber sie weiß in ihrem Tode, daß die Verschreibung nun gemacht wird. Sie weiß auch, von Schmautz das Stück kommt mal an uns, und wenn es noch zehn Jahre dauert. Der versoffene Wind=

müller ist verloren und kann es nicht halten. Um ihn ist es nicht schade. Aber um die Frau. Die bleibt auch ganz allein, wenn Christine tot ist. Aber sie verliert ja bloß die beste Freundin. Ach, die braucht einen solchen Windmüller wie der Organist einer ist, aber Schievelbein wird auch wohl in Schnaps ertrunken sein, und die Paula Schmautz richtet die Wirtschaft zugrunde. Sie sieht's auch schon ein, daß das Land besser bei uns aufgehoben wäre, — sie ja, bloß der Schmautz, der Dickschädel, nicht. Hätten wir das noch, sag, Andreas, hätte Christine nicht da schon ein kleines Königreich?"

Sein langer schwarzer Rock hob sich in einem Herbstwindstoß.

„Großvater, Sie sind ein harter Mann," antwortete Andreas. Er hatte sich mit seiner Frau Christine daran gewöhnt, seinen Vater Großvater zu nennen, so wie der kleine Johann, und diese Bezeichnung drückte bei ihnen allen mehr aus, als die verwandtschaftliche Beziehung. Er wollte weiterreden, doch schluckte er es hinab.

„Red aus," sagte Leonhard.

Da fuhr Andreas leise fort:

„Haben wir nicht genug Land zusammengebracht und hat unsere Arbeit nicht genug Lohn gehabt? Was brauchen wir noch das Stückchen Wald! Ich würde dem Tode alles geben und von vorn anfangen, wenn ich ihm Christine damit fortnehmen könnte."

„Ja, in der Angst wird man immer unsinnig, Andreas!" sagte Leonhard mit aufgerissenen Augen. „Der Tod ist eine Otter, sagte der Pfarrer neulich, nicht? Gib doch einer Kreuzotter, die dich beißen will, unseren großen Kuhstall zur Wohnung und meinetwegen noch das Wohnhaus dazu mit allen Stuben. Biet ihr alle unsere Federbetten zum Schlafen an und alle Wäsche, die wir unten und auf dem Boden haben, zur freien Bedienung — Johann, der Vater steht vor dem Ziegelstein, der vom Dache herunterfallen und ihn totschlagen will, und sagt

zu ihm: Lieber Ziegelstein, ich schenke dir alle meine Roggen-, Weizen-, Kartoffel- und Haferfelder und das ganze Königreich Preußen."

Andreas wurde bleicher und entgegnete:

„Großvater, haben Sie nicht eben gesagt: ‚Lieber Ziegelstein, ich gebe dir die Kuscheln vom Schneider Schlottke, schlag mich doch nicht tot'?"

„Nein, Andreas, ich habe gesagt: ‚Alles habe ich dir gegeben, jetzt gebe ich dir auch die Kuscheln noch und nun schlag mich tot'. — Aber wollen wir uns nicht zürnen, Andreas, wenn man einen Menschen lieb hat, ist man so oder so unsinnig."

Er versank wieder in sich und hatte die sonderbare Vorstellung, daß er die kranke Christine einen Augenblick unter der Dachrinne liegen sah, und daß Johann, den er vorhin angeredet hatte, auf dem Dache saß und einen Stein losstocherte. Und er schenkte der Todgeweihten das Waldstück als einen sichtbaren Teil seiner Arbeit und hatte ihr vorher den ganzen Besitz der Familie Wendenich und damit ihre ganze Arbeit geschenkt. Und als er dann wie unter einem grimmigen Zwang befahl, Johann solle den Stein fallen lassen, und als der Stein sie durch einen Schnitt in die Schläfe getötet hatte, war mit ihr seine gesamte Arbeit ausgelöscht, und er war nun auch sinnlos und überflüssig geworden und konnte sterben.

Aus dieser Phantasie schlich eine Traurigkeit wie ein grauer Dunst in seine Züge hinauf und verwischte ihre Stärke.

Warum stand er so plötzlich mit dem peinigenden greisenhaften Gefühl der Überflüssigkeit, zum ersten Male in seinem Leben, vor Sohn und Enkel?

Ihm schollen seine eigenen Worte im Ohre nach: ‚Wenn man einen Menschen lieb hat, wird man so oder so unsinnig.' Da gestand er sich endlich ein, daß er sie geliebt hatte wie eine Tochter und ein Weib, mehr als den Sohn und seines Sohnes Weib.

Sie waren an das zweite der vier großen Tore gekommen, mit denen die lange hölzerne Scheune versehen war. Leonhard öffnete den linken Flügel und Andreas den rechten, von welchem sich an der Innenseite ein schräg angeschlagenes neues Leistenkreuz leuchtend abhob. An dem rechten Flügel waren zwei der morschen Latten des Kreuzes schon abgelöst, in dem anderen waren die Nägel gelockert, und frisch zugeschnittene und gehobelte Ersatzbretter lagen auf der Tenne bereit.

Leonhard war wie erblindet von dem Blick in sich selbst und sagte:

„Bleib da, ich hole die Nägel."

Während er davonging, schritt er feierlich und groß, denn er watete durch sein Leben wie durch einen klingenden Strom, watete mit seinen Beinen durch fließende Bilder, nicht durch die leere Luft des Hofes und über trockene Erde. Und er sah Christine vor sich wie die Heilige seines Geschlechtes. Er sah sie, als wäre seit je und je dieses junge Weib dabeigewesen, seit der Erbauung des großen schweren Wohnhauses und dem Herüberrollen der großen Bäume aus dem Kachurschen Gutsgarten. Bis zum Erwerbe der fünfzig Morgen Wiesen und der Errichtung des zweiten massiven Viehstalls. Er war vor eben diesem Gebäude angelangt. Es befand sich eine geräumige Gerätekammer darin, aus welcher er die Nägel holen wollte. Er nahm den Kasten von einem Wandregal, stellte ihn auf den Tisch und ließ seine Rechte durch die langen Nägel spielen. Dann strich er sich über die Stirn, in Scham, daß er Christine so bestimmend in sein Leben, in das seiner Vorfahren, in ein ganzes Jahrhundert bis in die letzten Kleinigkeiten hinein nach allem greifen ließ und daß sie dieses Jahrhundert so ganz mit der Trauer ihres Sterbens anfüllte. Allein er mochte sich sträuben, wie er wollte, sie war sein reinster Spiegel, sie bewahrte seine Arbeit wie in einem Schatzkasten, und wenn sie

nicht mehr da war, blieb die Arbeit wie ein Gespensterhaufen hinter ihm, fremd und fahl und einsam.

So wollte er nicht sein Leben über sich kommen lassen. Auch vor ihm lag es, vielleicht Jahrzehnte noch. Er mußte nur keine Lücke einreißen lassen, etwas tun, angreifen, er mußte einmal wirklich Gespenstern Nägel in den Kopf klopfen. Er nahm den Kasten unter den Arm und den Hammer in die Faust und ging mit festen, schnellen Schritten auf das Tor zu. Andreas saß auf der Tenne und drehte und knautschte langsam an seinem Taschentuch, das er nun, während er sich erhob, einsteckte. Johann war drinnen hinter dem Bretterverschlag der Tenne in das hochaufgeschichtete Stroh geklettert und glitt seinen steilen Abhang hinunter.

Leonhard sprach die beiden nicht an, Andreas hielt ihm einen Torflügel, er paßte das Brett ein und jagte die Nägel in das Holz, fast ohne Pause, atemlos, daß ihm der Schweiß rann. Und er horchte den Schlägen nach, wie sie von der hohen Stirnwand der Kirche fielen, mit Stottern und Zähneklappen, und wie sie aus den Eichen, die links von dem Schläger über die Hofmauer hinweg zusahen, in raschem Schaudern zischten und, gleichsam kopfüber, den Bäumen tot zu Füßen stürzten. So rüttelte er überall ringsum das Gespenstische auf, während er es verjagte. Die breiten Brandungswogen des Schalles, die von den schrägen Ziegeldächern der Viehställe rechts und links rollten und über ihm zusammenschlugen, waren ihm nicht mehr Schall: sondern die leere und dumpfe Sinnlosigkeit, die in sein Leben brechen wollte, brandete in ihm, wie die Dunkelheit sich die Meerwogen leiht, um zu leben. Und doch, dem Friedevollen störte nichts den Frieden: die Dächer standen steif und still in der Sonne, die Eichen wie im Schlaf, und in den Ställen schliefen die Pferde im Dunkeln, wie auf dem Grunde eines warmen Moores, in das ein Knabe mit dünnen Ruten peitscht.

Aber auch der kleine Johann gehörte nicht zu den

Friedevollen. Er jagte mit vor sich herbohrenden Augen immer wieder in unbegreiflicher Eile von dem Stroh herunter, und als der Großvater jäh aufhörte zu hämmern und ihn ansah, erschrak er.

Der Großvater trat etwas zur Seite, bis die Sonne auf dem Knaufe der einsamen napoleonischen Pappel saß wie das Licht auf einer Kerze.

„Die Herbstsonne kriecht nicht mehr in die Welt," sagte er.

„Das sieht bloß noch aus wie die Funzel in einer alten Laterne." Auf den stumpfen Himmel deutend, setzte er hinzu: „Die Scheiben sind auch nicht geputzt, ganz blind und dunkel. Und die Krähen fliegen wie die Motten herum, als ob die Tür offen stände; wenn ein ordentlicher Windstoß hereinschlägt, geht die ganze Geschichte aus."

Johann lachte laut auf. Und wie er von seinem Strohhaufen heruntерglitt, hatte er die Empfindung, als könne er statt auf die Erde auch einmal in die Sonne schwirren. Doch war dies nur die Befreiung und Ablenkung von einer anderen Qual, die ihn bei seinen Fahrten unablässig begleitete. Er hielt seinen Kopf mit beiden Händen und sagte bleich und ängstlich:

„Großvater, ich bin schon ganz schwindlig."

„Aber Johann, warum tobst du so?"

Johann schüttelte heftig den Kopf.

„Tut es dir leid, daß Mutter so krank ist?"

„Ja, es tut mir leid. — Großvater, kann man hören, wie alles älter wird?"

„Hören? — Fühlen."

„Nein, ich höre es, während Sie so das Tor schlagen. Alles fällt ganz schnell, ganz tief herunter, und bloß, wenn der Hammer gerade aufhaut, steht es still, und wenn der Knall vorüber ist, fällt es wieder, immerzu — die ganze Welt. Und das ist das Älterwerden. Das kann man hören. Großvater und Vater fällt tief, und

die Scheune mit den leeren Ritzen zwischen ihren Brettern und mit den Lehmtennen und dem ganzen hohen Stroh in den Fächern, und jedes einzige Sandkorn auf dem Hofe und das Wasser im Brunnen fällt mit."

Der Großvater entgegnete ihm mit einem verstehenden Lächeln:

„Ich sehe bloß die gelben Blätter fallen."

Johann erwiderte nach einem kleinen Besinnen, schwer in der Seele arbeitend: „Aber wenn du sie fallen hörst, stehen sie still in der Luft."

Der Großvater: „Aber die Wolken steigen doch höher."

Und Johann: „Die sind wie die Blätter. — Auch die Mutter drinnen im Haus mit dem Bett und mit allen Falten im Kopfkissen und mit der ganzen Stube, den Stühlen und dem Eckspinde fällt mit, und darum schadet es nichts, daß sie ohnmächtig ist und die Augen zu hat. Sie ist doch dabei und alles kommt mit, die Treppe mit der Katze und auch das Wasser im Brunnen, — gehen Sie nachsehen, Großvater. Bloß ich habe Angst, daß ich zurückbleibe, weil ich es doch höre. Darum fahre ich rasch das Stroh hinunter, ganz, ganz tief. — Hören Sie? — Hören Sie? — — Nein, jetzt steht es still."

Er atmete tief auf, und während sein Vater leise verwirrt, kaum halb begreifend den Kopf schüttelte, zeigte Leonhard mit entschieden ausgestrecktem Arm auf Johann und sagte zu Andreas:

„Solchen Unsinn, wie ihn jetzt mein Enkelkind redet, hat der Großvater mit dem Hammer getan; jetzt weiß er es aber und kann darum nicht mehr."

Während er das sagte, kam auf den Hof eine große stattliche Frau, Paula Schmautz. Sie war in großer Erregung und sagte schon von weitem:

„Ich bringe Ihnen das Land, nun bringe ich es, so wie Sie mir immer geraten haben, Herr Leonhard, — das ganze Stück, auf dem in diesem Jahre der Weizen zwischen Ihren beiden Rübenstücken gestanden hat. Wir

haben den Zins nicht, behalten Sie es für das Darlehn. Christine soll es vor dem Sterben wissen. Ich habe den Ärzten auf dem Wege aufgelauert. Ich habe sie gefragt. Sie haben es mir gesagt."

„So kommt das Glück?" fragte Andreas bitter.

„Ich will jetzt opfern und ärmer werden," erwiderte Paula Schmautz, „ich weiß, ich mache der armen Christine im Tode noch eine Freude damit."

„So sehr haben Sie Christine als Ihre Feindin gefühlt?" fragte Leonhard.

„Nein, ich war immer ihre Freundin, aber in Eifersucht, ja, ja, das spüre ich heute. Immer. Aber ich demütige mich, ich demütige meinen Mann: oder ich muß in die Weichsel. Ich kann dieses Leben mit ihm nicht mehr leben, vielleicht ändere ich's so. Er hat mit dem Organisten wieder vom frühen Morgen gesoffen. Mittag konnte er nicht mehr essen. Er hat sich den ganzen Teller voll Fleisch geschnitten, drin mit der Gabel gerührt und ist dann eingeschlafen. Im Schlaf hat er mit der Hand in das Essen gehauen und darin herumgegriffen. Ich saß dabei. Das konnte ich nicht ansehen, die Galle kam mir hoch. Ich habe nicht weitergegessen und meins den Schweinen gegeben. Seinen Teller habe ich stehen lassen, mitsamt seiner Hand darin. Vielleicht schämt er sich, wenn er wach wird."

Da geschah etwas Schreckliches. Johann stürzte wie ein Stein von dem Stroh auf die Tenne, drehte sich, fiel, lag. Und dann: aus einer unbegreiflichen Nacht schrie er lang herüber, jenseits von Menschheit und Tierheit, und als würde seine ganz zusammengewürgte Zunge ihm von einer aus seinem Hirn herablangenden Dämonenfaust in seinen Schlund hinaufgerissen, so gellte die Erstickungsangst eisig und gepreßt heraus.

Noch bevor der Schrei versiegte, war er von einem Krampf gefällt. Er stürzte auf den umgerenkten linken Arm, an dem die leicht zitternde Hand durch die Spreizung

der verknollten, jetzt blauen Finger angeschwollen schien, der Schaft unter der Jacke aber abgemagert und zerbrochen. Auf dieser verlorenen Unterlage stampfte der Körper in grausamen Schlägen und Zuckungen auf und ab, von einem Stoße gerade auf die Hüfte, von dem zweiten mehr nach der Bauch-, vom nächsten mehr nach der Rückenseite geschmettert. Dumpf zählte die Erde ihre Geißelung mit. Ein knackendes Röcheln, wie ein gespenstisches triumphierendes Ah—h, mitunter das Aufschlagen der Zähne aufeinander, fuhr aus dem Munde, und rasch ballte sich eine große Blase Schaum vor den Lippen auf, und als sie abfiel, noch eine. Das Weiße der starren Augen drückte sich fast über die Iris hinaus.

Großvater und Vater waren auf Johann zugestürzt, Leonhard kniete ihm zu Füßen und suchte die Beine des Knaben festzuhalten, aber sie waren ohnehin willenlos. Seine Augen in dem schräge gehaltenen Gesichte bohrten sich in das Gesicht des Enkels. Andreas, in stöhnender Erschütterung, zog immer wieder den Kopf des Sohnes in seinen Schoß, aber er entsprang ihm immer wieder. Frau Schmautz riß sich bei dem Anblick des jammervoll verkrümmten und versteiften Kindchens schreiend die Haare mit den Fäusten auf, rief nach einem Arzt, nach einem Quirl, der ihm die Kiefer aufbrechen sollte, nach Gift, ihn zu töten, nach Wein, ihn zu erfrischen, und stürzte dann ebenfalls bei ihm nieder und trocknete ihm den Angstschweiß von der Stirn und den Schaum vom Munde, und ihre Tränen mußte sie mit aus seinem Gesichte wischen.

„Wach auf, Johannselchen,“ rief sie, „nun lieg still, lieg doch still. — Ach, ihr ärmsten geplagten Leute.“ Dabei streichelte sie über die Arme von Vater und Großvater. „Johannselchen, lieg doch still.“

„Großvater!“ rief Andreas mit erstickender Stimme.

Leonhard stieß mit hartem bitteren Gesicht die Luft aus der Nase und sagte nichts, — nach einer Weile, die Worte wie Lastsäcke heranschleppend: „Das waren damals,

das erste Mal, nicht die Zahnkrämpfe. — Der ist auch verloren. Ein bißchen viel auf einmal, wir waren auf dem Berg und stürzten herunter, und der Berg stürzte auf uns.“

Der kranke Kindeskörper hörte auf zu zucken, Johann schlief nun ein und schnarchte laut.

Andreas lud ihn sich vorsichtig auf die Arme und bettete ihn auf das Stroh, das er sich vorhin mit den Füßen wie zum Lager herabgefahren hatte, vorhin, als die Welt gefallen war und er ihrem Sturze nicht nachkam.

„Er hat große Schmerzen gehabt,“ sagte er zitternd, und ihm stand nun auch der kalte Schweiß auf seinem nackten Schädel.

„Ja, ja,“ sagte Leonhard milde und streichelte milde die Schuhe des Schlafenden, nahm mit der Hand den Schaum von seinem Munde und warf ihn weg.

„Aber wenn man das so sieht, dann denkt man, die Schmerzen sind von ihm noch weiter ab als wie von uns.“ Dabei erhob er sich, schloß die Augen und wanderte mit einem kummerfahlen, aber doch wie von innen beglänzten Gesichte vor den anderen im Hofe herum. — „Als es ihn zuerst packte und als er zu tanzen anfing und fiel, da fiel er eigentlich auch wohl nicht auf die Erde, sondern die Erde zuckte unter ihm weg, und er blieb irgendwo schweben, wenn auch sein Fleisch da unten immer angeklopft hat. — Aber wenn ich die Augen wieder aufmachen werde, dann ist es schrecklich und ein großes Unglück. — — — — — Nun haben wir alles zusammengearbeitet, was wir wollten. Frau Schmautz will das Letzte bringen —: und nun will es Nacht werden, und in der Nacht ist nichts da. Andreas, Andreas!“

„Großvater!“ rief Andreas. „Wachen Sie auf, Christine stirbt und Johann stirbt vielleicht auch, oder er wird ein armer Stümper und Krüppel, — aber ich habe es von Ihnen gelernt: wir dürfen nicht ins Grab nach-

springen, oder uns Arme und Beine abhacken, daß wir auch Krüppel werden."

Als Paula Schmautz der nahe Tod ihrer Freundin wieder so gewiß vorgeführt wurde, schrie sie laut, als könnte sie damit helfen: „Johann wird ja wieder gesund!"

„Ja, ihr habt recht, beide," sagte Leonhard wie schlaftrunken und öffnete die Augen. Sie richteten sich gleichgültig und trübe in die Weite, und sein Mund schien gleichgültig und trübe nachzusprechen, was sie gerade sahen. „Also da wollen wir natürlich zuerst mal mildtätige Stifter werden und die Kirche abputzen lassen. Ich gehe mal gleich mit Frau Schmautz zu unserem Herrn Organisten Schievelbein, und, Andreas, du als der Schulze von Randau, du kannst ja wohl den Schulzenzettel herumschicken lassen."

Dann senkte er den Blick und sah, wie ein Hahn herangekommen war und von dem Schaume pickte, der aus dem Munde seines Enkels gefallen war. Er ergriff ein Holzstüppel, das in seiner Nähe stand, und schleuderte es so zornig auf den Hahn zu, als habe das Tier etwas Göttliches mutwillig verletzt. Er verfehlte den Hahn, aber der lief dennoch schreiend davon, während das Stüppel krachend an die Scheunenwand schlug. Davon zuckte Johann in seinem Schlafe auf, und Paula Schmautz, die zu ihm gebeugt dastand, und, da er zu röcheln aufgehört hatte, ihr Ohr an sein Herz legte, rüttelte ihn in plötzlicher Angst, er könne in den Tod hineinschlafen, wach.

Johann sah abwesend um sich, dann stand er auf und ging torkelnd in den Hof hinaus. Lachend griff er mit der Rechten weit vor sich in die Luft, als zerre er jemandem, der vor ihm stand, etwas aus der Hand. „Nein, Julian, diesmal gebe ich," sagte er, dann setzte er sich platt auf die Erde, fing an, seine Kleidung auszuziehen und spielte sie wie Karten vor sich aus, nannte auch Kartennamen und zählte die Augen zusammen. An-

dreas zog ihm die Kleider weg, Johann sah ihn mit traurig blanken Pupillen an, kroch ihm auf Knien und Händen nach, so daß Andreas ihm wieder die Kleider ließ und zu einem Bett zurechtmachte. Johann schlief sofort darauf ein, im Hemde, auf dem kühlen Hofe, aber fiebergerötet.

„Sie haben ihn gestört, Frau Schmautz, leider weiß ich es schon von damals, als er die Zähne bekam, daß man Fallsüchtige nicht stören darf. Wir haben es damals auch getan. Sie sind dann irr im Kopf. Sie müssen es ganz ausschlafen. Seien Sie gut, haben Sie keine Angst, Sie haben nichts Böses getan."

„Gerade das muß ihm bei dem Aufdämmern aus seiner Betäubung durch den Kopf gehen," sagte Leonhard bitter, „er hat mit dem Knecht Julian zusammengehockt, und der hat ihm das Kartenspiel beigebracht."

„Lassen Sie, Großvater," sagte Andreas darauf. „Julian hat mit ihm gespielt. Er hat ihm Freude machen wollen. Auch er hat nichts Böses getan."

Sanft nahmen sie den Knaben auf und trugen ihn ins Haus. —

Wenige Minuten später jagte ein reitender Bote in die Stadt, um einen Arzt zu holen. Der stellte fest, daß Johann am Scharlach erkrankt sei und daß sein hohes Fieber mit dieser Krankheit, nicht aber mit dem epileptischen Anfall zusammenhänge. Möglicherweise habe die Aufregung und das viel zu lange Aufbleiben außer Bette eine günstige Vorbedingung für seinen Anfall geschaffen, in einem ursächlichen Verhältnis stände er jedenfalls mit dem anderen Leiden nicht. Ob ein neuer ihm folgen werde, ob viele, oder ob das Übel wieder gänzlich und für immer weichen werde, das könne kein Laie und kein Arzt sagen. Immerhin seien manche außerordentlichen Fälle bekannt, in denen die Natur nach einem, zwei, jedenfalls wenigen Ausbrüchen ihre Ruhe wiedergefunden habe. Wie auch nach der anderen Seite hin ein paar ungewöhn-

liche Exempel vorhanden wären, wo das Leiden mit entsetzlicher Wucht in Kürze zum Tode geführt habe. Doch dies sei ganz selten, und bei Johann möge noch keins der in ihrer Wirkung ohnehin unsicheren Heilmittel angewandt werden.

Christine war inzwischen wach geworden und fühlte sich wohler. Man sagte ihr, Johann habe sich mit einer der kleinen bekannten Kinderkrankheiten zu Bette legen müssen.

3

Am Tage darauf gegen Abend traten Leonhard und Andreas in Christines Krankenzimmer und blieben an ihrem Bette stehen. Die beiden Frauen, die abwechselnd bei ihr wachten, mußten immer nebenan sitzen; sie ertrug es nicht zu schlafen, wenn jemand bei ihr war, und auch im Wachen durfte in ihre Schwermut kein fremder Atem hauchen.

In den Fenstern ihres großen, blauangestrichenen Zimmers sah sie vom Bette aus die Wipfel des breiten Kastanienganges im neuen Teile des Gartens, und hinter dem Zaune die Wipfel der Wegbäume, die durch den Wendenichschen Besitz zur Weichsel hinabführten, doch war der Strom nicht sichtbar: wo die beiden Baumreihen zu einem Punkte zusammenflossen, war leere Himmelsweite.

„Setzt Euch," sagte Christine lächelnd. „Ihr kommt seit gestern oft zu mir herein, bleibt immer nur ein Weilchen und bleibt stehen. Ist es Zeit zum Aufbruch? Muß ich gehen, und ihr wollt mich geleiten?"

Ihr schönes bestimmtes Gesicht mit den großen dunklen Augen blieb ganz klar. Die überreichen dunklen Haare, jetzt über der geraden Stirn gescheitelt und aus dem Nacken nach einer Seite herübergenommen, flossen wie ein schwarzes Feuer über das Kissen hin und breit über die Bettkante bis auf den Erdboden.

Eine schmerzlich sonnige Bitte um Nachsicht in den Mienen, machte sie Anstalten, sich zu erheben. Doch da hatte sich Andreas schon platt vor dem Bett auf die Erde gesetzt, sah zu ihr auf und griff, wie bittend, mit beiden Händen tief unten in ihre Haare. Sie erbleichte darüber.

„Fühlst du es denn, Christine?“ fragte er.

„Nein, das nicht,“ erwiderte sie. „Nimm es nicht von der Erde auf. Mir ist, als sauge es Kühle herauf und das Innerste der ganzen lieben Erde und die Gewöhnung ans Grab. Aber halt gut fest, Andreas. Hältst du? Hältst du? Darauf habe ich gewartet, auf einen Augenblick, der dein Inneres ganz nahe an meins heranbringt. Da wirst du mich nicht belügen und betrügen können. Nun hab Erbarmen und sage mir: muß ich sterben?“

Andreas, der in großer Furcht diese Frage geahnt hatte, senkte schon während ihrer letzten Worte seinen ganzen Kopf auf ihre Haare und küßte sie über der Bettkante, und darin verloren spielend, sagte er:

„Nein, Christine, da kann ich dich nicht belügen und betrügen. Wir haben dir doch schon gesagt, der ärztliche Eingriff ist gut abgelaufen, du fühlst dich wohler, es dauert nicht lange mehr, dann stehst du auf. Es ist wirklich bald Zeit zum Aufbruch aus dem Bett, und wenn du schwach bist, geleiten wir dich beide.“

Leonhard, der gestanden hatte, setzte sich auf den Stuhl vor dem Bette, weil ihm das Knie wankte, und sagte:

„Er belügt und betrügt dich, Christine, und seine Stimme zittert nicht einmal. Er ist dir nahe, aber du bist in einer weiten Ferne, von woher er deine Frage nicht mehr hört. Ich bin ja auch nahe, Christine, und bin ihm dreißig Jahre in deine Ferne voraus. Ich höre deine Frage besser.“

Christine war zusammengezuckt, dann rieselte ein Schauer durch ihren Körper, sie schloß mit einem traurigen Blick auf Leonhard die Lider. Er streichelte ernst ihre Stirn und sagte leise: „Liebe, Liebe. Aber erst seit gestern kann ich soviel für dich tun und so sprechen — und ich könnte es nicht noch einmal.“

Andreas ballte die Fäuste und schlug sie sich auf den Hinterkopf. Halb stöhnte er, halb schluchzte er dazu,

dann stand er auf und riß seinem Vater die Hand von Christines Stirn. Dieser ließ sie auf dem Deckbett liegen und sah aus verbittertem Gesichte mit einem grauen Blick vor sich ins Weite. Andreas trat an das eine der beiden Fenster, das offen war, und schloß es.

Christine sagte, ohne die Augen zu öffnen:

„Komm her, Andreas, setz dich wieder hierher, komm zu mir.“

„Es muß wohl Scharfrichter geben,“ sagte Andreas. Dann kam er und setzte sich.

Christine hob langsam, noch immer geschlossenen Auges, die Hände auf, suchte mit der einen den Kopf ihres Mannes und streichelte ihn, und suchte mit der anderen die fortgeschobene Rechte Leonhards und drückte sie.

„Ihr habt beide recht, so an mir zu tun,“ sagte sie, „nur ist einer vierzig Jahre alt und der andere siebzig, wie es der Großvater sagte.“

Verklärt fuhr sie fort: „Und weil ich sage, ihr habt beide recht, bin ich vierzig und siebzig, das sind hundertzehn Jahre, alt geworden, da kann man wohl scheiden. — Wäre ich müde! — Jetzt kann ich euer Recht nur gegeneinandersetzen und messen. Und wenn ich die Augen zulasse, gilt es gleich: wo der Großvater jetzt sitzt, auf dem Stuhle, da kann Andreas sitzen, und er ist weise wie der Großvater und sagt mir doch, daß ich leben werde und hat vor Gott keine Lüge gesprochen. Und wo jetzt Andreas sitzt, da können Sie sitzen, Großvater, und spielen mit meinen Haaren wie er und haben mich lieb, wie man sein Weib lieb hat, und sagen mir doch die Wahrheit, und Gott nickt, — nickt. Aber wenn ich die Augen aufmache, muß jeder an seinem Orte bleiben.“

Andreas wurde es sehr weh. Er bückte sich. Sein Vater hatte ihn ganz weit weggedrängt aus dem Leben, das sein war, in zwiefacher Weise: seine Wahrheit hatte Christines Liebe gefunden, so daß sie ihn an ihres Mannes Stelle denken konnte, und seine Liebe hatte die Wahrheit

für Christine gefunden und ihn daraus verdrängt, so daß sie ihn in der Ferne seines Vaters denken konnte. An Johann aber hatte Leonhard sehen gelernt, was für die Augen und was für die Seele die Wahrheit war. Dort hatte er gelernt, daß er Christine zu sagen schuldig war, sie stürbe. Er fühlte für den Vater eine verehrende Kälte, wie der Zwerg vor dem ausgewachsenen Menschen, und brannte in einem verzweifelten Brennen großer Einsamkeit vor den beiden.

Als Christine sagte: „Ihr seid mit euren Worten für mich nun Feinde geworden; damit es nicht schlimm ausgeht mit euch beiden, versöhnt euch noch heute und vor mir," haschte er Leonhards Hand, die er vorhin von Christines Stirn gestoßen hatte, und küßte sie.

„— — Mein Kind, mein Kind!" rief Christine nach einer Weile. — Und wieder nach einer Weile: „Das ist recht, Andreas, daß du das Fenster mir zur Nacht zugemacht hast. Die Bäume rauschten so laut in der vorigen, und ich sah immer, im Mondschein, wie die Laubklumpen auf den beiden Seiten des Weges hintereinander herflogen, wie große schwarze ruppige Vögel, wie wilde Gänse in einer Schere, erst über unserem Grund und Boden, dann von der Welt ab in den Himmel. Das Rauschen hob mich, und ich flog mit, ich saß wie auf einem Vogel hier ganz hinten in dem breiten Ende des Keiles, und wie ich schwindlig wurde und das Bett mich nach dem langen Liegen drückte, dachte ich, jetzt schaukelt er mich auf seinen harten Knochen. So fuhr ich und sah immer nach der einigen Spitze der zwei Vogelschnüre. Der vorderste Leitvogel war schon ganz tief im Himmel, das erste, zweite, dritte Paar folgte ihm, die anderen rückten ihm immer ferner nach, auch die größeren, die noch in meiner Nähe waren, alle rückten immer weiter in den Himmel, und zuletzt waren auch die mir nächsten da vor dem Fenster und sogar der, auf dem ich selbst getragen wurde, längst

nicht mehr über den Garten, längst nicht über den Kämpen und über der Weichsel, — die ganze Erde war schon weit hinter uns. Wir flogen und flogen. Eine rechte Wehmut drehte mich hier im Bette um und um, als ich dachte, das müßte ich doch Johann erzählen, und als ich mir vorstellte, ich sei schon viel zu weit und könnte es nicht mehr. Dann dachte ich wieder, das hätte ich mir so zurechtsimuliert, weil eine Traurigkeit zwischen Johann und mir lag. Ja, und das war so gekommen. Denkt euch nur, gestern in meiner Ohnmacht, — so war mir nachträglich, — hörte ich etwas schreien, das hörte sich an wie Johanns Schreien, als er die Zahnkrämpfe hatte. Eine Mutter ahnt, wenn ihrem Kinde etwas ist, wäre es auch bloß eine kleine Kinderkrankheit. Ihr habt mich beruhigt, als ihr mir das sagen kamt, ehe ich gefragt hatte. Hättet ihr gesagt, er ist gesund, ich hätte euch nicht geglaubt. — Sehen Sie, Großvater, wenn Sie wollen, — die Baumvögel fliegen schon wieder. Andreas, nehmt mir das bißchen Traurigkeit nicht übel. Ich muß ja mitfliegen. Laßt mich, sonst halte ich es nicht aus und ihr müßt mir Gift geben. — — Grauenhaft, grauenhaft! Andreas, deine Hand! — Nein, Großvater, Ihre ist kalt, die fürchte ich, kalt —."

Sie wurde bewußtlos. Bald erwachte sie und ließ die beiden bedienenden Frauen bis zum Abend nicht von sich.

Dann blieb sie allein und weinte sehr.

Aber in der Nacht rang sie.

Sie murrte wider den Großvater, daß er sie gleichsam schon aus dem Hause gejagt hatte, daß er sich vergaß, ja, wie der Scharfrichter mit dem Beile sie richtete. Er hatte sie in diese Einsamkeit sperren helfen und hatte sich dann schlafen gelegt. Er konnte nun schon wie durch leere Luft vom Fußende an bis zum Kopfende ihres Bettgestells schreiten, denn die Betten lagen im Schranke, das Gestell lehnte auseinandergehängt auf dem Boden; und Andreas und Johann konnten wie er tun.

Nein, da war das Haus ja wieder über ihr zusammengeschossen und sie nicht verstoßen. Sie hatte Menschengedanken gedacht. Aber das Haus stand verwandelt über ihr. Die Wände ragten meilenweit ab. Wenn sie die Hand neben sich reckte, so berührte sie wohl etwas, etwas, was sie Wand genannt hatte, aber gerade daran erkannte sie: meilenweit war es ab. Sie fühlte den Stein, aber er war ganz anders, als was Stein hieß: von diesem Augenblick an gab es keine Steine mehr auf der Erde. Sie begriff es nicht und weinte wieder. „Steine sind so traurig, Steine sind so glücklich," sagte sie leise. „Menschen sind nicht so traurig, Menschen sind nicht so glücklich. Vielleicht doch mein Kind? Nein. Aber seine Mutter schon fast."

Ach, in dem allen ist Leonhard. Wo ist nun Andreas? Sie sah wieder das Haus über sich, alles daran und darin hatte seine Geschichte. Aber die war hinfällig und sinnlos für das, was später kam. Sie konnte sie ausdenken, so weit sie wollte, und lebte darin, aber sie glaubte nicht.

Sie zog dahin.

Sie erinnerte sich eines Krähenschreis, den sie, während die Männer an ihrem Bette gesessen, vorüberziehen gehört hatte. Der Schrei wußte von ihr, irgendwie, und bewahrte sie wie in einem Haus. Diese Vorstellung beim Anhören hatte sie dem Schrei schon vor dreißig Jahren mitgegeben, und heute wußte er es noch: ungefragt, unbewußt in der grauen Höhe wurde sie vorübergetragen. Nie würde das vergessen. Noch hatte er sie nicht vergessen, aber sie würde es nun bald — — —.

Plötzlich brannte die Kerze neben ihrem Bett. Als sie das Licht sah, das sie angezündet hatte, erschrak sie und löschte es gleich wieder.

Und da stand plötzlich der letzte abnehmende Mond ihres Lebens schon hoch am Himmel. Sie wußte, als sie ihn sah, daß jetzt etwas wie eine Gewalt in ihr war, die

ihn hätte unter den Horizont schicken können, weil sie wußte, daß sie sich nie an dieser Gewalt vergreifen würde. Sie mußte wollen, daß der Mond sich dünner höhlte und weiter rückte, und zwischen der Macht und dem Willen dazu schwebte eine unendliche Schwermut, wie die feste Brücke, die von Gott zu den Menschen führte und die man nie und nach keiner Richtung zu Ende ging.

Da sägten und mahlten sie wieder in den furchtbaren Schächten. Waren das nur Bohrwürmer im Holz? Sie waren größer als sie, denn sie fühlte nicht mehr, wie groß sie war: da saßen die Würmer wie vermummte Bergleute in schwankenden, knarrenden, unendlichen Schächten und schoben ihren lebenden Leib mit Zangen in immer größere Enge und erstickende Hitze.

Nun würde sie ohnmächtig zusammenbrechen. Vielleicht kam dann jemand und sah es, das sollte nicht sein. Sie stand schon vor dem Bett, taumelte an die Tür, stieß den Riegel vor und brach dann zusammen.

Als der Morgen graute, erwachte sie und hatte an der Erde gelegen.

Als das Morgenlicht wuchs, gewann sie Fassung, sie sagte zu den Männern: „In der Nacht hat Andreas mehr Recht und am Tage Leonhard."

Und sie sah ein, daß alle wahren Erlebnisse ihres Lebens so gewesen waren, wie die dieser Nacht. Das andere war nicht sie, das konnte sie abtreten. Das war ein Gerüst. Es war wie eine Geschichte, die man ihr erzählt hatte; aber das, was sich nicht erzählen ließ, oder was zu erzählen sie sich scheuen und schämen würde, das hatte sie am Leben gehabt und das machte ihr jetzt den Tod schwer.

4

Nach einer Woche war Christine begraben. Jeder im Dorfe hatte sie gekannt und jeder wußte, im Hause der Wendenich war der Glanz erloschen. Schievelbein sagte: „Wenn ein Mensch begraben ist, dann stirbt er noch einmal in allen, mit denen er umgegangen ist. Die Fetzen Leben, die er in sie gelegt hat, huschen von ihnen aus, wie kleine Flämmchen, und das Heer der Flämmchen sammelt sich, und die kleinen Feuer verzehren sich, — das ist die Trauer."

Im Alltage des Dorfes war von jenen Flämmchen nur wenig zu merken, nur eine leise Besinnlichkeit.

In der Gastwirtschaft von Wilhelm Filbrig saß eine Anzahl der Großbauern Randaus zusammen. Einige führten mit halber Stimme ein Gespräch, während andere ihre Aufmerksamkeit dem Gärtner Wiebe, der mit dem Getreideaufkäufer Stein aus der Stadt herübergekommen war und laute Reden führte, zu schenken schienen, sich zwischenein aber zu den Nachbarn neigten, als wollten sie an deren Unterhaltung teilnehmen.

Wiebe, der einzige unter den Anwesenden, der Christine nicht gekannt hatte, sagte: „Verzeihen Sie, Herr Schaertel, Sie haben mich gefragt. Von selbst hätte ich kein Wort gesprochen. Da Sie aber mein Urteil wissen wollen, muß ich eingestehen, daß Sie es ganz falsch gemacht haben. So große Bäume sind eben empfindliche Lebewesen. Große Äste darf man eben niemals von oben einfach durchsägen, sie sind zu schwer und reißen beim Abbrechen die halbe Rinde vom Stamm. Immer erst von unten, bis zur Hälfte ungefähr. Wenn Sie dann von oben nachhelfen, kann nichts passieren. Die Schnittfläche ist eine schwere

Wunde, man muß vermeiden, sie unnötig zu vergrößern. Immer von unten anfangen."

Daß niemand ihm widersprach und viele große Blicke den seinen ruhig begegneten, deutete er als Zeichen der Aufmerksamkeit und des Beifalls und setzte seine Erörterungen mit einem ihm selbst ungewohnten Redestrom fort.

Stein stand am Fenster und beachtete Silbrigs Mitteilung, daß sein Glühwein fertig sei, mit keinerlei Bewegung. Sein Pferd draußen, das in den Wagen eingespannt war und, an die Rampe gebunden, aus der hölzernen Krippe fraß, hob mitunter den Kopf und stampfte. Aus dem Tore des nur ein kleines Stück abgelegenen Wendenichschen Anwesens trat der Knecht Julian mit der Häckselkiepe, setzte sie nieder, blieb dann lange aufrecht stehen und zog, soweit man in der vom letzten Mondviertel erhellten Dunkelheit wahrnehmen konnte, wiederholt seine Hosen herauf, indem er die Hände in die Taschen steckte und diese anhob. Auf der anderen Straßenseite kam eine alte Frau an ihm vorüber. Als sie schon ein gutes Stück vorbei war, kehrte sie um, trat an Julian heran und führte ein Gespräch mit vielem Kopfschütteln und Händefalten und zärtlichem Streicheln Julians. Als sie endlich ihren Weg fortsetzte, konnte sich Stein vorstellen, daß ein kleines Flämmchen ihr voranliefe, wie ein Hündchen, daß es sich oft und ängstlich umsah und dann scheu davonstob. Und er konnte sich vorstellen, daß ein Flämmchen vor Julian mitten auf der Straße zwischen den Radspuren steif und frierend aus der Erde züngelte und arm, ohne eigene Macht, geduldig abwartete, bis die fremden Gedanken es entließen.

Die Tür klingelte, ein neuer Gast trat ein. Nachdem er die übrigen begrüßt hatte, was Wiebe in seinen weitläufigen Erörterungen nicht störte, wies er auf den Türrahmen des nur matt erleuchteten kleinen Hinterzimmers, in welchem die Ecke eines Ledersofas an der gegenüberliegenden Wand sichtbar wurde, und meinte: „Nanu,

Schmautz ist auch heute nicht da. Nur sein Fettfleck über dem Sofa. Und sein Kumpan Schievelbein, das ‚Flämmchen‘, ist auch so solide geworden?“

Die Kinder des Wirtes, ein etwa elfjähriger Knabe und ein wenig jüngeres Mädchen, die sich hinter dem Schanktische zerrten und knufften und neugierig den Erwachsenen zuhörten, brachen in ein ungezogen triumphierendes Lachen aus. Der neue Gast wurde stutzig und trat in die Tür des Hinterzimmers. In der Sofaecke saß Schievelbein und spielte mit seiner Uhr.

Ohne sich darin stören zu lassen, bot er guten Abend und erklärte, als sich der Eingetretene schon wieder zurückgezogen hatte, daß der Gärtner Wiebe ganz recht habe: wenn man einen großen Ast entferne, müsse man den Stamm schonen und die Säge müsse ganz nahe dem Stamm ansetzen, damit kein Stummel übrig bleibe, sonst würde der sich höhlen, wie ein morscher Zahn, das Regenwasser aufsammeln und den Stamm mit faulen Laugen verletzen. Schneide man aber, ohne einen Stumpf zu lassen, so würde der Baum aus Saft und Harz Wulste und Ringe hervortreiben und die Wunde vielleicht mit einem Panzer überziehen.

Die Bauern in der Nebenstube hörten ihn an, ohne sich zu äußern, und begannen ihr Gespräch erst wieder, als er schwieg. Schaertel fragte den Gärtner: „Also mit Totenzwiebeln sollen Sie das ganze Grab bepflanzen? Wie haben Sie Andreas und den Alten denn gefunden?“

„Man hat ihnen nichts anmerken können. Ich glaube, es ist ihnen nicht besonders nahe gegangen.“

Zu dieser Bemerkung lachte Schievelbein aus seiner Ecke auf. Stein trat vom Fenster zurück, trank seinen Glühwein mit einem Zuge aus und sagte: „Ich fahre jetzt. Kommen Sie mit, Wiebe?“

5

Am Spätnachmittage des folgenden Sonntags ging Andreas vom Hofe, der Kirche entgegen, mit dem müden Verzweiflungswillen, den Oger zu suchen, von dem Johann im Fieber immer sprach und nach dem seine geisterhaften Augen immer durchs Fenster in der Richtung der Kirche suchten. Seine Krankheit hatte der Knabe fast überwunden, aber eine heftige Halsentzündung war hinzugetreten und hatte die Hitze bis zu einer gefährlichen Grenze steigen lassen. Er phantasierte. Sein Vater hatte gar nicht gewußt, was ein Oger ist, bis er die Fieberträume Johanns lange und grüblerisch tief genug belauscht hatte und nach vielstündigem Sitzen und Bangen am Bette des Kindes in diese verzerrte, schreckliche Welt ein wenig eingedrungen war.

Der Oger war ein Riese. Die Kunde von ihm hatte wohl einmal Christine ihrem Sohne durch ein Märchen gebracht. Johann fabelte, der riesige Rauchfang über dem Herde wäre sein gelber vierkantiger Hut, und aus dem weißen und schwarzen Dampf, der zu ihm aufstieg, formte sich ein Gesicht. Wenn die Mägde einen Kessel vom Feuer nahmen, schlug dieses manchmal wie eine Zunge zu dem Gesichte heraus. Es schnitt Grimassen, vielleicht belästigt von der Salzbüchse, die in dem einen Ohre stand, und der Feuerzange, die wie ein Gehänge im anderen hing. Die Kacheln aber waren wie die weißen Bäffchen, die der Pfarrer umhatte, und mit der Brust ragte der Riese durch die roten Backsteinfliesen der Küche tief in die Erde hinein. In den Keller durfte man nicht gehen, dort war sein Herz. Die Asseln, die man mitunter dort fand, nagten im Dunkeln an ihm, und

er konnte sich nicht wehren, weil er eingegraben war. Doch jetzt war er frei und zog draußen einher, vielleicht eine Wolkengestalt.

Seit der Knabe wußte, daß der Oger sich losgerissen hatte, stieg er immer weiter in die andere Welt hinein, in welcher der Oger hauste und wo er ihn mit der Furcht, er würde ihm oder anderen ein Leids tun mit Davontragen und Würgen und Verschlingen, zu Tode marterte. Nun das schon so lange gedauert hatte und schlimmer und schlimmer wurde, trieb das Grauen auch Andreas den Angstschweiß aus Händen und Gesicht, wenn er sah, wie das Kind in den unheimlichen, wankenden Riesenräumen der Phantasie sich schlug und nicht weichen wollte. Er sah, Johann würde unterliegen, seine Kraft und Tapferkeit mußte nun bald verzehrt sein. Wenn er seine verdrehten und wie verdeckten Augen gegen die Zimmerdecke flackern sah, begriff er in Demut, daß für Johann die Fliegen nicht dort entlang liefen, sondern in einem wunden, übernatürlichen Raume, der aus dem Gehirne des Knaben wuchs, wo sie ihm als häßliche Untiere wehe taten. Würde denn jene Welt nur mit der Zerstörung ihres Schöpfers zu zerstören sein, in einem neuen wütenden Krampfe seinen Schöpfungswillen in Stücke brechen? Mit der lähmenden Gewißheit davon ging er voll Bitterkeit in der Richtung des Weges, an dessen Lauf irgendwo der Oger hauste.

Ihm war, als müsse er den Zugang zur Rettung Johanns ganz deutlich finden, da er ja schon Christine hatte opfern müssen. Das Kind mußte er dem Schicksal entreißen. Ihm war, als hätte er sein Weib für den Knaben dahingegeben und sein Leben gegen das ihre eingetauscht, und wenn ihn dann die Einsicht packte, daß dieser Tausch ja auch nur in einer anderen Welt kein Irrsinn war, wie der Fiebertraum des Kindes, so ließ er die beiden geliebten Menschen wie aus erstarrten Händen in eine schwarze Flut fallen und stürzte sich nach.

Andreas ahnte, daß die ganze Innigkeit zu Christine ihm erst lange nach ihrem Abscheiden wiederkehren würde, daß diese am anderen Ufer des Qualenmeeres war, welches er jetzt durchschritt, daß er aber mit dem gleichzeitigen Verlust des Kindes nie hindurchkommen würde.

Orgelmusik strömte ihm entgegen wie Honigstrom durch die Luft. Schievelbein spielte. Ja, es war doch etwas Wunderbares in ihm, er liebte seinen kleinen Schüler Johann, den er für die hohe Schule vorzubereiten begonnen hatte, und er liebte wohl noch immer Paula Schmautz, deren Erwachen zum Ernste vielleicht auch ihn aus seinem Verkommen und Verlottern weckte. Er spielte sich jetzt mitunter in der Dämmerung etwas vor. So war er heute nach der Abendandacht an der Orgel geblieben.

Die Kirche war schon in Gerüsten eingesponnen. Lange Leitern von dem Hofe der Wendenich, mit Querbrettern zwischen den Sprossen, waren aufgerichtet worden, morgen konnte das Abputzen wohl beginnen. Andreas beruhigte sich etwas, als er die Vorkehrungen sah, und befühlte die Leiter, die neben der Haupttür an der Stirnseite des Gotteshauses stand, ob sie auch gehörig fest wäre. Ihn schwindelte, als er durch eine Ritze im Gerüst steil über sich sah bis zum roten Helme des mäßig hohen Turmes. Die Leitern bewegten sich nicht. Gewiß, wobei Leonhard selbst half — —! Andreas hatte, um vor seinem Vater und sich selbst nicht schlapp und weichlich zu erscheinen, ebenfalls ein ablenkendes Arbeiten begonnen und ließ im Kuhstall die schadhaften Holztröge durch breite zementene Krippen ersetzen; die Gänge zwischen ihnen wurden bis zu den Krippenrändern hochgelegt und ebenfalls zementiert, der größeren Sauberkeit, Übersicht und Haltbarkeit halber.

Als Schievelbein ein neues vollbrausendes Stück begann, öffnete Andreas leise die Kirchentür, trat ein, ging den Gang unter der Empore bis zum Altare und setzte

sich in eine Ecke. Kaum hatte der Spieler geendet, so begann er von neuem. Er schien heute keine Lust zu haben, heimzugehen. Der Küster hatte im Kirchenschiffe schon alle Lichter gelöscht und den Altar abgedeckt. Ein ungewisses warmes Dunkel webte bis an die Decke.

Eine Küchenlampe mit gelbblecherner Blendscheibe stand auf der Orgelbank, ganz am Ende, so daß Schievelbein sie mit dem Ellenbogen nicht herunterstoßen konnte. Sie wollte ausgehen und verbreitete einen spürbaren Petroleumgeruch. Das Licht fiel auf das einzige Manual der Orgel. Die Untertasten waren schwarz, die Obertasten gelb, die schon sehr ausgetretenen Pedaltasten staubfarben. Von einigen Registern waren die Griffknöpfe abgerissen. Der ins Bläuliche spielende kühlweiße Anstrich des Orgelgehäuses hatte allen Glanz verloren, dennoch war es mit seiner blanken Pfeifenreihe das schönste im Licht. Vier quadratische Holzsäulen trugen die Decke des Chorraumes. Die weiße, allenthalben platzende Tünche verbarg nicht, wie schlecht drei dieser Säulen behauen waren; wenn die vierte glatter verlief, so zeigte sie dafür ihr nacktes, armselig graugelbes Holz. Sie hatte wohl erst kürzlich eine vermorschte ältere ersetzt.

In die breiten Fußbretter der Orgelbank waren Herzlöcher gesägt. Sprang Schievelbein auf, um neue Noten zu holen, so polterte die ganze Chordiele. Sie bestand aus unverschalten Bohlen. Bei Schmutz- und Schneewetter betropften die Stiefel der hier oben sitzenden Andächtigen durch die zahlreichen Ritzen die Köpfe derer unten.

Als Schievelbein nach einer Pause noch einmal hurtig in die Noten auf der Brüstung griff, kam ein verhutzelter Junge, sein Balgentreter, hinter der Orgel hervor und sagte:

„Jetzt muß ich bald nach Hause, Herr Organist.“ Er hielt eine dicke Taschenuhr in seiner schmutzigen Hand. „Ihre Lampe geht auch aus.“

„Noch einiges zum Postludium, mein Sohn! Hörst

du denn heute nichts Besonderes in der Musik? Das war eben ein Gesang von Schütz. Das Strömende? — Die — die — — — —?"

„Jawohl. Verzeihen Herr Organist, dann will' ich aber noch einen Pfefferkuchen."

„Schaf! — — — — — Ich habe doch keinen mehr. Beiß deine Klotzkorken an. — Hier, du Linkpoot, meinen letzten. — Da ist ja richtig noch ein Pfefferkuchenmännel, nein, ein Hündchen. Nimm schon! — Meinen ganzen Vorrat hat der Strolch mir heruntergeschluckt! Na, na, mach kein beleidigtes Gesicht, du bist doch ein guter Kerl. — — Was nehmen wir denn nun?" — — —

Schievelbeins Stimme klang übertrieben und krähend, als bliese jemand scherzhafterweise auf einem Kamm.

Während des Sprechens begann Schievelbein hin und her zu gehen, und der Junge verkroch sich, mit breitem Munde grinsend, wieder zu seinen Bälgen. Im Kreuz bekam Schievelbeins untersetzter Körper einen Knick vorwärts. Etwa in der Tiefe der Ohrläppchen rings abgeschnitten, umgaben seinen Kopf früh ergraute Haarsträhnen wie Eisstengel. Die ausgekeilten, stark kurzsichtigen Augen senkten sich mit schwerer Aufmerksamkeit auf alles, was sie ergriffen, sie schienen immer mehr in die Brillengläser hineinzuwachsen und so groß werden zu wollen wie diese.

Sobald er die gesuchte Eingebung fest hatte, trat er an die Noten. Seine ungewöhnlich großen, dickfingerigen Hände warfen die Blätter mit theatralischer Bewegung herum. Einiges flatterte dabei in das Kirchenschiff hinab. Was lag auf der Chorbrüstung alles durcheinander! Ein Choralbuch, noch eins, blaugeheftete Bändchen mit abenteuerlich geschweiften Etiketten und Aufschriften, meistens Vorspiele enthaltend, deren Urheber die Vorgänger Schievelbeins waren, — unaufgeschnittene Notenbeilagen gelehrter Zeitschriften, modische Tänze und Singsanglieder aller Art, für Klavier und Violine gesetzt; ein vergilbtes

und abgegriffenes Orgelalbum, dem Noten größeren Formates und Handschriftliches zugeheftet waren, Händel, Walther, Krebs, Telemann, Pachelbel, Mozart durcheinander enthaltend. Dann folgten lose Blätter mit Kanons und Fugen von Schievelbein, und so ging es in groteskem Durcheinander fort.

Schievelbein suchte immer aufgeregter, und immer mehr Blätter flogen mit großem Schwunge in das Schiff. Der Balgentreter, der sich langweilte, sprang die wackelnde Stiege hinunter, um sie zu holen.

„Ach was! Ich kann es wohl auch noch auswendig. Komm herauf, wir wollen spielen.“

„Ich komme schon,“ rief der Junge, raffte aber doch erst unten die sämtlichen Blätter schnell zusammen und stürzte dann in die Höhe.

„Da ist's ja,“ rief Schievelbein entzückt, und nahm ihm mit präziöser Handbewegung ein Heft ab, dessen Titel lautete „Alte Chöre“.

„Na, 's wird sowieso dunkel, in der Lampe ist kein Petroleum mehr. Halb auswendig spielen muß ich doch schon.“

Er setzte sich auf die Orgelbank, schraubte den Docht höher, in den freilich die Flamme knitternd zurücksank, und schlug auf Palestrinas „O bone Jesu“.

Geheimnisvoll rief er noch dem Jungen zu: „Du, hör mal! Wir haben kein Tremoloregister. Mußt schon ein bißchen mit den Balgengriffen zittern und wackeln und sacht herunterdrücken. Das gibt so etwas Ähnliches wie ein Tremolo. — Nun los!“

Er ließ nur vier zarte Register offen, der Balg fauchte, er griff. Ein leiser, sanft gequälter Akkord! Der Wind im Gehäus übertönte ihn. Schievelbein hielt die Töne sehr lang aus, griff weiter, ohne auf die Tasten und Noten zu sehen, wandte den Kopf schräg empor zu den Orgelpfeifen, die nun ganz fahl herabblickten, und blinzte fortwährend mit den Augenlidern hinter den großen

Brillengläsern. Die Küchenlampe verdüsterte sich mehr und mehr. — O bone Jesu! — Schüttelndes, unregelmäßiges, überstarkes Beben fröstelte aus jedem Akkord. Die hageren Zusammenklänge weinten. Und doch, eine überschwengliche Seligkeit rieselte aus ihnen. Manchmal wurden sie dünn, als rängen sie nach Atem. Wohl war das Spiel heute übertrieben im Suchen nach Süße in der schweren Natur des Instrumentes, das im Mittelalter seine Jugend hatte, und das Zeitmaß um vieles verschleppt, aber Schievelbein schnitt wilde Grimassen vor Ergriffenheit.

Und der zusammengesunkene Körper drunten im Schiffe betete ohne Wort und ohne Seufzer und ohne zu wissen, was es war, voll Inbrunst mit: O bone Jesu! Die dunkle Halle des Orgelreiches erhellte sich aus seinem angeglühten Herzen wie mit einem schwachen Lichtschein, und ihre Rätsel wurden von ferne sichtbar.

Wenn übrigens die Töne so dünn wurden, biß der Balgenjunge von seinem Pfefferkuchen etwas ab. Als Schievelbein zu Ende war, mochte er nicht beide Hände zugleich von den Tasten lösen, sondern schob erst mit der Linken langsam die Register ein, so daß es unter seiner Rechten gewaltsam verstummte, und schlug dann mit dieser das Buch zu.

„Nun komm. Mach alles zu und stell die Lampe auf die Treppe. Den Kirchenschlüssel hängst du bei mir auf den Flur. Du brauchst aber nicht wieder mit den Türen zu ballern.“

„Jawohl. Soll ich Sie morgen wecken, daß Sie nicht verschlafen?“

Schievelbein hörte ihn nicht. Er brummte mit gesenktem Kopf die eben gespielte Melodie noch einmal und knetete seine auf dem Rücken verschränkten Hände durcheinander.

Nun faßte den Knaben die Großmut. „Hier hinter

der Orgel liegt noch eine Kerze. Wenn wir noch spielen wollen, Licht haben wir."

„Herrlich, herrlich!" rief Schievelbein. „Steht auf, die Lampen nehmt."

Als Schievelbein anfing zu spielen „Wachet auf, ruft uns die Stimme", diesen Choral, der Andreas immer grauen machte, vor Geheimnis, Stolz und Verworfenheit, ertrug er es nicht mehr. Es war, als reckten sich die Holzsäulen, die an den Flanken des Seitenschiffes standen, hoch auf und hätten in ihrem dunkeln Inneren auch eine Stimme. Die Fenster standen feierlich, gleichwie schmale Engel an einem Wege, schräg in die Höhe. Unter dem Kirchendache schwankte grünes Rasenland mit Gräbern, die über und über mit Totenzwiebeln besteckt waren: sie platzten auf und enthielten als Blüten verzerrte Gesichter von Trinkern, Idioten, Quappen und Fischen und häßlichen Insekten. Das Dunkel zwischen den Kirchenbänken kroch ihm mit dicken schlangenhaften Bewegungen um die Beine. Die weißen Gesangbuchnummern auf den schwarzen Tafeln durchbrachen für eine Sekunde noch plötzlich die Dämmerung wie große Zähne, Seraphisches und Teufelsspuk war in Andreas gemischt. Wie in der Seele eines Sechsjährigen.

Mitternacht heißt diese Stunde. Steht auf, die Lampen nehmt.

Die langsamen Akkorde verwandelten sich Andreas wieder zu geisterhaften Honigduftströmen. Glück des Aufrechtsseins stieg wie aus den Füßen in ihm auf, den Füßen, die über stürzenden Tiefen sicher schlafwandelten, er zog ein wie in unendliche Räume, und die Orgelpfeifen in ihrem graublanken Zwielicht waren wie ein unverständliches Feldzeichen vorangetragen.

Doch die bewegte freie Luft vor der Kirchentür löschte die Glücksempfindung sobald aus. Er hatte gedacht, eben während er zuhörte, nun könne in dieser zeitlosen Minute seinem Hause kein Unglück geschehen, und wenn etwas

geschah, so war es ihm ein Licht. Die Erinnerung an den Tod Christines war ihm wie das Abbröckeln eines Stückes Mörtel von der Wand, der Todeskampf Johanns wie das Auskriechen eines Wurms aus dem Apfel gewesen. Aber gleich schrillem Knall überfiel ihn nun die unabgewendete Wirklichkeit, drohte überwach, ins Grausige verzerrt. Gleich nach dem Zumachen der Kirchentür klang die Orgelmusik mundharmonikahaft dünn, in die Mauersteine verkroch sie sich, die Leitern und Bretter der Gerüste umsauste sie nur noch ein wenig, und der Wind fegte sie von dem Wirrsal der Sprossen ab.

Auch diese Empfindung war ein verwildertes, flüchtiges Aufhorchen gewesen und zum zweiten Male schlug der schwarze Blitz des Schreckens in sein Fleisch. Es war Andreas weh zu Mut, ihm war, als hätte nicht er, als voller eigener Mensch, sondern sein Vater durch ihn hindurch seinen Sohn Johann gezeugt, als hätte ihn die Seele seines Vaters damals wie ein riesiger Schatten umgeben, und als hätte Christine das Kind von seinem Vater empfangen: durch diese Unnatur der Zeugung hätte der Knabe das Leiden bekommen. Etwas, was in der von ihm stammenden Leiblichkeit des Sohnes nicht Platz hatte, stand auf, ging in Johanns Innerem um, ballte sich und brach in dem schrecklichen Krampfe in die Welt, sprang aus dem Kinde unsichtbar heraus, warf es auf den Boden und würgte es. In dem Gespräche an Christines Lager, als sie sich dem Vater geneigt, da hatte er sich zwischen ihnen fortgedrängt gefühlt. Seine Seele mußte nun übermenschlich arbeiten und sich irgendwie eindrängen, um sein Fleisch und Blut mit schmerzlicher Heilandsliebe zu umfangen.

Dort lag sein Haus, dort die dunkleren Gebäude seines Hofes. Kam ihm niemand entgegengelaufen mit der grausamen Nachricht im Gesicht?

Das Gehöft lag regungslos wie an anderen Abenden. Er konnte nach den neuen Krippen sehen, an denen die

Arbeiter gegossen und geglättet hatten. Vielleicht, wenn er dort stand, geschah es dann drinnen doch, und jemand öffnete ein Fenster und riefe nach ihm, — —

Er kehrte vor der Pappel in der Einfahrt wieder um und ging an der fensterlosen Rückwand des Viehstalles, der nach dem breiten Kirchplatz zu lag, entlang, hinter die Scheune, woher ein helles Kindersingen scholl. Die abgerissenen Klänge jenes Chorals zogen noch um ihn, tief aber und gering, wie Nachtschmetterlinge mit menschenverschlossenen Instinkten und matt aufleuchtenden Flügeln.

Und da, als er um die Ecke der Scheune bog, hörte er Johanns Stimme unter den Kinderstimmen singen. Eine ganze Reihe kleiner Knaben und Mädchen hatte sich an den Händen gefaßt und tanzte mit gewichtig breitem Marschschritt um eine der fünf Kartoffelmieten, die dort im Felde aufgeschüttet waren. Johann lag doch schwerkrank im Bette! Dort tauchten aber seine grauen glatten Haare in dem Reihenzuge auf, und nun war seine Stimme wieder in dem dritten oder vierten der Knaben, die um die Miete geschritten kamen. Freilich, es war schon so dunkel, daß man beim Stillstehen seinen Schatten nicht mehr sah, erst beim Weitergehen wanderte bisweilen unklar eine hüpfende Leere über Steinchen und Sand mit. Dann wieder glaubte er ganz deutlich einen Kopf nicken zu sehen, ganz so, wie Johanns Kopf nickte, und, auch wenn die vielen Stimmen schwer zu unterscheiden waren, — noch einmal, noch zweimal hörte er Johanns Stimme an verschiedenen Enden des Zuges gleichzeitig. Und ein Mädchen trug dort wieder ganz sein Haar. Hatte er sich verhört? Ihm waren ein paar andächtige Worte in den Ohren, als wanderten die Kinderstimmen mit jenem Choral im Munde, ihn marschmäßig verzerrend und leiernd, um die Miete.

Er riß die Augen auf und preschte ganz schnell näher. Da erkannte er die Kleinen alle als die wieder, die sie immer gewesen waren, — natürlich, Johann war nicht unter

ihnen, der lag in seinem Bette und litt. Und wie hatte er das Kinderlied nicht sogleich erkannt? Dennoch wich die schmerzglühende Verzauberung, die um den Hügel webte, nicht ganz.

Nicht unter den Kindern, sondern hinter der Miete hörte Andreas nun Christines Stimme Bruchstücke aus dem Choral singen, untermischt mit den Kinderworten, und alles war ihm wie eine Versicherung, daß sie ihn in den Tod nachholen wolle.

Mit einem heftigen Schrecken fuhr er erst wieder aus seiner Hingenommenheit zurück, als er das Ende der Miete sich regen und einen weißen Fleck wie eine Hand sich herauswühlen sah. Gleich darauf sprang seine weiße Hofkatze heraus und jagte flüchtend zwischen den Kindern durch und an ihnen vorüber. Einige Knaben versuchten sie zu fangen, Tanz und Lied waren unterbrochen.

Andreas rief ohne Zorn, über die Mattheit seiner Stimme selbst erstaunt, hinüber: „Warum habt ihr das Tier eingegraben? Es hätte ganz leicht ersticken können, bei dem bißchen Luft zwischen dem Stroh. Und die Kartoffeln sollen erfrieren, ja? Was wollen wir dann essen?"

Die Kinder waren verstummt. Als Andreas den Rücken kehrte, gingen manche nach Hause, andere fingen ein Gezerr und Zanken an.

Ein dicksträhniger Regenguß setzte ein. Andreas hörte Leonhards Stimme auf dem Hofe einen Befehl geben, mochte ihm nach seinen spukhaften Grübeleien nicht nahe kommen, dachte, er ist wie der Oger, und flüchtete vor dem Guß noch einmal in die Kirche. Diesmal geschah es nicht in dem halben Zwange der Verzweiflung, sondern wie zur Beruhigung vor dem Schlafengehen. Er schloß die Tür geräuschvoll, so daß ein geschwätzig brausender Widerhall durch das ganze Gebäude ging, stapfte auch

mit hallenden Schritten über die Fliesen, daß es Schievelbein hören mußte und blieb unter der Orgelempore stehen.

„Ist da jemand?" fragte Schievelbein herunter.

„Ja, Schievelbein, ich möchte wieder einmal Musik hören. Spielen Sie noch was. Ich war vorhin schon einmal da. Hören Sie, wie der Regen auf dem Dach klappert?"

„Wir sind eigentlich zu Ende," antwortete Schievelbein, verlegen darüber, belauscht worden zu sein.

„Wie, Schlottke? Riecht man die Lampe nicht bis unten? Stümpfchen Licht! Schön, mein Sohn. Aber was die letzten drei Jahre in deiner Tasche gewesen ist, klebt auch daran? Sollen wir das mitverbrennen? — Na, du Schaf, das konntest du dir doch denken, daß der Zylinder kaputt geht, wenn du ihn auf die Erde wirfst. Hin ist hin, düster ist's auch, tritt dir keine Scherben ein, barfuß wie du bist. — Also, Andreas, entschuldigen Sie. Schluß für heute. Mir tut auch der Kopf weh von dem vielen Petroleumdunst. Marsch, Junge!"

Er ließ mit einem schreienden, mißtönenden, überlangen Akkorde die letzte Luft aus den Bälgen, schloß die Türflügel über Manual und Registern zu und polterte hinter dem Schneiderjungen über die Chordiele und dann die Treppe hinunter.

Andreas öffnete die Tür, sie begrüßten sich, und während Schlottke davonlief, warteten sie schweigend ab, bis es ausgeregnet hatte, und traten dann auf die Dorfstraße. Andreas trabte wie ein Hund neben seinem Herrn, bevor er weiß, wohin dieser will.

6

Der Sieg über den Erlkönig

Da Andreas sich diesen Abend scheute, sein Gehöft zu betreten, suchte er mit dem Organisten die Gastwirtschaft von Filbrig auf. Er nahm im Hinterzimmer Schmautzens Stelle ein. Er rang mit Schievelbein um seinen Knaben, als hätte dieser Gewalt über ihn. Auf einem Eckbrette vor ihm stand eine bauchige, leere Schnapsflasche mit der gelben Inschrift in herzförmigem roten Schilde: „Solange diese Rose blüht, soll mir kein Geld verschimmeln.“ Dieses Plakat und ein sehr blankes und überaus laut knackendes Uhrpendel quälten ihn. Er war gezwungen, die Ablenkung mit Gewalt zu überwinden. Wenn seine innere Spannung nachließ, schwieg er lange. Dann zwang er sich mit übermäßig lauter, angestrengter Rede zur Sammlung. Schievelbein, noch erfüllt von seiner Abendmusik, tröstete ihn, wie er ihn vorhin mit der Orgelmusik getröstet hatte. Endlich drückte ihm Andreas beide Hände und schien keiner weiteren Worte zu bedürfen. Er schickte sich aber noch nicht zum Gehen an, schwieg, schwieg, so daß nun Schievelbein das Grauen faßte, und er erzählte von den Jahren seines Lebens hier im Dorfe, besonders von seiner unglücklichen Neigung zu Paula Schmautz. Andreas streichelte mit Wärme über seine Hand und sagte, auch für ihn würden noch gute Tage kommen. Schievelbein erwiderte leise: „Sie lieber Freund.“

So waren beide in ihren Hoffnungen ernst gefestigt, sie hatten einander nichts mehr zu enthüllen und brachen auf.

Jetzt hatte Andreas die Scheu vor seinem Hause so weit überwunden, daß er sich wenigstens in sein Gehöft zu schleichen wagte. Die Hunde kannten ihn, er brauchte bloß leise seine Stimme zu erheben, und sie legten sich alle nieder. Oh, daß er alles so hätte beruhigen können!

Bevor er es noch recht gewollt hatte, lehnte er schon an der Haustüre wie ein Bettler und zog sich die Schuhe aus, um keinen Lärm zu machen. Er dachte dabei müde an den barfüßigen Balgentreter, und auch, daß Christine so barfüßig dagelegen hatte und daß Johann noch so daliege. Den Türrahmen des Krankenzimmers faßten lichte Streifen ein, er drückte sich aber vorüber, ohne nachzufragen. Schlaflos saß er an seinem eigenen Bette.

Als die Welt grau wurde, führte ihn sein erster Gang in die Küche, wo auf den achteckigen Ziegelfliesen wohl gestern Nacht nach dem Arbeitsschluß und Aufscheuern von den Mägden Sand gestreut worden war, und wo er nun Spuren getreten hatte bis an den Herd, der mit seinem großen Rauchfang kalt, leer, alltäglich dastand. Warum war es ihm nur unmöglich gewesen, seinen Knaben über diesen Rauchfang zu beruhigen? Wie hatte er gar selbst so weit in die Phantasie Johanns versinken können? Wenn es nicht anders ging, so wollte er ihn behutsam aufnehmen und in die Küche tragen, wollte hier alles betasten und anheben, jeden Fleck und jeden Gegenstand, mit Worten wie mit Schlafliedern alles beruhigen und in das zurückverwandeln, was es war. Konnte das gar so schwer sein? Mutvoll ging er nun zu dem Knaben hinein. Ein entsetztes Auffahren riß Johanns Körper zusammen. Er war wach und hatte sich die Kissen eng über den Kopf geworfen und auch die Hände sorgfältig versteckt. Andreas wußte: das war die Angst, die er von ihm nehmen wollte. Man hatte die Bettstelle umgekehrt und vom Fenster abgerückt, so daß er nicht hinaussehen konnte, weil er zuletzt das Grauenvolle doch immer da draußen gesucht hatte.

Andreas empfand, daß Johanns Furcht gewachsen war, seit er nicht Wache halten und das Schicksal hinterm Fensterkeruz belauern konnte, daß der Knabe nun jeden Augenblick den Überfall hinterrücks hereinbrechen sah, daß jedes Knistern in den Federn wie ein Knall und ein Schritt aus der Ewigkeit war.

Er linderte die Grausamkeit, die eine törichte Güte dem Knaben angetan hatte, indem er die Bettstelle an ihre alte Stelle zurückschob. Dabei sprach er freundlich auf Johann ein.

„Nun wollen wir wieder einmal hinaussehen. — So. Was mag da draußen sein? — Da draußen ist doch nichts."

„Nein, draußen ist nichts," wiederholte Johann, nachdem er ein Weilchen hingestarrt hatte. Die Wolken wuschen wie Schwämme seine Wangen von fern. Die Züge verschönten sich, und die Brust hob sich in ruhigerem Atmen. Andreas streichelte ihn.

Johann wickelte die feurigen Hände aus dem glühenden Deckbett, sein mageres Gesicht sank ihm hölzern auf die Brust, die Zunge fiel ihm vor, und die Zähne bissen darauf. Während sich dabei, ihn grausam lächernd, seine Züge zu wehmütiger Grimasse verzogen, richtete sich mit mechanisch starkem Willen der Kopf wieder in die Höhe.

„Da ist der Oger. Da ist er!" sagte er in demselben Augenblick wie in Todesgewißheit und mit todtraurigem Singeton.

Die Hände drehten sich nach auswärts, der Kopf wühlte sich so hart und ruckweise in die Kissen, daß Andreas, von kühler Bitterkeit gelähmt, dachte, nun habe ihn jener gefürchtete Krampf gepackt. Aber alles löste sich wieder, und unendlich furchtsam und schnell gestoßen, schwer verständlich und wie in seinem verdorrten, einwärtsziehenden Munde zurückgehalten, kamen die Worte:

„Jetzt sind die Männer schon wieder ganz nahe bei ihm. — — Sie wollen wieder hinaufklettern. — Jetzt

ist es vorbei. Heute nimmt er sie. — Komm mit, wir wollen sie heimlich fortziehen. — Aber das wird er merken und nimmt uns alle. — Wenn er es gehört hat, kommt er. Da, da — — wie ein Ball, sein Kopf ist eben hochaufgesprungen — du? du, ich schlag dich! Hat er dich geschickt?"

Er scheute vor dem Vater zurück und wollte sich von neuem im höllenheißen und höllenfinsteren Verließ der Betten verstecken. Aber nun lagen sie vor seinen fortstoßenden Blicken fern wie ganz bleiche Heuhaufen, schwer zu heben und von seinen kleinen Armen schwer zu umspannen. Er griff in die Luft und wunderte sich, dennoch den Arm gefüllt zu haben, und wurde schwindlig bei dem Gefühle, daß der große Berg Stroh so leicht wäre. Er hatte ja nachher hinunterfahren wollen, aber jetzt würde er es nicht wagen, er mußte sich nur mausstill vor dem Oger verkriechen.

Als der Vater sanft nach ihm griff und ihn emporhob, war es ihm gewiß, daß er vom Oger abgesandt war, sonst hätte er ihn nicht aus seinem Versteck gezogen. Er klammerte sich an das Bett und nahm die riesige Strohwolke mit in die Luft. Nein, nun war es eine wirkliche Wolke und er trug sie, entsetzlich hoch, — hinter Nebel wurden ganz unten die Stubendielen breit wie Äcker und die Ritzen zwischen ihnen wie breite Gräben. Vor Schwindel darüber konnte er die Wolke nicht mehr tragen, sie stürzte schwer aus seinen Händen, und er schlug die freigewordenen Finger dem Manne, der ihn aufgehoben hatte und ihn ausliefern wollte, um den Hals. Da war es wieder sein Vater.

Andreas trug Johann an das Fenster. „Sieh doch, da ist ja nichts."

Johann hörte nicht, sondern löste die Hände vom Halse des Vaters und schlug sie ineinander wie eine verzweifelte alte Frau. Andreas wußte nun gewiß, sein Sohn

verfolgte draußen etwas Wirkliches, was er nicht entdecken und fassen konnte.

„Er wird nicht eher weggehen, bis er einen aufgefressen hat. Darum hält er den Kopf ganz still und schielt immer auf den Eimer, in dem der Mann da rührt. — Nicht, nicht! Jetzt nimmt der Mann den Eimer weg — er schielt noch immer. Jetzt hält er ganz, ganz still. Jetzt hat er geblinkt — er hat die Leitern hinstellen lassen und dabei getan, als ob er schläft. Aber das hat er bloß, daß sie ihm an den Mund klettern, und dann ist es mit ihnen aus."

Andreas schrak ein wenig zusammen und legte den Knaben ins Bett. Jetzt hatte auch er den Oger entdeckt.

Es war eine ungeheure Fratze, das Zerrbild eines Menschengesichts, das an der Kirchenstirnwand klebte. Durch die Bruchlinien des abgebröckelten Putzes empfing es Umriß und Zeichnung, und seine Fläche hatte die blutrünstige Farbe der nackten Backsteine. Die Zerteilung in Fächer durch die Gerüste verbarg es vielleicht völlig für jeden, der es vorher nicht erkannt hatte, wer es aber sah, dem wurde es noch überzeugender, geheimnisvoll entrückt und genähert zugleich. Die Stirn war kugelig, die Nase war zertrümmert und zeigte, unter der Stirn einwärts gebogen, eine zerfressene Höhlung mit pilzartigen Kalksprenkeln, das Auge war ein großer runder Mörtelbuckel, jetzt von einem Brett mitten durchschnitten, der Mund breit offen, mit gewulsteter Unterlippe und wenigen, teils scharfen, teils platten, durcheinandertaumelnden Zähnen. Ein schmaler Ziegenbart fuhr wie ein Blitz die ganze Wand herab in die Luft hinein. Der Hinterkopf war spitz und hoch von einer langen, fast geraden Linie begrenzt. Einen schmalen Vogelhals mochte die Kirchentür vorstellen. Andreas war erschüttert. Ein Fleck an der Wand fraß seinem Kinde das Leben weg, ein sinnloses Nichts; eine Bresche in der Kalkschicht, im zufälligen Kommen und Gehen von ein paar tausend

Regen-, Wind- und Sonnentagen gerissen, von niemand geplant, von niemand angesehen, und nun von einem kleinen leidenden Geiste zum Götzen erhoben. Eine kleine Seele diente dem Grauen mit einer Treue, die Verhängnis war, sie opferte das Letzte des Blutes und der Kraft dem Trugbilde, das sie sich geschaffen hatte. Der Vater sagte:

„Aber laß doch, Jungchen. Das ist bloß die Kirche und weiter nichts. Was du da siehst, sind Ziegelsteine, die hervorkommen, weil der Putz heruntergefallen ist. Hier, wenn ich an die Wand haue, dann kommen sie auch heraus. Die tun keinem was. Ich werde dir einen Hammer geben, wenn du gesund bist, und dann kannst du es selbst versuchen. Du kannst deine Schiefertafel und den Griffel nehmen und es abzeichnen. Dann wird es ein Bild, wie in deinem Bilderbuch. So wie es die Maler malen. Sieh mal, — aber hör doch zu, hör doch ein ganz winziges Weilchen zu, du hast ja die Angst aus einem Märchen! Alle Märchen sind nicht wahr!! Sie haben keine Gewalt!" — Hier hielt er inne, weil er sich lügen hörte und vor dem hochmütigen Prahlen des Verstandes die Welt Johanns entschweben fühlte, jene Seifenblase, in der der Knabe saß und mit deren Platzen er selbst zerbarst. — „Was sagst du? Ich kann dich nicht mehr verstehen. Erbarm dich! Erbarm dich! Nein, nicht so stöhnen und schluchzen! Der Mörtel fällt — sieh doch, ich mache es dir hier an der Wand selbst vor, da, da, es wird gleich fallen."

Er schlug mit den Fäusten an die Wände und versuchte mit den Nägeln die Tapete zu zerkratzen und abzulösen. Aber es war zu spät. Seine Worte fügten sich in dem Fiebernden zu keinem Zusammenhang, seine Sätze waren wie Schiffe, die in einem Meergewitter zerbrochen wurden, und die Trümmer schossen, jedes Stück einzeln mit der ganzen Angst des Ertrinkenden beladen, in die Tiefe. Johanns Vernunft raunte: die Kirche und die Ziegel waren nur da, damit die Leute sich täuschten und

damit der Oger ihnen verborgen blieb. Er würde sich nicht gefallen lassen, mit Kellen geschlagen zu werden, und nicht, daß ihm die Augen und der Mund verklebt würden: aus den Augen würde Feuer kommen und der Mund würde zuschlagen, und wenn nicht, so würde später um so entsetzlicher das Riesengesicht durch den Kalkbewurf brechen. Und die Faustschläge gegen die Wand verwandelten sich in Herzschläge des Ungeheuers. So, halb aus dem Munde, halb aus den Gebärden, strömte und strömte die einsame Verlorenheit des Kindes.

Weil Johann ihm so unzugänglich blieb, geisterte Andreas der törichte Gedanke durch den Kopf, ihn auf das Gerüst zu tragen, ihm die Hände zu führen, damit sie alles betasteten. Doch er sah ihn schon bei der bloßen Vorstellung sterben, — er sah es ohnehin von Sekunde zu Sekunde.

Nun kam hinter der Kirche die frühe Sonne hervor, wie eine Kugel, die das Gespenst aus dem Rachen blies. Was würde jetzt geschehen? Könnte er die Sonne zurückdrücken! Er riß Johanns Bettstelle zur Seite, daß die Sonne wieder hinter der Kirche verschwand.

„Kind, ich werde es dir selbst zeigen. Ich werde alles anfassen gehen und du wirst sehen, mir und den Maurern, die den Kalk rühren, geschieht nichts.“

Durch seine Worte hindurch vernahm er, wie nebenan die aufräumenden Mädchen von der Frau sprachen, noch — noch — von Christine. Eine Schwärze fuhr über seine Augen, seine Ohren klangen, er hielt sich an den Bettpfosten. Ah, es war wohl nur die Müdigkeit nach der durchwachten Nacht. Aber er ging schon: der Knabe mußte gerettet werden, mochte er gleich ein Krüppel bleiben, wie die Leute prophezeiten. Ein solcher Krüppel war kein Krüppel, diese Stunde hatte ihn gelehrt: einen Himmel magischer Gewalt rundete sein Hirn um ihn. Ja, er wollte die Gerüste besteigen, einen Eimer mit-

nehmen, alle Gesichtsteile des Götzen einzeln betasten und dann Mörtel anwerfen, langsam, sorgfältig.

Zu niemand dürfte er sprechen, denn niemand würde den göttlichen Glanz in dem Wahn entdecken, Leonhard nicht, der Geist Christines nicht. Er war im abgeschlossenen Sesamberge mit dem Knaben. Darin hatte er ihn nun völlig wieder, als seinen Sohn, die schattenhafte Liebe Leonhards zu Christine und was ihr Einfluß in Johann gezeugt, waren durch seine Erkenntnis besiegt. Er allein besaß ihn ganz, denn er war bis an die Quellen seiner Seele, nicht richtend, sondern ehrerbietig anerkennend, vorgedrungen. Er verstand mit ihm auf Wolken zu wandeln.

Und nach diesem sollte er ihm genommen werden? Vielleicht mußte ein anderer dem Oger geopfert werden, damit nicht Johann ihm geopfert würde. Vielleicht mußte jemand von ihm zermalmt werden, damit die unerträgliche Spannung der Erwartung in Johann sich löse. Vielleicht brauchte er Christine nicht langsam nachzugehen, sondern mußte eilen und springen. Aber dies war alles schon die eisige Finsternis des Wahns!

Gehen *mußte* er! Die Wimpern des Kindes konnte er nicht mehr zittern sehen, sein Winseln nicht mehr hören.

Leuchtend wußte er den Ausgang der Krise.

Und Johann horchte ihm nach, er sah ihn eine Ewigkeit später vor der Kirche erscheinen, den Maurern, die Kalk abgelöscht hatten und den Mörtelbrei mischten, allen die Hand geben, sah ihn eine Leiter emporklimmen, und nun stieg er schon auf dem Gesichte des Ogers gleich einem flügellosen jungen Vogel, den man mit einem leichten Kopfschütteln abwerfen konnte. Er wetzte mit der Kelle das Auge des Riesen los, kam wieder tief herunter, wetzte auch an den Geschwüren der zerfressenen Nase und kroch schließlich in den Mund. Er blieb darin lange sitzen und schien auf den satanischen Atem zu horchen.

Es brauste in Johanns Kopf, er schrie immerfort:

„Vater!“ und rüttelte an dem Bettgestell, bis seine trockene Hitze dann endlich in einigen Schweißtropfen einen Ausweg fand.

Eine Quelle entsprang in der Wüste!

Und als der Oger dann den Vater vom Gerüste herunterwarf, sich hart schüttelte und mit der Bretterwand der Kirche sich nach rechts überbeugte, und als darauf alles, was man sah, sich nach rechts überbeugte und zu taumeln anfing und fast schon auf dem Kopfe stand, — wie auch er! da wurde er schwindlig und verlor die Sinne.

Er versank in einen langen Schlaf, der zuerst unruhig war, dann tiefer und tiefer wurde, und aus dem er gesundet erwachte.

Andreas hatte sich den linken Oberschenkel gebrochen. Die Leute sagten, er habe sich aus Verzweiflung über das Unglück in seinem Hause durch den Sturz töten wollen. So einfach erscheint uns von draußen ein Leidensweg, wenn wir ihn in seiner Einsamkeit nicht selbst gegangen sind. Denn nur das Ziel, das ihn ganz aus der Welt wenden sollte, führt ihn in Wirklichkeit wieder in die Welt zurück.

7

Einige Wochen nur waren seit Christines Tode bis zu dem Sprunge vom Gerüst vergangen, aber die Tage rechneten für das Haus Wendenich wie ebenso viele Jahre. Das Spiel des Schicksals mit seinen Menschen war von den breiten Ackerfeldern in die raumlosen Gefilde der Seele verlegt.

Ob Johann durch das aufregende Anschauen des väterlichen Opfers in Betäubung versenkt und von der Krankheit erlöst wurde; ob durch die Erfüllung seiner grausamen Ängste die Befreiung kam; ob nicht der Schrecken auch das völlige Verderben hätte bringen können, einen vielleicht vorbereiteten leisen Ausweg der Natur zerstörend, — wer will es sagen?

Gewiß ist nur, daß seitdem für Johann und für Andreas der Friede kam. Nach dem Erwachen des Kindes war der Fleck von der Kirchenwand verschwunden und mit ihm die Erinnerung an den Oger.

Andreas hatte ein Bein gebrochen und blieb lahm. Er hätte viel Glück gehabt, meinte der Arzt. Als er an seinem Stocke mit der Filzscheibe zum ersten Male durch den Flur gehumpelt kam, brach Leonhard das Schweigen, das er sich bis dahin auferlegt hatte.

„Bist du verunglückt?"

„Jetzt geht es sich besser," erwiderte Andreas lächelnd, und er öffnete die Tür nach dem Hofe, dann die Tür nach Christines Zimmer, in deren Rahmen er lange verweilte.

„Jetzt kann ich das mit einmal ertragen," sagte er leise.

Seinen heimlichen Gedanken, vielleicht Johann gerettet, jedenfalls ihn in einem tieferen Sinne gewonnen zu

haben, konnte er vor Leonhard nicht aussprechen. So entschied er vor ihm auch nicht die Frage, ob er fehlgetreten und verunglückt sei.

Leonhard drang nicht in ihn. Als hätte Andreas ihm auch das Gedächtnis an die Tote abgerungen, überließ er ihm allein die Pflege des Grabes, überließ ihn der Einsamkeit. „Der Wehmut nachhängen ist kränklich", schienen seine bohrenden schwarzen Augen zu sagen, wenn sie seinen gebeugten Sohn gefaßt hatten, und ihre Blicke flohen, schossen davon wie Bussarde.

Johann aber hielt mit seinen Blicken stand, wenn Andreas plötzlich aus einem Gespräche mit ihm fortsank, wie in den Boden hinein, und er zerrte an ihm, um ihn wieder in seine Nähe zu zwingen. Bald wußte er: die Mutter hatte in solchen Augenblicken den Vater abgerufen.

Er konnte an sie, die den Vater so gezüchtigt hatte, indem sie von ihm gegangen war, nur mit furchtsamer Scheu denken. Und warum hatte sie das Haus verlassen, als er im Fieber lag und hilflos war, heimlich, verräterisch gleichsam?

Er trieb seine frühere Liebe zu ihr, verwundert darüber, daß diese Liebe sich im Leeren verirren, dort jammern und umkehren mußte, aus einem Herzen voll Rachsucht und Grausamkeit gegen sich selbst. Gleich nach ihrem Tode hatte er damit begonnen. Als sein Vater ihn damals gefragt hatte: „Möchtest du auch gern auf das Begräbnis kommen?", ihn, der doch schwach und von der Hitze gelähmt und aufgeblasen, im Bette lag, hatte er mit entschiedenem Widerwillen geantwortet: „Nein, ich will nie auf Mutters Begräbnis gehen."

Aber ein Schauer von jenseits wehte in die Welt seiner bisherigen Erfahrungen herein, kühlte sie zuweilen leichenhaft ab und machte sie ungelenk.

Er suchte den Gott, der das verschuldet haben sollte, wenngleich ihm der Name Gott ein Wort ohne Nötigung zu Ernst und Verwandlung blieb. Nur begehrte er trotz-

dem bei diesem Suchen allein die Mutter zu finden, die ihm hätte Aufschluß geben können, anders als irgendwer, ganz anders, als es der Vater tat.

Es zog ihn darum zu der Freundin seiner Mutter, und wenn Frau Schmautz ihn mit ihren Reden auch immer enttäuschte, so webte dennoch für ihn der geheimnisvolle Bezirk um sie, in den einzudringen er sehnsüchtig und besessen war.

Am Silvester hoffte er bestimmt in diesen Bezirk zu treten. Dann sollte bei Schmautzens das Zinn gegossen werden, Schievelbein würde es deuten, und Paula verhieß ihm Kunde aus dem verhüllten Geisterreich. Sie wurde sanft, wenn sie seine unersättliche Neugier stillte, und ihre Besänftigung strahlte auf Emil und Schievelbein über, die sonst durch ihre Rauheit geritzt und zerrissen wurden.

Sie fühlte sich von Schievelbein Mutter. Weder ihm noch ihrem Manne teilte sie es mit. Sie trieb sie beide mit kurzem bösem Wort aus ihrer Nähe.

Mit der Annäherung des letzten Tages im Jahr war sie selbst fast von der Erwartung Johanns erfüllt und erhoffte Klärung, Lösung und Versöhnung.

8

Die Vertreibung aus dem Paradiese

Bevor die Dämmerung des Silvestertages angebrochen war, durfte Johann, von Paula abgeholt, zu Schmautzens gehen. Aus der Tür des Müllerhauses trat gerade der Postbote. Er hatte außer einem Deckelkorbe eine Karte gebracht. Sie war nicht unterschrieben, war bestempelt mit dem Namen der nächsten Stadt und bemalt mit rohen Figuren in drei Tinten. Die Darstellung zeigte eine kleine und dicke, kaum um die Lenden bekleidete Zirkusreiterin; sie tätschelte mit erhobenen Fetthänden zwei grinsende Männer, die von rechts und links auf sie herabschielten. Allen dreien hatte der Absender rote Trinkernasen angemalt. Die Figuren waren unterkritzelt: Schmautz, Paulinchen, Schievelbein. Ein Halbmond aus Druckbuchstaben hob sie von der Erde auf; der Halbmond sprach: „Dem lustigen Kleeblatt viel Glück zum neuen Jahre!"

Diese Karte hatte Frau Schmautz in der rechten Hand, während sie mit der linken Johann in die Stube führte. Der Knabe, der in eine zärtliche Märchenluft zu treten hoffte, begriff nicht, daß Paula zerfahren mit der Schürze an der Nase hin und her rieb und mit verhaltenem Hasse zischte: „Bande!"

Schmautz stand am Fenster und sah hinaus. Johann wäre am liebsten sofort nach Hause gelaufen, doch bezwang er sich und trat, hinkend, weil er den rechten Fuß nur mit den Zehenspitzen aufsetzte, dicht hinter Schmautz, streckte die Hand vor und verbeugte sich sehr tief.

„Guten Abend, Herr Schmautz."

Der Angeredete kehrte sich aber nicht herum. „Abend,“ sagte er wie durch das Fenster zu seinem Ebenbilde, das dort irgendwo hinter dem Glase stand.

Johann ging nun auf den Zehenspitzen beider Füße wieder zurück und setzte sich auf einen Stuhl nahe der Tür.

Paula kam an ihm vorüber, streichelte über seine Haare und ging hinaus.

Er fürchtete sich, allein bei Schmautz zu verweilen, wagte aber nicht, ihr nachzugehen, weil ihn dann Schmautz vielleicht angeschrien hätte, zu bleiben.

Seine Erwartungen hatten alles andere aus ihm verdrängt, und er konnte daher nicht anders, als sich dennoch die Wunder schaffen, nur daß sie ihm zum ersten Male die unbegreifliche Härte der Wirklichkeit offenbarten.

Nachdem er ein Weilchen es aus der Küche hatte poltern hören, als würden eiserne Herdringe durcheinandergeworfen, sah er mit einmal Frau Schmautz draußen einen Eimer dampfenden Wassers in eine bei der Pumpe aufgestellte Blechschüssel gießen. Darauf stülpte sie die Schüssel um, und heraus kippte ein großer Käse aus Eis, zu fünf anderen, die da schon wie riesige Taler lagen. Sie goß auch in den Pumpenschacht heißes Wasser und pumpte dann die Schüssel voll. So, nun hatten die armen Hühner zu trinken. Johann kam das alles vor wie ein Spiel, das die erwachsenen Menschen spielten; — es war aber so arm und einsam, daß er keine Lust spürte mitzuspielen. Es kam ihm wiederum ein befremdender Schmerz, er fürchtete sich, groß zu werden, weil er dann öde werden würde.

Er zuckte zusammen, weil Schmautz sich endlich umdrehte. Der Plumpe zog aus der Westentasche ein Stück Zuckerkand, schob es in den Mund, ließ sich schwer und umständlich auf einen Stuhl am Tische nieder und zog die Postkarte an sich heran. Darauf holte er aus derselben Westentasche langsam einen Bleistift, beleckte die

Finger, an denen noch einige Bröckchen des Zuckerkandes geblieben waren, und strichelte dann an dem frechen Bilde herum. Er schwärzte die Nase des als Schievelbein bezeichneten Dürren, vergrößerte auch seine Ohren. Mit seinem eigenen Ebenbilde, dem eines wampigen Riesen, schien er einverstanden; sein Bleistift pinselte zwar ein wenig daran herum, tat aber kein sichtbares Strichelchen.

Die Uhr rasselte und dudelte sechsmal Kuckuck. Johann hielt sich mit beiden Händen an den Stuhlkanten und sah steif zum Fenster hinaus. Schmautz fragte, ohne aufzusehen, plattdeutsch, wie bisweilen, wenn er sich ganz in sich zurückgezogen hatte:

„Na, flöjjt do 'n bunten Vagel, dat du so hütütü ruterkiekst?"

Es würgte in Johanns Halse, doch bevor er eine Antwort gefunden hatte, befreite ihn von dem Suchen danach die eintretende Frau Schmautz.

„Hast du den alten Filzhut schon zerschnitten, Emil?" fragte sie. „Die Fensterritzen müssen endlich ausgenagelt werden. Der Wind duddert bloß so damit. Wer kann bei dem Zug sitzen? Wie oft muß man dir etwas sagen?"

Kein bunter Vogel flog. Aber etwas wie das Taumeln bleierner, die schlaffe Luft zerschlagender Fledermäuse spürte Johann.

Die Erwachsenen schienen sie gegeneinander auszusenden und trotzdem, daß sie belästigt wurden, sich zu schämen, nach dem Nachtgetier zu schlagen. Darum standen sie so steif da, redeten schwerfällig wie in überwachter Nüchternheit und spielten über einem Schweigen hin. Das Spiel war eine Lüge. Und Johann wurde von Traurigkeit überwältigt, weil Spiel eine Lüge sein könnte, und nahm sich vor, nicht mehr zu spielen. Aber was sollte er anderes tun? Wohin sich wenden nach einem Verzicht auf kommende Tage wie auf vergangene?

Auf Paulas Frage nach den undichten Fenstern erwiderte Schmautz nur:

„Morgen!"

Dabei holte er aus der Hosentasche einen Haufen von Filzstreifen und legte sie auf den Tisch. „Ich gehe jetzt Filbrig ein bißchen aushorchen, wer hier wohl anonyme Karten zu schreiben hat." Zu Johann gewendet sagte er halb singend einen schnurrigen plattdeutschen Liedrefrain auf:

Denk ditt mol e betzke no, jo, jo,
denk ditt mol e betzko no."

Sollte nun die Aufforderung zum Polkatakt oder die widersprechende Aufforderung zum Nachdenken gelten? Johann las aus Paulas Gesicht, daß Schmautz ihr irgend etwas Böses getan hatte, doch ergriff er es nicht. Ihm erschienen die erwachsenen Menschen mit einmal noch viel größer als vorhin, turmgewaltig, und er erstaunte darüber, daß auch ihnen etwas wehtun könnte wie den Kindern.

Eine Liebe quoll daraus in ihm hoch, und weil er dem Spiel abgeschworen hatte, stand er wieder von seinem Stuhl auf, ging Schmautz entgegen und machte ihm eine Verbeugung wie bei der Begrüßung und reichte ihm wie bei der Begrüßung seine Hand dar. Diesmal nahm sie Schmautz, schien gerührt und sagte:

„Wenn ich wiederkomme, mein Jungchen, dann kommt auch der Organist Schievelbein, und dann wird das Zinn gegossen. Da werden wir mal Augen machen. — Du hast ihn viel zu früh geholt, Paula."

Damit ging er.

Paula hatte ihn nicht zu früh geholt. Nach seiner Verschüchterung durch den Müller folgte er ihr zu ihren Arbeiten und schloß sich an sie wie an ein mütterliches Wesen. Zu Hause war er bei Lebzeiten Christines nie in diese Lage gekommen: seine Mutter war als Gefährtin, Geschichtenerzählerin, Lehrerin nie recht eigentlich außerhalb von ihm selbst gewesen. Die selbstsüchtige Neigung des Kindes wurde zur Liebe, weil sie vor das Tor des Seelenhauses treten mußte. Jetzt sah er den anderen

Menschen mit seinem Inneren wie bisher nur mit den leiblichen Augen. Daher war dieser andere wohl so furchterregend groß geworden. Bisher hatte es keine deutliche Größe oder Kleinheit gegeben. Die ganze Welt mit ihren Gestalten war diesen Abend plötzlich aus ihm hinausgeflogen ohne Flügelschlag, ohne Getöse von Hufen, und hatte sich so unheimlich still an ihre Orte gestellt, daß er nicht begriff, warum nichts verrückt und verwirrt war. Hätte etwas auf dem Kopfe gestanden, hätte der Kuckuck in der Uhr mit der Stimme des Müllers gesprochen oder die Pumpe mit ihrem Schwengel um sich geschlagen wie mit einem Pferdeschweif, — es wäre nicht verwunderlicher gewesen als die schweigende Ordnung. Hätte er so seine Mutter schon sehen können, so wäre sie ihm gestorben. Nun aber war sie ihm in einem Zustand jenseits von Tod und Leben geblieben, denn Tod und Leben waren eben erst in den Müllerhof gerückt. Ein Erlebnis wie das mit dem Oger blieb von nun an unmöglich. Ein Fleck an der Wand blieb ein Fleck an der Wand. Der Kirchturm würde sich nicht mehr rühren und brauchte von den kleinen Händen nicht abgewehrt zu werden.

Paula bereitete einen Hasenbraten und schob ihn auf den Herdrost. Dann trug sie Glut aus dem Herd in den Ofen der großen Stube. Darauf nahm sie die Filzstreifen und nagelte sie an den Fensterrahmen fest, überall, wo sich ein besonders breiter Spalt zeigte. Zwischenein lief sie immer wieder in die Küche, und Johann blieb niemals allein in der Stube zurück. Es war ihm dort zu befremdlich, er wußte die Sprache des Tisches, der Dielen, des Hammers und der Scheiben nicht.

Da war es schon Melkenszeit. Hals über Kopf wusch die Frau die Hände, hängte den Eimer über den Arm und gab Johann eine Laterne in die Hand.

Auch diese oft gesehene Alltagsnotdurft war wie weit weg von ihm: sie war jetzt mühselig und führte zu

keinem Ziele oder doch zu einem niederdrückend vorläufigen, hinter dem es selbst immer von neuem, in unabsehbarer Reihe lag.

An das Zinngießen mochte er nicht mehr denken. Wie unglücklich mußten die Erwachsenen sein, daß sie sich abseits von ihrem Leben niedersetzen und ihre verlassenen Häute ein unbewachtes Gespensterdasein forttreiben lassen wollten. Er mochte sich in seinem Stolze zur Teilnahme daran nicht zwingen lassen.

Der Stall war sehr niedrig, aber der Laternenschein reichte dennoch kaum bis an die Decke. Vom Heuboden, wo welkender Sommer schlief, zwängten geknickte Halme sich überall herunter. Das knirschende Kauen der Kühe erfüllte das Grau als ein angenehm einschläferndes Geräusch. Der warme Brodem der dicken Kuhkörper, das Dünsten alter Decken, muffigtrockener Stallgeruch und der alles betäubende starke Teeduft des Heus lastete wollüstig zwischen den dunklen Wänden.

Paula molk, so schnell sie konnte, den Eimer voll. Die Zitzen der Euter hüpften in ihren Fingern. Johann, der daheim das Melken mit blinden Augen angesehen hatte, empfand einen starken Ekel. Doch als die gemolkene Kuh sich träg und erstaunt nach ihm umwandte und ihn kauend mit wässerig starrem Blick betrachtete, entdeckte er die schönen Hörner auf ihrem Kopfe. Da schien das Auge ihm schwermütig, weil es von den Hörnern nichts wußte, und schwermütig auch darum, weil es das gleichsam gleichgültig mitgekaufte starke Atmen in dem breiten triefenden Maule nicht empfand, und er hatte Scheu vor dem Tiere. Ohne es sich erklären zu können, wußte er, daß es in dem von ihm verlassenen, verbotenen Bezirk der Schöpfung stand, furcht- und ahnungslos, ja noch viel weiter zurück, in einem Paradiese, das er selbst damals gefürchtet hatte, als er ihm näher gewesen sein mußte. An der Kirchturmwand der von seinem Blute gespeiste Götze war verblichen — nun trat, aus eigenem Blute

gespeist, er, der Gott, in ein urweltliches, behaartes, gehörntes Gesicht. Ein Wunsch zerriß Johann, das Tier möge sich ganz verwandeln, der Gott möge es aus seinem unbarmherzigen Schlafe erwecken, er möge ihm die Hörner zu eigen schenken und das Triefmaul stillen und so in der irren Sanftheit der bläulichen Augenbrunnen seine Unfaßlichkeit auslöschen. Er war so gebannt, daß keine wehleidige Weichheit ihn ergriff, als Paula, weil die rotbraune Kuh nebenan ungefügig ihren Leib gegen Paulas Rücken drängte, wütend mit dem Melkschemel auf das Tier einschlug, bis es erstaunt zurückwich. Das klatschte wohl irgendwo auf ein Fell und schmerzte irgendwo, aber es ging in der aufdringlichen Nähe vor sich, wo es einen Zusammenhang der Dinge gab, während das Heilige fern hinter dem Zusammenhang der Dinge stand, wo also auch kein Ding dem anderen wehe tun konnte. Ein Mitleid fühlte sich in diese Nähe abgerufen, aber es verweilte süß und kam nicht aus einer Verzückung, wo es etwas Tieferes und Weiseres war als Mitleid.

In jener Weisheit war er alterlos, und nur der heute mit der ersten Erkenntnis des Todes vereinsamte Körpergeist Johanns hatte ein Alter. Er fragte:

„Tut es der Kuh nicht weh, wenn Sie die Milch aus ihr herausziehen?"

„Nein, sonst würde sie brüllen und sich wehren. Sie ist doch stärker als ich."

Aber Johann wußte, daß sie unrecht hatte, er hatte auch etwas ganz anderes fragen wollen und es nur nicht besser auszudrücken vermocht. Weder um das Blut, noch um das Fleisch noch um die Milch handelte es sich, aber: wenn Frau Schmautz die Milch aus der Kuh zog, dann standen die Hörner traurig aus dem Kopf, und das nasse Maul war da, und der eingesunkene breite Rücken mit dem großen Leibe hing so warm atmend zwischen den vier Beinen, — und alles zusammen war es. Sobald man ein Wort gesprochen hatte, war das vor dem

Worte Liegende nicht mehr völlig wahr und man errötete.

Paula siebte die Milch im Keller und füllte sie in Blechschüsseln auf. Dann pumpte sie einen Holznapf voll Wasser, setzte den neben einen Schemel und wusch sich die Füße. Sie weinte dabei. Johann fragte:

„Warum weinen Sie?“

Sie schüttelte den Kopf.

Johann bemerkte, wie nun, als sie die Augen getrocknet hatte, dasselbe um sie war, wie um die Kühe, die nicht schrien und sich nicht wehrten. Er faßte ihre Hände unten im Wasser und streichelte sie.

Im Küchenschranke stand der Deckelmarktkorb aus glänzend braunem, mit schwarzen Zickzackstreifen durchflochtenem Stroh, den der Postbote sich in der Stadt hatte füllen lassen und vorhin abgeliefert hatte. Paula nahm eine Anzahl grauer Tüten mit der Firma „Gustav Stern“ heraus. Sie fühlte: Kaffee, Grieß, Kreidenelken, Zuckerkand für die Winterfütterung der Bienen — und Emil; sie schleuderte diese Tüte in die Ecke. Johann prüfte nur ihr ernstes Gesicht, fragte sie nicht, hob den Kandis auf und legte ihn auf den Tisch. Unten im Korbe lagen ein paar plumpe Stücke Seife, vier Flaschen, in gelb und blau gestreiftes Seidenpapier gewickelt, und endlich ein kleines Fläschchen mit Glaspfropfen, dessen Griff Herzform hatte; es enthielt ein Riechwasser. Paula öffnete, hielt den Flakon Johann an die Nase, betupfte ihm Achseln und Brust und besprengte auch sich ein wenig mit der duftenden Flüssigkeit.

Dann machte sie die Bratröhre auf. Wässeriger Dampf und Wildgeruch schlugen daraus hervor. Da im Herde noch ein paar glühende Aschenstücke lagen, pritzelte der Braten in der Pfanne bedächtig vor sich hin.

Johann sang ein Lied dabei. Er unterdrückte mit den Tönen eine Ungeduld, die ihm vortäuschte, daß Frau Schmautz schon Jahre mit solchen Vorbereitungen zu

einem Feste vertan hätte. Sie sollte dessen nicht gewahr werden, wenngleich sein Täuschungsversuch ein Unrecht war. Vielleicht führte er sie unbewußt denselben Weg zurück, welchen er für sich zu suchen verschmähte.

Paula spürte, ohne den Grund und Sinn zu enträtseln, die Ritterlichkeit des Knaben und betreute ihn dafür mit einer Zärtlichkeit, als wäre sie jetzt ihre Freundin Christine.

Auf diesen Umwegen hatte Johann die Hut einer Mutter gewonnen.

Es klopfte. Es war Schievelbein.

„Schmautz noch nicht?" fragte Paula. „Bitte schön, kommen Sie herein." Ihre Augen wurden wieder feucht und ihre Hand sank von der Türklinke. „Stecken Sie sich drinnen die Lampe an, ich habe noch zu tun. Machen Sie sich inzwischen nützlich, tragen Sie das hinein." Sie stellte den Marktkorb vor ihn, zündete eine Kerze an und gab sie ihm in die Hand.

Schievelbein war bestürzt über die Entschiedenheit ihrer Abwehr aller flüchtigen und leichtfertigen Feierabendstimmung, die er zu verbreiten gedachte. Johanns Ernst forderte gleichfalls von ihm. Hier war Unbekanntes vorgegangen. Er durfte sich vor diesen beiden Augenpaaren nicht als er selbst zeigen, und da er sich in der Plötzlichkeit ihres Überfalles nicht erhöhen konnte, wie sie wohl wünschten, gab er sich in erzwungener Narretei. Er wickelte eine Flasche aus dem gestreiften Seidenpapier, und während er sie und die Kerze in den Händen schwenkte, tanzte er ein paar Polkaschritte auf Johann zu und sang: „Ah, Frau Paula, — château mille secousses."

In Johann regte sich wieder die allmählich überwundene Versuchung zu fliehen. Die Worte des Liedrefrains: „Denk ditt mol e betzko no, jo, jo" klapperten in wüster Lächerlichkeit durch seinen Sinn. Der warme Atem der Kuh schien ihn anzuhauchen, und der ließ wohl die Kerzenflamme so flackern. Er hörte Frau Schmautz

den Hampelmann mit einem merkwürdigen Zauberspruche beruhigen:

„Tun Sie mir den Gefallen. Holen Sie ihn von Silbrig, wenn er noch gehen kann. Sonst mag er sitzen bis morgen früh.“

Schievelbein setzte die Kerze neben den Korb und sang weiter:

„Aber gewiß, ich trag ihn auf dem Buckel her, wenn's sein muß.“

Bevor er hinausschlüpfte, warf er aus seinen Manteltaschen allerlei zerbrochenes Zinngerät, halbe Löffel, Leuchterohren, Krugdeckel, was alles er aus der Wirtschaft seiner Großeltern geerbt hatte, in den Korb und schlug den Deckel zu.

Nach einer kurzen Zeit, während der Paula und Johann schwiegen gleich zwei Freunden, welche einander ein Unrecht getan haben und es sich nicht abzubitten getrauen, kam Schievelbein mit Schmautz zurück. Der Kopf des Müllers war gerötet und gedunsen, der Mund und die Augen waren in fettiger Vergrämtheit verkniffen, die platte Nase prustete den Atem, ihn heikel verhaltend, aus. Die ganze Figur schien wie ein ungeheures Gebäck in einer Bratpfanne zu schwimmen und noch ein wenig in der Feuerhitze zu zischen, und der Organist, der ihn steuerte, quirlte und klackte um ihn herum wie eine bald da, bald dort auftauchende und zerplatzende Fettblase.

„Es geht überhaupt noch vorzüglich, Frau Schmautz,“ sagte Schievelbein. „Hören Sie, da versichert er mich wieder seiner guten Kameradschaft, bis zum Weinen wiederholt er es. Was er allerdings immerfort von einer häßlichen Karte erzählt, begreife ich nicht. — Wieder tanzen, Schmautz? He?“ Er packte ihn, um besseren Widerhalt leisten zu können, bei den Händen, seine Füße zappelten in der Luft, er zog den Koloß hin und her, bis der das Gleichgewicht verlor und krachend zu Boden stürzte. Doch richtete er sich auf, tippte Schievelbein

langsam auf die Schläfe und setzte sich an den Tisch. Die Fassung im Erdulden unrechten Schmerzes durch Frau und Freund, dieses unbefragten und unentwirrten Schmerzes, hielt ihn, so befremdlich es scheinen mag, einigermaßen aufrecht.

Paula merkte, daß Johann jetzt nur noch mit Gewalt zurückzuhalten war. Sie haschte ihn und sagte mit gebrochener Stimme:

„Ah, wir können besser tanzen, Johannselchen, wir können es besser."

Sie zerrte ihn herum und schwang ihn mit einer großen, von ihrer Pein eingegebenen Kraft über den Boden im Kreise.

Dabei fielen ihm die Augen zu.

Er konnte dann nur mit Widerwillen essen. Die Großen erzählten überlaut viel aneinander vorbei und richteten dazwischen immer wieder Fragen an ihn. Einmal reichte Schmautz sein Glas herüber und forderte ihn auf zu trinken. Es roch ihm entsetzlich. Er hätte schreien mögen. Überzeugt, daß sein Vater ihn nie holen würde, schickte er sich an, im Gefühle der Unentrinnbarkeit das Glas bis auf den Boden zu leeren. Da schalt Frau Schmautz auf ihren Mann und langte nach dem angebotenen Glase, um es von seinem Munde zu entfernen. Doch nun tat ihm der Windmüller plötzlich so leid, daß seine Züge sich verzerrten. Er zog mit aller Kraft Paulas Arm heran und nahm mit zitternden Lippen einen kleinen Schluck.

Sein Mitleid mit Schmautz wich nicht, auch als Schievelbein die Vorbereitungen zum Zinngießen machte. Er betrachtete ihn, alle Vorgänge um ihn her vergessend, unausgesetzt, wie er den Kopf immer tiefer sinken ließ und mit dem Einschlafen kämpfte.

Inzwischen wurde auf dem niedrigen Nebentische ein verbogener eiserner Armleuchter mit vier Kerzen angezündet, den Kühlwassertiegel zu beleuchten; von dem

Stuhle neben diesem zappelte die Schmelzflamme aus dem Spiritus hervor.

Schievelbein besorgte den Guß für alle, zunächst für Paula Schmautz. Ihr Zinngebild wurde still auf das weiße Tischtuch gelegt, dann folgten im Kreise um die Lampe die Stücke für Johann, Schmautz und abwesende Vertraute der Familie, für Leonhard und Andreas Wendenich und schließlich das für den Gießer selbst, das seinen Platz also neben dem seiner Freundin fand. Nun wendete Schievelbein behutsam, fast schüchtern mit seiner Riesenhand an den blanken Metallklumpen und drückte sie zart, aber bestimmt auf das Linnen, ehe er mit der Deutung anhob.

Es war ein langes deklamierendes Gerede. Niemand hörte zu, der Redner selbst vernahm wohl kaum seine Worte. Gespalten schien auch sein Gemüt. Ein Schievelbein, ganz Ohr, beschlich und belauschte einen anderen, der ganze Junge war. Der erste war der jüngere von ihnen. Schmautz saß rittlings gegen die Lehne seines Stuhls, war eingeschlafen, legte den Kopf auf die verschränkten Arme und überschnarchte die salbadernden Worte Schievelbeins und fast sogar die allen Wachenden furchtbare Stille. Ohne den Redestrom unterbrechen zu können, warf Paula ein:

„Bloß Sie sind lustig und reden Waschblau. Sie würden es nicht merken, glaub ich, wenn ich Ihnen die Nadel hier ins Fleisch stäche."

In der Tat hatte sie Nadel und Faden in der Hand.

„Er merkt es nicht, Johann. — Ich tue ihm nichts, mein Kind. Der oberste Knopf an seinem Rock hängt bloß noch an einem Faden und ein Ölfleck ist dabei."

Ihre Stimme klang schmerzhaft heiser, als beweine sie einen Toten, und ihre Hände zuckten beim Nähen, als begrübe sie ihn.

Schievelbein ließ sie die Hantierung vollziehen, ohne seinen Eifer zu mindern und stillzuhalten. Als nähere

sich ein geliebter und gefürchteter Schatten aus anderer Welt seiner Brust, holte er nur tiefer und schneller Atem, und dann strich er einmal mit ungeschickten Fingern behutsam über ihr Schläfenhaar.

Aber er hatte doch an einer Wehmut zu schlucken, und bei der Enträtselung der nächsten Zinnfigur bahnte sie sich durch seinen leichten Weinrausch, ihm selbst nur halb bewußt, aus der Seele. Er und diese Frau — der Horchende wollte von dem Redenden etwas über sie erfahren.

„Was hab ich also denn hier gegossen? Hm! Schwer zu finden! — Ah, ich hab's. Sieht aus wie der italienische Graf auf dem Titelblatt des Romans, den ich vor langer Zeit in den Händen einer mir bekannten Dame fand. Wo ist er jetzt, Paula? Auf dem Boden, in der Kammer neben der schwarzen Hutschachtel? Und die Kinderkutsche steht darüber. Ein Rad gleich dem Weltenglücksrad steht auf der Brust des Herrn Grafen still. Eine Motte mit seidenen Flügeln fliegt ungestört heran, ein wahrer Engel von Motte. Der Graf wird den Namen seines Engels schon kennen. Aber nein, er regt sich nicht. Und sie? Er tut ihr leid. Wäre er lieber aus der Welt — als so, denkt sie. Hätte er erst Flügel wie ich! Wie fange ich es an, ihm Flügel zu verschaffen? Und sie beginnt. Am Säbel unten beginnt sie und nagt ihn auf bis an den Korb, und als der Säbel fortgenagt ist, kommt der kleine Finger dran. Dann läßt sie ein Stückchen aus und flattert dem Grafen auf die höchste Wölbung der Brust, beißt eine Zacke aus dem dort hängenden hohen Orden und zugleich ein Stück Rippe, beißt in seinem Halse den Adamsapfel an und schnurrt dann schräg durch den Mund ins linke Ohr, nippt vielleicht auch ein Stückchen Gehirn, das Teilchen, worin die Leidenschaft für sie selbst gesessen hat. — Zuletzt bleibt ein blankes Gerippe übrig, und damit habe ich die wahre Deutung dieses kniffligen Gußstückes endlich gefunden. Leider, leider. Da!“

Er leuchtete um die Zinnfigur herum, die er in seiner Rechten hielt. Sie ähnelte in der Tat einem menschlichen Gerippe, wenngleich sie durch Schlackenspritzer und -kleckse etwas entstellt wurde. Das rechte Bein war gestreckt, das linke, wie im Tanze geschnellt, bis zur Armhöhe schräg emporgeschwungen, der rechte Arm kam ihm entgegen und kniff vor unbändigem Vergnügen in die große Zehe. Das namenlose Gesicht sog unter den breiten Schädel und in die spitzen Backenhöhlen ein gierendes Grinsen hinein. Die Rippen lagen quer durcheinander, wie im Kampfe zerzaust; unterhalb war die Wirbelsäule bis zu dem Beckenknochen nicht frei, sondern von etwas Dünnem umwunden, von einem Wurme etwa.

Schievelbein betrachtete diese Figur scheinbar mit kindisch-hingegebener und ungeteilter Aufmerksamkeit. Sein Mund stand offen, er war verstummt.

Aber es war dem Organisten nicht entgangen, daß Schmautz erwacht, aufgestanden und lautlos zu Bette gegangen war, offensichtlich wieder Herr über seinen Körper. Auch Paula hatte ihn an der Hand Johanns verlassen, heftigen Schrittes, schon vor längerer Zeit. Die Stuben- und die Flurtür standen offen, die Nachtluft schmiegte sich wie das eisige Fell eines Hundes an seine Beine.

Er brachte es nicht über sich, ebenfalls zu gehen. Johann mochte schon längst das Tor des Wendenichschen Gehöfts durchschritten haben, Paula irgendwo, ihm nahe, im Dunkel stehen, im Stalle, hinter dem Holzstoß auf dem Hofe, in der Küche.

Er blieb noch immer. Als er plötzlich in seinen eisgrauen Haarwasserfällen zu wühlen begann, fiel eine Laus vor ihn auf den Tisch. Irgendwo bei den Landkindern mochte sie ihm zugekrochen sein, doch ihm verurteilte sie nun auch seine körperliche Sauberkeit.

Er sprang auf die Beine, sah sich diebsgleich um, schluchzte auf, duckte den Kopf zwischen die Schultern und stürzte auf die Dorfstraße hinaus.

9

Der Müllergarten summte gleichschwebende Bienenlieder. Der Frühling war treibhauswarm. Emil Schmautz sah dem Eintragen vom Morgen an zu: und ging er weg, so dauerte es nicht lange, bis er wiederkam. Gegen Abend trat er zu Paula in die Stube, mit der Nachricht, er glaube, einige Völker würden morgen schwärmen, sie schienen ihm seltsam aufgeregt. Er hatte schon einen Stich am rechten Auge, es war völlig zugeschwollen.

Für alle Zufälle der Bienenwirtschaft bewahrte er eine Anzahl leere Rümpfe. Paula möge ein paar davon holen, bestimmte er. Die Rümpfe standen in einer Art Taubenschlag, der, schwer zugänglich, dunkel und wackelig, ganz oben in den Sparren des Wohnhauses aufgezimmert war.

Sie gehorchte und stieg mit ihm die Treppe hinauf. Während er nun furchtsam und träge zurückblieb, als sie sich in den Verschlag arbeitete, erklärte sie ihm plötzlich zornig, das Kind, das sie trüge, sei von Schievelbein. Er antwortete nichts und regte sich auch nicht.

Sie warf — mit einem inneren Seufzen: macht ein Ende! gebt mich frei! — die Bienenhäuser darauf heftig zu Schmautz hinab, eins, zwei, drei, mehr als er brauchte, alle, die da waren. Allerhand Kram polterte hinterdrein, ein Plunderpelz, eine halbzerbrochene Kiste, ein hölzerner Zapfhahn, ein blechernes Wagenschild, ein steifgetrocknetes Kalbfell.

Als sie sich nach ihrem Wüten umkehrte, hatte ihr Licht eine alte Tüte von der Handlung „Gustav Stern“ erfaßt und verzehrte sie: ein gelbes Aufblaken, ein qualmendes Einsinken bewegte das Papier, dann senkte sich

eine gekrümmte Asche wie schwarze Gelatine zur Seite. Sie zertrat die Kruste sorgfältig.

Doch das Nachbild der Lohe blieb in ihrem Auge, und als am Abend gegen zehn Uhr Feuer im Hause ausbrach, war es, als habe nur ihr Wille, nicht ihre Hand es gezündet.

Ihr Mann hatte sich gleich nach dem Vorgang auf dem Boden in die Schlafstube eingeriegelt und kam auch jetzt auf ihr Rütteln und Rufen nicht heraus. Sie rettete eine Schublade mit wertlosem Zeug und stellte sie auf dem Hofe neben die Pumpe. Dann suchte sie den kleinen Balgentreter Schievelbeins auf: er solle den Kirchenschlüssel holen und die Sturmglocke läuten. Bei ihrer Rückkehr war Schmautz noch immer nicht aus der Schlafkammer hervorgekommen. Das Dach war fast niedergebrannt. Hilfreiche Nachbarn schleppten und bargen, was sie packen konnten. Ein Haufe Neugieriger drängte sich tatlos um das Haus; eben wurde er von Leonhard und Andreas Wendenich zerteilt und zu Löscharbeiten aufgefordert. Es hätte Paula eine zu große Scham bereitet, einen von diesen Menschen davon zu verständigen, daß Emil aus dem Haus gezogen werden müsse.

In ihrer Angst lief sie zu Schievelbein und berichtete fliegend die Tat ihrer Verwirrung und Verzweiflung. Dabei erfuhr er auch endlich, daß sie ein Kind von ihm gebären sollte. Sie zerrte ihn mit sich, er müsse Schmautz befreien.

Der Hausflur war schon gefährlich voll Qualm, daher schlug Schievelbein das Schlafstubenfenster ein und rief laut: „Schmautz! Schmautz“ Der Gerufene schien darauf gewartet zu haben, denn er trat sofort ans Fenster, ohne Rock, die Hosenträger lose übergeworfen, als stiege er gerade aus dem Bette. Er riß beide Fensterflügel auf, winkte faul mit gekrümmtem Finger und sagte bittend und gebrochen: „Treten Sie näher, Schievelbein.“

Das war trotz der ernsten Situation so komisch, daß es unter den anströmenden Zuschauern Heiterkeit erregte. Schievelbein ließ sich ins Fenster heben und erhielt, als er in des Windmüllers Greifnähe war, eine schwere Ohrfeige. Er plumpte vom Fensterkopf auf den Fußboden hinein. Seine Wut bezähmend, suchte er den Fleischkoloß, den ein Irrsinn zu lähmen schien, mit Faustſtößen gegen das Fenster zu bewegen. Knirschend brüllte er in das Gelächter und die Zurufe von draußen: „Wir verbrennen! Wir ersticken! Aufwachen! Marsch!"

Man schien draußen genau zu wissen, was die beiden sich vorzuwerfen hatten, und kostete die hämische Freude aus, das Paar entzweit zu sehen, bevor man sich entschloß, es mit Gewalt der Gefahr zu entreißen.

Schmautz wollte Schievelbein, als der immer wilder wie ein gereizter Köter auf ihn zusprang, packen und zum Fenster, durch das er gekommen war, hinauswerfen. In diesem Augenblick brach über ihm krachend ein brennender Balken ein, feurige Scheite spritzten in die Stube und trafen ihm Arm und Kopf. Er stand wie angemauert und sah den kleinen Kerl vor sich mit blödem Blicke an. Eine Träne mühte sich aus seinem zugeschwollenen Auge wie über einen Berg. Er fing an zu zittern, packte endlich Schievelbein am Kragen und sagte leise:

„Raus nun! — Ist ein bißchen heiß hier!"

Und so kletterten die beiden schleunig durch das Fenster.

„Schmautz, was ist dir?" fragten ihnen einige höchst Erstaunte entgegen.

Nun schien der Müller zu erwachen. Er sah der Menge über die Köpfe, als wäre sie nicht vorhanden. Andreas, der sich ihm näherte, wurde beiseitegeschoben. An der Mauer lehnte ein hölzerner Rammhammer, den jemand gebracht hatte, damit das Vieh, falls das Feuer auf den Stall überspränge, außerhalb angepflockt werden könne. Auf den Hammer losmarschierend, fluchte er, Schievelbein müsse tot auf dem Hofe bleiben.

Er sprang einen breiten Schritt vor, holte in fauchender Eile aus, schlug aber nicht herunter.

Heftiger zitternd, ließ er die Ramme hinter sich niederfallen, schloß die Augen und richtete sein Gesicht in die Höhe.

Da hörte er Schievelbeins meckerndes Lachen unter sich. Schievelbein klopfte ihm sogar leutselig auf die Schulter und sagte: „Sehr richtig, Schmautz!"

Nun kochte in ihm eine unbändige Wut auf. Er wandte sich aber nicht gegen seinen Widersacher, sondern die blankäugig auf ihn herglotzende Menge, breschte in die Menschen hinein, stieß, puffte und knuffte, lief hinter ihnen her, warf ihnen nach, was er fand, und kam so bis an den Stall. Dort stolperte er über seinen Dungkarren und wurde gegen diesen am meisten rasend. Er packte ihn und schleuderte ihn von sich, lief hinterdrein, warf ihn noch einmal, so daß er nahe dem brennenden Hause zu liegen kam.

Dort erwischte er Schievelbein, riß ihn nieder und brüllte auf ihn los:

„Weißt du, was man aus dem Stall karrt? — Den Mist! — Weißt du auch, wo du hingehörst? — Auf den Misthaufen! — Vorwärts!"

Er packte den zappelnden Organisten und warf ihn auf den Karren: Schievelbein stieß sich an der Rücklehne Kinn und Nase blutig. Seine Brille zersplitterte. Hilflos hielt er das Taschentuch unter die strömende Nase und durfte nicht wagen abzuspringen, ohne Gefahr zu laufen, die Glieder zu brechen. Schmautz ergriff mit einer Geschwindigkeit, die ihm niemand zugetraut hatte, die Holme und stiefelte gegen den Düngerhaufen an. Dort angelangt, packte er Schievelbein in den Arm- und Kniekehlen und warf ihn, der dabei lallte: „Idee, Schmautz, Idee!" auf den Dung. Den Karren schleuderte er mit aller Wucht in die Stalltür. Dann stellte er sich breitbeinig vor den Haufen.

„Ich empfehle Ihnen, dies Ihrem vorgesetzten Herrn Konsistorialrat zu erzählen.“

Der kurzsichtige Schievelbein griff ein paarmal in die Luft und ein paarmal in den Dung, bevor er sich in der Richtung des Glockenklanges forttappte.

Schmautz sah sein Haus, in Rauch aufgelöst, durch die Schallöcher des Kirchturmes davonziehen, auf den Vollmond zu.

Wehmut ergriff ihn, und als Andreas Wendenich sich ihm gesellte und ihm bei sich Quartier anbot, weigerte er sich zu folgen, wie er auch die Annahme jeder Art von Unterstützung verschmähte.

Leonhard, seltsam bestürzt, daß nun das Haus des einstigen Wettbewerbers sich qualmend vom Erdboden erhob und, wie von ihm fortgeblasen, floh, nun es keinen rechten Sinn mehr hatte, bemühte sich um Paula, die an der Pumpe über der zuerst geretteten Schublade zusammengesunken war. Er erfrischte ihr bleiches Gesicht mit einem Schwamme, hockte sich neben ihr nieder und stützte sie. Sie hatte ihm und seiner Lebensansicht irgendwie ein übergroßes, ungefordertes Opfer gebracht, fühlte er. Seinen beim Löschen beschäftigten Hofleuten schrie er häufig Anweisungen zu und sprach dazwischen mit ritterlicher Zartheit auf die Leidende ein. Auch er verhieß ihr im Wendenichschen Hause eine gute Aufnahme, ja, sie werde als dauernde Herrin willkommen sein. Schwermütig lächelnd erhob sie sich und ging an seinem Arme mit ihm.

Als längst niemand mehr auf dem Hofe war, machte sich Schmautz noch immer in den Brandruinen zu schaffen und ging erst gegen Morgen im Viehstall zur Ruhe.

Einige Tage später gebar Paula ein Mädchen. Es empfing den Namen Susanne.

Johann erschrak über das kleine Wesen, dem wie mit einem stumpfen Messer rote Striemen und Beulen in das Gesicht und die Arme gezogen schienen, und er trat

auch nicht gern an die Wiege, als die Risse und Flecken längst verschwunden waren.

Andreas und Leonhard jedoch beschenkten und verwöhnten das Kind und die Wöchnerin.

Nach ihrer Genesung war es selbstverständlich geworden, daß Paula Schmautz die Führung der Hauswirtschaft übernahm. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Soweit war Martin mit seiner Niederschrift gekommen, als er bei einer Mittagsmahlzeit darüber sprechen hörte, daß am übernächsten Tage die Heimfahrt angetreten werde. Er wußte es längst, hatte oft ungeduldig nach der Rückkehr gefragt, denn die Gefangenschaft auf dem Schiffe, die ihm nur wenige Schritte vorwärts und rückwärts erlaubte, hatte ihn trotz seiner die Zeit kürzenden Beschäftigung der Verzweiflung nahe gebracht. Mehr als einmal war er nahe daran gewesen, die Reling zu übersteigen, nicht um sich ins Meer zu stürzen, sondern um auf der glatten Fläche zu wandern. So sehr ging das Gefühl des Elementes verloren. Zuweilen f u h r er nicht mehr, sondern war an die Gegenstände an Bord aufgeteilt. Sie bestimmten gleichsam über ihn und legten in ihn statt dessen, was sie ihm genommen hatten, das Bewußtsein ihrer Farbe, Gestalt und ihrer alltäglichen Ruhe. Er ging nicht mehr über Planken, sondern er ging nur, so wie wir nicht über Erde gehen, sondern zu einem Ziele unterwegs sind, und er wollte nicht frevelnd über die Flut hinweg seine Füße vorwärts setzen, sondern seiner Sehnsucht in die Weite gunugtun, das heimliche Bohren in seinem Innern stillen. Und es bedurfte dann immer eines Rucks der Besinnung, um zu erwachen. Nun zuletzt hatte er die Verheißung der Heimkehr dennoch vergessen, eingeschlossen in seine Zelle: das Kartenzimmer.

Nur ab und zu war er für eine Minute oder zwei an die Spülschoten geschlichen, wenn der Fang geborgen und gesäubert wurde, nur selten war er mit der Ölkanne auf dem eisernen Gerüst, das die Maschine umgab, auf- und abgestiegen, am liebsten schaufelte er eine Weile

Kohlen, wenn er in seinem Schreiben eine Pause machte. Dabei zeigte er gegen die Mannschaft keine Verschlossenheit. Er lachte jedesmal mit, wenn der Kapitän Kanabebus seine Schnurren auftischte, die das fröhliche Schnarren der Stimme bis in ihre letzten Winkel auflockerten und mit dem Beweise der Echtheit und persönlichen Gegenwart des Erzählers erfüllte. In irgendeiner grünen Vorzeit war Kanabebus an einer eben entdeckten Küste gelandet, war mit zwei Matrosen, welche nur Knüttel in Händen trugen wie er selber, auf die widerspenstigen Eingeborenen eingedrungen und hatte dann, als sie verblüfft geflohen waren, tagelang im Lande nach ihnen gesucht, ohne sie irgend noch aufzufinden. Der Schreck über die Furchtbarkeit ihres Kapitäns riß den Tischgenossen den Mund weit auf, so daß sie das Essen vor Lachen vergaßen, während Kanabebus riesige Mengen verschlang und nur Reste für die übrigen zurückließ. Seine weise Folgerung aus dem ungleich verteilten Mahle war: man muß über Tisch vor allem essen. Die Lehre zeigte aber wenig Erfolg, als er das nächste Mal einen ähnlich verwegenen Angriff auf ein Bordell in Yokohama erzählte. — Der Leichtmatrose Hinkel wurde mit jedem Tage frecher und übermütiger und nahm höchstens noch vor der wunderbaren Schlange des Netzemachers Haltung an. Sein Verhältnis zu den Frauenporträten über seinem Bette wurde Martin nicht klar; allen Fragen danach wich er aus, indem er voller Andacht und wie aus scheuer Ferne herüberblinzelnd, Martin ungeheuerliche Zoten anvertraute. — Rohlfsen sprach am liebsten von seiner pedantischen Frau und seinen drei kleinen Kindern; die kleinliche Ordentlichkeit daheim leuchtete visionär in seinen hellen Augen auf wie ein herrliches Gemach im Himmel, doch es war nur eine niedrige Küche im Himmel mit soviel Putzgeruch und sauber einfältigen Blumen auf den Fensterbrettern, daß sie von Cherubimgesang gottlob verschont blieb. Martin wunderte sich, daß ein Mann mit so viel

Meeresfreiheit in der Seele sich so sehr in eine Puppenstube sehnte, die ihn offenbar noch jedesmal krank gemacht hatte, wenn er ihre Decke tatsächlich über sich gehabt hatte. Hätte sein Heimweh die Menschen seines Blutes gemeint! Doch von denen gab er keine Kunde, sondern immer nur von ihrem Vogelkäfig und den Näpfchen darin, aus denen er nippen, und der Schwebestange, auf der er schaukeln wollte. Narrte er sich selbst mit seinem lächerlichen Ziel? Feuerflammen schlugen aus ihm, sprach man ihn nächtlicherweise auf der Wache an, — wenn er am Maschinenaufbau lehnte, hingegeben dem Flutengesang, die Augen im Horizonte vergraben.

Richard umgab seinen Bruder mit einem fast schüchternen Schweigen. Er empfing von Zeit zu Zeit einen Haufen der beschriebenen Blätter und las sie meist neben Martin sitzend, während dieser still vor sich hinsah. Er urteilte über das Geschriebene selten anders, als daß er mit großem Ernste sagte: „Das kenne ich auch", oder: „Gerade das Sonderbare scheint den Menschen am vertrautesten zu sein, und sie fürchten sich nur, es einzugestehen: ich kann doch nicht annehmen, daß nur unsere Familie dadurch ausgezeichnet sein sollte."

Zweimal fragte er auch überrascht: „Woher weißt du die mancherlei Tatsachen aus Randau? Sind sie erfunden?"

„Nein, ich bin öfters drüben gewesen," erwiderte Martin. „Ich habe mir Mühe gegeben, unsere Vergangenheit zu erfahren. Dennoch meinte ich während meines Berichtens immer in unserer eigenen Gegenwart zu sein."

„Dann hättest du die Bitterkeit verloren."

Martin gab es zu, mußte aber weiterhin verstummen, weil statt der Bitterkeit eine unfaßbare Traurigkeit in ihm gewachsen war, die vielleicht weihevoll befreiend geworden wäre, wenn er sie nur hätte erklären können. Er sann ihr nach, ohne zu einem Ende zu gelangen.

An dem Tage, an dem ihn die Ankündigung der Heimkehr aufrüttelte, meinte er die Wurzel seines Wehleides gefunden zu haben: eine selbstsüchtige Spielerei hätte ihn von der Arbeit des Nordschiffs so abgelenkt, daß er die Qualen der Tieropfer fast gleichgültig neben sich geschehen lassen konnte, daß er mit geschlossenen Augen seine Fabeln trotzdem lallte. Gewiß konnte er an diesen Qualen nichts ändern und lindern, aber durfte er sich dabei beruhigen? Mußte er nicht bis in die Verzweiflung hinein einen Ausweg suchen? Durften die Wesen unter und über dem Wasser nicht leben, ohne einander wehezutun? Er seufzte, weil er einsah, daß er, diesem Gedanken entschlossen durch seine Höllen zu folgen, keinen Willen aufzubringen imstande war. Und er enthielt die Erklärung seines Kummers bestimmt nicht.

So wurde er zum dumpfen Zuschauer des vorletzten Fischzuges dieser Reise. Er staunte eigentlich nur, als der braune Ballon des Netzes aus dem Wasserhimmel auftauchte und auf dem Schiffe ankerte. Wieder klatschte und trommelte das Entsetzen der todgeweihten Tiere ein paar Minuten lang seinen Trauermarsch auf das Deck. Es war ein sonnenheißer windstiller Nachmittag. Die Schönheit der Welt verschlang den Tod in ihren Sieg.

Wieder stiegen die Männer in den Tierteppich, in den sich die rechts äußere Abteilung der Spülschoten verwandelt hatte. Sie sammelten und sortierten emsig. Die Rotzungen und Schellfische sowie die Steinbutten wurden als Edelbeute in besondere Körbe getan, die großen Fische warf man in das mittlere Schotenfach. Es geschah wie immer: was mit dem Schwanze voran lag, wurde am Schwanz ergriffen, wer den Kopf zu oberst hatte, dem drückte man die Augen mit zwei Fingern in den Kopf hinein und schleuderte ihn so hinüber. Wie alle Tage, geschah es auch heute: wagte sich ein Fisch zu wehren, zappelte oder biß blind zu, so sauste ein Absatz auf ihn herunter, oder er wurde am Hinterleib gepackt und mit

dem Kopfe gegen ein Brett geschlagen. Schnell entleerte sich das erste Schot. Ein Matrose stieg mit einer Schaufel hinein und schaufelte die zurückgelassenen, zentnerschweren Hügel aus Seerosen, Seesternen, Quallen, Krebsen und Muscheln über Bord, wie Schnee, der nicht schnell genug geschmolzen und kotig geworden ist.

Bei der Arbeit des Durchsammelns war dem Steuermann eine geplatzte Qualle ins Gesicht gespritzt. Die scharfe Flüssigkeit fraß sich in die Runzeln, die ihm die Sonne wie Wunden in die Haut geschnitten hatte. Mit den Fingern und dem Taschentuch suchte er die Nässe zu entfernen, aber der Schmerz hörte dennoch nicht auf. Er war gezwungen, sich eine Kanne mit Trinkwasser zu holen und damit die Runzeln auszuspülen. Während er es tat, lächelte er Martin pfiffig an. Der war darüber erstaunt, bis der Kapitän kopfschüttelnd, die Hände in den Hosen vergraben, um Rohlfsen herumschritt und ihm vorwurfsvoll zurief: „Was, du wäschst dich?" — „Wir sind verloren," äußerte sich Rohlfsen zu Martin hinüber und lächelte überlegen weiter. „Das Schiff wird sinken. Es war ein schwerer Entschluß für mich, die Verantwortung dafür zu übernehmen, ich hielt es aber nicht mehr aus."

„Wenigstens ist das Wetter schön," fiel Kanabebus sachlich ein, „und das Wasser ist nicht tief. Wir steigen nach dem Untergang auf den Schornstein und lassen uns abholen."

Währenddessen waren in das zweite Schot vier Mann mit Messern gestiegen. Über ihre Hände, ihre Ölmäntel floß Blut, über die silbrigen Unterseiten der Fische rann es aufs Deck, und vom Deck durch die Abflußrinnen in das heimatliche Meer. Unheimlich geschwind wurden die Fischbäuche aufgeschlitzt, jeder durch einen einzigen Schnitt, unheimlich geschwind wurden die Eingeweide herausgerissen, durch einen einzigen Griff, und nach allen Richtungen flog das Geschlachtete: die großen Fische aus

dem zweiten in das dritte Schot, die Lebern in einen Korb, die Gedärme in einen anderen oder gleich über Bord, wohin auch die Tranfische nachfolgten, die man nur ihrer Lebern wegen ausweidete. In wenigen Minuten war ein Korb gefüllt mit husarenhaft bunten Schnüren und Schläuchen, grün, braun, violett, rot, und mit auffallend großen Knollen der Gallen, — das Mahl der Möven, die plötzlich mit gierigem Gelächter dicht hinter dem Schiffe schwebten. Es ist wie Menschenstimmen in der Luft, dachte Martin, vielleicht sehen Menschenköpfe mit unseren Zügen herunter. Er erhob aber seinen Blick nicht.

Richard war neben ihn getreten und fragte ihn, warum er betrübt sei.

Er hätte es ihm gern gesagt, wußte es aber nicht. Jede ungefähre Auskunft wäre eine Lüge gewesen.

Die große Sonne lag in dem feuchten Gallerthaufen der Gedärme und schaukelte, ein strahlend schlafender Passagier, der sich auf seinem eklen Kissen nicht besudelte, mit dem Schiffe an ein Ziel. Spielerisch hatte die Sonne ihr Ebenbild den Menschen zu Füßen gelegt, und die Menschen setzten ihm ihre Empfindsamkeit wie eine Seele in den Glanzleib ein. Die hohe Sonne selbst, von der das Bild herabgestiegen war, fuhr wie ausgelöscht und dunkel für die Menschen durch den eisigen Donner des Alls. Ihr gespiegeltes Gespenst zog die Andacht eines Träumers auf sich, als erleuchte diese die Weite des Meeres.

Mit einmal ahnte Martin den Grund seiner Betrübnis: der erste dünne Strich seiner Feder war der Blitz, der die Seinen, Vater, Mutter und Geschwister, enthüllen würde bis auf die Scham. Und er hatte doch nur seine Verwirrung entfädeln wollen. Er würde nun frech die Blendung überstehen und mit verhornten und versteinten Blicken, die einst so empfindlich gewesen waren, das wirkliche Leben daheim nicht mehr ertasten können, das

versehrende und wegen seiner Schwerter doch so geliebte Leben. War es einmal zu rauh gewesen, so würde es nach seiner Veränderung zu zart sein und vielleicht vor seinen Blicken vergehen, wie hier die Seemedusen, die, aus dem dämmerdumpfen Wasser gehoben, an der harten hellen Luft eintrockneten.

Die Ahnung huschte als ein Windschauer gleichsam hinter seinem Rücken dahin und hatte ihm ein Teil seines Schmerzes gestohlen.

Schon durchläutete ihn der Unkenton einer andern Ahnung, süß und schwer, beinahe glückhaft. Schmerzte ihn eine Trennung, wie einst vom mütterlichen Leibe, so nun vom väterlichen Geiste? War es die Geburt aus dem Nebelleibe des Ogers, der die Wendenichs nun umfing, wie sie ihn einst nur an ferner Wand erblickt hatten, drohend? War es die erlösende Geburt in die Wirklichkeit hinein? Brach ihm irgendwann der Jubel seines wahrhaft ersten Tages an?

Das Meerwasser klirrte leise an den Schiffsbug, gedämpft probierte Flötenläufe, verhaltene Triller, gestopfte Trompeten, deren Ton immer, sobald er klar herausstrahlen wollte, erstickte. In größerer Ferne schienen die Klänge klarer, doch fast unhörbar leise, und hinter dem Horizont, wo sie in vollen Chören tosen mochten, jagte ihnen der scheinbar nur aus hyazinthenem Duft gewobene Himmel nach und vertrieb sie in die Unendlichkeit.

Martin erschrak und vergaß das Gesicht seiner Wiedergeburt, als Schäfer, der Koch, ihn auf eine traurig verhinderte leibliche Geburt hinwies. Man hatte einen kleinen Hai gefangen, wie sie in der Nordsee leben. „Schneid ihm den Kopf ab," sagte er zu Hinkel, der das Tier in der Hand hatte, „wir wollen ihn als Seeaal passieren lassen. Dazu muß er den Kopf verlieren. Sonst erkennt ihn jeder als den, der er ist. Anständige Fische haben das Maul vorn, dieser Herr aber hat es unten, wo eigentlich der Hals anfängt. Aber Hinkel, was sehe ich, du mußt

ja Hebamme sein. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn in dem Leibe da nicht Junge sein sollten! Passen Sie auf, Herr Wendenich."

Rohlfsen ließ einen Eimer am Strick ins Meer hinunter und füllte ihn mit Seewasser, Hinkel köpfte den Hai und schlitzte ihn auf. Schäfer löste vier lebende schlanke Hailein aus dem Mutterleibe und setzte sie in den Eimer, wo sie alsbald mit zierlicher Tapferkeit Schwimmbewegungen machten. Weiße Beutel hingen an einer weißen Schnur unter ihnen. Sie enthielten die Zehr für ihre ersten Lebenstage. Eine der kleinen Waisen wurde schnell von seiner Nahrungskugel zu Boden gezogen und blieb auf der Seite tot liegen. Hinkel zerschnitt den Leib der Haimutter in grausamer Lust und warf die Stücke über Bord.

Martin starrte mit dem hilflosen Wehgefühl, das ihn beim Anblick des ersten Fischzuges gewürgt hatte, in den Eimer. „Sie werden wohl alle sterben," meinte der Koch neben ihm.

„Dann wollen wir die Marter nicht abwarten," erwiderte Martin bebend. „Gießen wir das Wasser in die See zurück."

„Dadurch ist nichts geholfen. Soll ich die Kleinen vorher totschlagen?"

Martin erwiderte leidenschaftlich: „Nein, lassen Sie ihnen noch das Leben. Sie scheinen nicht zu leiden. — Wie flink sie sind! — Aber ich glaube, ihre Haut brennt von der zu frühen Berührung mit der Welt. — Wenn man etwas davon wüßte."

„Manche haben schon bis zum nächsten Morgen gelebt."

„Länger nicht? Sind sie niemals zu retten?"

Schäfer zuckte die Achseln und fragte dann behutsam: „Soll ich den Eimer nicht doch ausgießen?"

Martin schüttelte den Kopf. „Arme Märtyrer, straft mich mit eurer langsamen Pein. — Wenn das Unrecht

wächst, wächst auch das Recht. Gott, ihre Haut brennt, und ihre Mutter liegt zerstückelt in der See!“

Das Brennen, von dem Martin sprach, schien ihm geheimnisvoll zu dem Lichte zu werden, das gleich der Bettlersonne in dem Gedärmhaufen die Welt verklärt hatte. Er wünschte sich, es möge ihm immer verhängt sein, lieber alle Bürde des Leides zu ertragen, als sie auf anderen lasten zu sehen, die blind dafür waren.

Hinkel hatte die Spritzenleitung einer starken Dampfpumpe in der Hand. Korb um Korb kamen die ausgeweideten Fische unter den Schlauch, zunächst die kleinen. Klatschend schlug der Strahl herein, während der Korb geschüttelt und umgerührt wurde. Unter der wütenden Überschwemmung schwamm und spritzte auch der letzte Rest von Blut und Unreinigkeit davon. Die großen Fische wurden einzeln vorgenommen. Ein Matrose drückte sich bald eine Riesenkatze, bald einen feisten Kabeljau wie ein Kind zwischen die Beine, sperrte ihm den Bauch auf, und der Feuerspritzenstrahl fuhr hinein, daß der Ölmantel nur so sprühte. Die gereinigten Tiere kamen nunmehr auch in Körbe. Durch das gewaltsame Verfahren wurden sie peinlich gewaschen, und wären ihre Wäscher noch so schmutzig gewesen.

Nun war auch das dritte Schot aufgeräumt, Korb für Korb sank, an Tauen heruntergelassen, in den Fischraum.

Martin floh dorthin, nachdem er wieder in den Eimer geblickt und einen zweiten kleinen Hai ermattend zu Boden sinken gesehen hatte. Eine fremde Gewalt hinderte ihn, das langsame Sterben der unausgetragenen Geschöpfe abzukürzen. Fünfzig Zentner Eis atmeten ihn drunten mit unterweltlichem Hauche an. Zu beiden Seiten des Mittelganges wurden die Fische in Bretterverschlägen aufgestapelt, nach Arten gesondert. Drei Körbe Eis wechselten mit fünf Körben Fischen schichtweise ab. Der Raum, fast ein Saal, war bis an die Decke mit Beute wohlgefüllt.

„Ich möchte gern gleich eine Mahlzeit von diesem zarten Fleische mit meinem Bruder essen," bat Martin so unvermittelt und so unbegreiflich bang, daß die Matrosen verblüfft vor ihm stehen blieben. Dann wiesen sie ihn an den Koch.

Ihm selber unerwartet und unverständlich war der Wunsch in ihm aufgekommen. Hunger spürte er nicht — doch! Plötzlich wühlte auch ein kurzer bissiger Hunger durch ihn, dann wußte er wieder, daß es sich um keine Sättigung, sondern um eine Prüfung handelte, um eine feierliche Speisung, die das Schicksal ihm angedeihen lassen wollte.

Von einer Fessel befreit, eilte er die Leiter hinauf und schüttelte die Haie über die Reling.

Er suchte den Koch nicht und staunte in den sinkenden Abend hinaus. Im durchsichtigen Wasser schwebten unzählige Quallenglocken wie herabgeregnete Rosen in allen Farben. Er meinte einen morgenländischen Duft zu spüren, der die Luft zu goldener Schwüle verdichtete. Die Sonne lag, schon etwas platt, wie ein feuriger Fisch auf der Tafel des weißlichen Meeres. Das Schiff wanderte durch breite Zonen, durch Provinzen der warmen Flut: und überall schaukelten dicht bei dicht die zarten Rosen. Zuerst lag immer eine braungoldene Blendung wie eine umrißlose Tür vor Martin, dann beugte sich etwas Blauschwarzes bedrohlich darüber und sank steil ein, und darauf war weithin mit einmal eine helldurchsichtige Weite vorhanden, blau, falb, orangen, grün durchschwebt — Millionen und Millionen Medusen — abwärts nicht verschlossen, aber schwer wie Glasfluß, noch dehnbar wie Gummi, — noch im Erstarren, — noch zerrend, — nun wie Eisen und Metall eines fremden, erloschenen Gestirns. Frostiger herber Tanggeruch mischte sich mit dem wohligen Moschusduft der orientalischen Mittsommerhitze.

Martin merkte kaum den durchdringenden Verwesungs-

gestank der Fischlebern, die auf dem Vorderschiff in ein Dutzend hoher, blaugestrichener Fässer gepferchte standen. Stoßweise quollen die durch die Fahrtbrise erregten leichenhaften Wolken lau und faul über das Deck. Den Lebertonnen gönnte man kein Eis, aber man gönnte ihnen die pestbrütende Sonne, weil auch die verfaulten Fleischlappen noch einen guten Lebertran gaben, denn das Fett verweste nicht wie das Zellgewebe. Und nichts wurde so eifrig gesammelt wie Lebern, denn die ganze Mannschaft bezog aus dem Lebergelde einen erheblichen Teil ihres Soldes.

„Ich habe nicht den Mut gehabt, den Koch um die Bereitung des feierlichen Mahles zu bitten," kam es Martin ein, „ich habe nicht den Mut gehabt. Ich verstand den fremden Hunger nicht, der kein leiblicher Hunger war."

Doch als wären seine Gedanken vorhin wortlos übertragen worden, lud ihn sein Bruder zu einem Gericht Steinbutten ein, das Schäfer eben fertig habe. Ein kleiner Klapptisch wurde in dem Raume zwischen Kambüse und Greting aufgestellt, und die Brüder setzten sich. Zwar genoß nun nicht mehr eine entkörperte Seele das Opfer, das auch zu ihrer Erhaltung getötet worden war, aber sie saß neben der leiblichen Gestalt und sah ihr zu.

„Die Reise geht zu Ende," sagte Richard, „wir laufen bald eine Küste an und finden dort Bäume mit Früchten und Häuser mit Herden, — die Stadt, von der wir ausfuhren. Nicht wahr, heute ist sie noch nicht vorhanden? Aber es ist wohltätig, darauf zu vertrauen, daß sie vorhanden sein wird, wenn unser Schiff sich nähert. Man wird gütiger, man fühlt sich beschenkt ohne Verdienst und Würdigkeit. — Du bist ruhiger in diesen Wochen geworden, Martin."

„Daran bist du schuld und einige der Leute hier um uns."

„Aus deinen Aufzeichnungen habe ich gesehen, daß du

nicht bloß Gift, sondern die Lust an der Ehrfurcht von den Unseren geerbt hast."

„Bist du nicht mein Schicksalsgefährte aus gleichen Bedingungen? Ich hatte gehofft, dich so zu finden, wie ich selbst war. Nein, anders noch. Einen gedrückten, unsteten Flüchtling. Oder einen harten Mann. Einen Grollenden, Unzufriedenen, Knirschenden, Gewitternden. Einen Tyrannen, der es an anderen ausläßt, daß er benachteiligt ist. Einen Rach- und Raffgierigen. Du mußtest doch vergiftet sein wie ich. Und ich zürnte dir, daß du mich nicht als den toten Mann nahmst, wie er im Hotelbett der Hafenstadt gelegen hatte. Ich war erzürnt, in dir nicht auf einen Stein zu prallen. Hab ich mich trotzdem geändert, so ist kein Nachdenken, sondern eine Ablenkung schuld."

„Gewiß, du hast in der Tat nicht über uns nachgedacht, sondern dich in verjährte Zeiten versenkt. Ich bin neugierig, wann und wie du zu uns selbst vorrücken wirst."

„Manchmal glaube ich, das muß noch ein langer Weg sein, — oder er führt überhaupt an uns vorüber. Dabei leide ich unter einer Ungeduld: alles arbeitet hier, nur ich stolziere als der lustreisende gnädige Herr herum."

„Ich mache dir einen Vorschlag. Fahre das nächste Mal nicht mit uns. Setz dich in mein Zimmer zu Hause und baue dein Luftschloß weiter. Ich weiß einen Vertreter für dich. Es läßt sich richten, und du darfst es mir nicht abschlagen. Auf der übernächsten Reise kommst du dann wieder zu uns. Ich sähe es zu gern, wenn wir durch dich eine Familienchronik hätten, — eine Geschichte des Ogers."

Martin nahm den Vorschlag an. Er reichte dem Bruder dankbar die Hand.

Besinnlich streifte er durch das Schiff. Es wollte nicht Nacht werden, obschon die Uhr eine späte Stunde zeigte. Die Maste stachen in eine milchig geronnene Helle. Um die Galgen setzte sich bei längerem Hinsehen ein violetter

und ein wund lichter Rand ab. Der Tourenzähler im Maschinenraume hatte beinahe zwei Millionen Umdrehungen der Schraube abgezählt.

Diese Nacht legte sich Martin wieder in der Kajüte zum Schlafe nieder. Zum ersten Male fürchtete er sich vor dem Ertrinken. Die Kajüte schwebte tief in der regungslosen Flut. Ihre Finsternis drückte von allen Seiten. Das Meer brauchte sich nicht zu rühren, um den tollkühnen Menschen, die sich in seine Falte gelegt hatten, ihr Schicksal zu bereiten. Es brauchte nur leise zu atmen, und schon war es über der Arche geschlossen, schon sank sie in Frieden langsam, stieß lautlos auf, und über ihr waren schon tausend Jahre vergangen. — Die Petroleumlampen machten heute in ihren Ringen keine Verneigungen, der Widerschein der elektrischen Fäden im roten Lack bannte, er war schließlich aller Vernunft feindlich, fern wie Nebelflecke im Weltraum. Nur selten knirrte das Holz, doch so überraschend, daß der Ton wie der Beginn krachenden Schiffbruchs klang. Martin wünschte sich inbrünstig: ginge doch heute die Gefahr vorüber!

Beim Erwachen am nächsten Morgen hatte er Rohlfsens Gesicht vor sich. Der Steuermann lächelte so zwanghaft, als müsse er eine Grimasse des Grinsens feilbieten. Erst durch eine ungeduldige Bewegung Martins wurde er redselig. „Das Netz ist wirklich gerissen."

Martin verstand noch immer nicht, was er damit beweisen sollte.

„Kanabebus hat Ihnen doch gesagt: ‚Waschen ist verboten'."

„Und nun wollen Sie mir anzeigen, daß Sie sich gewaschen haben und das Netz trotzdem gerissen ist."

„Eben das. — Übrigens ist das Loch nur klein und schon geflickt."

In den folgenden Nächten schimmerte der fast sternlose Himmel und das Meer aus eigener Seligkeit. Nur der Glanz hatte Dasein, nicht das Beglänzte. Man wußte

nicht mehr, wo die obere und wo die untere Welt begann; denn das Wasser war Himmel und der Himmel war Wasser. Das Schiff schwebte in der Mitte des Nichts. — Lange. Dann begannen ferne Leuchtfeuer aufzuzucken. Die Funken sprangen aus dem Meere und wieder in das Meer zurück, als wären sie seine hüpfenden feurigen Pulse.

Dennoch, zu früh, wurde der Hafen erreicht. Kanabebus war vor dem Anlegen verschwunden: ein Mann mit seinen Zügen, im gebürsteten Melonenhut, im verschnittenen Straßenanzug, ein ledernes Reisetäschchen in der Hand, stand auf Deck. Die letzte Anekdote war längst versiegt.

Martin war in jenen letzten Nächten geworden wie der leere Raum rings um ihn. In Richards Hause füllte er die Stille mit Gestalten, die er begriff und kannte.

Zweites Buch

1

Seit dem Tode Christines war Leonhard verwandelt. Im Verlauf eines Jahres erkannte Andreas, daß sein Vater nicht mehr die Kraft besaß, hinaufzuwirtschaften; aber seine Kraft hatte sich nicht vermindert, sondern nur die Richtung geändert, und so wirtschaftete er hinab. Mit immer größerem Erstaunen fühlte Andreas, wie Leonhard sein Weib mehr als ihn geliebt hatte, wie er ihm ihretwegen ein opfervoller Kamerad und Helfer gewesen war, wie er ihretwegen nicht zurückgetreten war, sobald seine Kernjahre seinen Sohn, ihn, zum Hauptträger einer Lebensarbeit bestimmten. Zuerst war Leonhard wie von der Verwunderung besessen, daß sein Sohn ein krankes und lebensuntüchtiges Kind hatte zeugen können, eine Verwunderung, die um so spürbarer wurde, als er sie in seiner Klugheit gewaltsam unterdrückte. Er saß schmerzvoll versonnen im langen schwarzen Rock, mit sauber geknotetem schwarzseidenen Halstuch, das mächtige Kinn stets peinlich rasiert, feierlich bei Tisch und belauerte ungeduldig seinen Enkel.

Johann hatte längst vergessen, daß er seinen Angehörigen einmal Anlaß zur Sorge gegeben hatte. In seiner gesunden Frische begriff er nicht, warum ihm der Großvater mit feindseliger Zurückhaltung begegnete. Er wollte ein Landwirt werden wie seine Väter und sah doch seine Fragen nach Vieh, Saat und Wetter in einem eisigen Herzen erstarren, als würde er immer ein Naseweis bleiben. Einmal war er vom Großvater überrascht worden, als er sich darin geübt hatte, weit zu speien, so daß er seinen schmutzigen Mund wischen mußte. Der Großvater ergriff ihn, drehte ihm den Kopf mit

seinen beiden großen Händen herum und sah ihn starr eine Weile an.

Und manches andere wußte er an ihm nicht zu deuten. Als der Großvater von einer Besuchsreise zu seinen Töchtern zurückkehrte, lief er dem Wagen ein Stück entgegen. Leonhard fuhr nicht gleich in den Hof ein, sondern ließ vor dem Friedhofe halten. Er erhob sich im Wagen, stieg dann jedoch nicht aus, setzte sich wieder und strich mit den Händen ein paarmal über den Tambur. Dann rief er dem Kutscher zu: „Fahr, fahr!"

Wenn Andreas ihm eine vollendete und gelungene Arbeit rühmte, hörte er ihn ohne ein Wort der Zustimmung an.

Eines Wintertages nahm er eine Baumschere an langer Stange und schnipselte in den Obstbäumen herum. Das wiederholte er später in großer Eile und Zerstreutheit, so daß mancher große saftvolle Zweig fiel. Wollte die Schere das zu dicke Holz nicht durchbeißen, so riß er erst recht an der Schnur, die in seine rechte Hand hinunterhing, riß, bis die Schnur entzwei war.

Aus den Mienen seines Vaters las es Johann ab, daß solche Werke des Großvaters nicht gesegnet sein konnten. Später gingen die Bäume ein.

Aber er fragte den Vater nicht. An ihm besaß er jetzt einen allzuweichen Freund, der bemüht war, ihm die Mutter zu ersetzen, der ihm alles Schwierige in seinem Geiste zu leicht nahm, ihm alles Zweifelvolle zu schnell auflöste. Er suchte in ihm den Vater wie bisher, fand ihn aber durch etwas Leidvolles zernagt, ahnte, daß er geschlagen war.

Andreas hielt Johann eigentlich nur an der Hand und ließ ihn nicht los, während er still auf seine Trauer horchte, so daß dem Arglosen und heiteren Knaben auch bei ihm kein Recht geschah. Wie konnte Johann erkennen, daß er durch vergangene Dinge schuldlos unecht geworden schien und außer der Gnade des Hauses stand!

Er lag in seinem Bette und schlief, als zum ersten Male

zwischen Vater und Großvater deutlich über sein künftiges Schicksal gesprochen wurde. Die beiden Männer saßen wie Brüder auf dem grünen Sofa des Wohnzimmers und hatten die großen Wirtschaftsbücher vor sich auf dem Tische. Ihre Hände ruhten, aber ihre Seelen würgten sich wie Feinde.

„Unsere ganze Wirtschaft ist hinter sich gegangen," sagte Leonhard.

„Sie wollen damit aussprechen," erwiderte Andreas, „daß ich —" Er vollendete den Satz nicht, sondern klopfte ein paarmal mit dem Stocke auf. Nur ein dumpfer Laut war vernehmbar, weil der Stock eine Filzscheibe hatte.

„Du behältst dein verkürztes Bein. Ich werde älter und müder, — es ist so viel zu belaufen. Ich schlage vor, daß wir uns einen Inspektor nehmen. Zusehen, wie alles verkommt, das kann ich nicht. Wenn es unter einem Fremden verkommt, gut. Was ein Fremder tut, geht mich soviel nicht an."

„Sie wollen absichtlich das Unsere aus der Hand geben. Es geht Ihnen nicht schnell genug bergab. Sie haben angefangen, nachzustoßen."

„Angefangen hast du."

„Früher hätten Sie auf mein verletztes Bein nicht so viel Rücksicht genommen, Vater. Nun soll ich alle Tüchtigkeit verloren haben. Als der arme Wentscher sein Bein gebrochen hatte, lachte er sich in die Faust, weil er eine Weile von der Arbeit ausruhen konnte, aber als sein einziger Gaul ihm das nachtat, hängte er sich auf."

„Ja, als sein einziger Gaul ihm das nachtat —"

„Vater!" rief Andreas und sprang auf, „so dürfen Sie von Johann nicht sprechen."

„Ich wollte von ihm überhaupt nicht sprechen, aber du hast mich gereizt, weil du mir auch heute nicht offen zugibst, daß die Sache, die dir das verkürzte Bein verschafft hat, ein Unsinn und eine Schande war. Und wenn

ich dich mit Johann zusammen sehe, fühle ich, daß ihr eure Verstiegenheiten weitertreibt. Solche Verstiegenheiten waren zu meiner Zeit nicht Mode. Christine hätte ihren Sohn härter erzogen. Als ich von der Reise zu meinen Töchtern heimkam, klebte er an deinen Rockschößen, und du streicheltest ihn, als hättet ihr mir etwas zu verheimlichen."

„Großvater, seit wann belügen wir uns?"

„Du hast deine sterbende Frau belogen, warum nicht auch deinen Vater? — Bleibe ruhig, Andreas, ich will dich nicht kränken. Ich will nicht sagen, daß du mich belogen hast, wie ich dich auch wegen deines Trostes an Christine nicht der Lüge zeihen will. Der Weltlauf ist, wie er ist, wir müssen seine Tatsachen hinnehmen. Der eine stellt sich so zu ihnen, der andere so, sie kümmern sich um uns nicht, aber sie bleiben."

„Ich habe Ihnen in Christines letzter Stunde einen Handkuß gegeben. Auch dabei soll es bleiben."

Leonhard dankte ihm mit einem flüchtigen Schlag auf die Achsel und fuhr milder fort:

„Du wirst mir zugeben, daß Johann ein zartes Kind ist. Es müssen viele Jahre vergehen, bevor wir auf seine Hilfe rechnen können. Du stehst seit Christines Tode nicht mehr deinen Mann, wie früher, und bei mir ist es am wenigsten ein Wunder, daß ich mehr und mehr versage. Drei Mann hoch wie alte Weiber, diese drei Tatsachen lassen sich nicht anzweifeln. Auch die vierte hast du mir zugegeben: daß unsere Wirtschaft hinter sich geht. Ich habe nun vielleicht zu schnell die vierte in einen Zusammenhang mit den drei ersten gebracht. Wer nicht taugt, den soll man absetzen, sage ich. Vielleicht habe ich zu schnell euch beide, dich und Johann, absetzen wollen, mich selbst jedenfalls habe ich abgesetzt. Das ist bei mir nicht so leicht, darum mußte ich es nachdrücklich tun. Ich habe Dummheiten gemacht. Aber ich habe mit meinen Dummheiten ziemlich lange gewartet. Wenn ihr auch so

lange wartet, wird's gut stehen. Aber ihr wartet nicht: oder wäre ich nicht klüger gewesen, Andreas, wenn du mich gehindert hättest? Hättest du mich zum Beispiel aus den Bäumen vertrieben, die wir so mühevoll seinerzeit aus dem Rachurschen Garten herüberbrachten, so ständen sie noch. — Und die fünfzig Morgen Wiesen an der Weichsel brauchten wir am Ende auch nicht zu verkaufen. Jetzt ist die Folge, daß wir auch Kühe losschlagen müssen, weil wir keine Weide für sie haben. Sollen wir eine pachten? Heu kaufen? Es ist teuer, das Jahr ist dürr und unergiebig. Morgen bestelle ich den Viehhändler. Was wirst du sagen, wenn er die schönen Kühe vom Hofe treibt? Warum hinderst du mich nicht, Andreas? Warum hast du mich nicht gehindert, die Wiesen zu verkaufen?"

„Das konnte ich nicht. Es handelte sich darum, eilig Geld für meine Schwestern zu besorgen. Es handelte sich um Ihre Töchter, wenngleich nicht sie, sondern Ihre Schwiegersöhne es waren, die nicht wirtschaften konnten. Ich habe nicht vergessen, Vater, daß unser Grundstück noch nicht mir allein gehört."

„Ich habe es dir im Testament verschrieben."

„Seither ist viel Zeit vergangen, und es ist dreifach um sich selbst gewachsen. Es wäre ungerecht gewesen, die Mädchen nicht mehr erben zu lassen, als das Testament bestimmte. Da sie jetzt dringend Hilfe brauchten, mußte sie ihnen werden."

„Du bist zu gutmütig, Andreas. Wenn ich dir einen Stein hinwälze, damit du ihn wegnimmst, weichst du aus und räumst die Stelle für einen zweiten ein. Ich spreche jetzt nicht mehr von den Wiesen, — damit magst du recht haben. Ich spreche nicht von den Kühen, so bitter es mir ist, sie herzugeben."

Andreas schwieg zuerst, dann spottete er:

„Pferde haben wir auch zu viele. Welche sollen weg? Es wird auch zu teuer werden, sie durchzufüttern."

„Die Pferde werden gehalten," brauste Leonhard auf. „Die alten, die nicht mehr arbeiten können, sollen Gnadenbrot fressen. Laß sie stehen — so wie mich — solange ich noch lebe. Und wenn das Geld, das wir für die Kühe bekommen, draufgeht. Ich werde auf unserem alten blanken Hengstrappen spazieren reiten. So komme ich Hans im Glück mit meiner Dummheit schließlich noch zum Reitpferd."

Leonhard sah, daß er mit seinem Spotte Andreas nicht packen konnte, und er spürte, daß er in der Tat von keiner seiner Eigenmächtigkeiten abzuhalten gewesen wäre. Denn die Zusammenhänge, die er eben aufgedeckt hatte, besaßen nur durch ihren Ursprung aus seiner Person einen unanfechtbaren Zwang. Darum machte es ihm Freude, sein Zerstörungswerk entschlossen vorwärtszustoßen, und er fragte lauernd:

„Du glaubst aufrichtig, es ist für euch eine Ehrenpflicht, die Wendenichsche Wirtschaft zu retten?"

„Ja. — Überdies ist ‚retten' ein zu ernstes Wort."

„Und du glaubst, es gäbe nichts Schöneres als sie fortzuführen?"

„Sie tun mir weh, Vater. Was sollte ich sonst beginnen? Und Johann, das weiß ich, würde nichts lieber tun."

„Er kann ein Gelehrter werden, irgend etwas treiben, zu seiner Unterhaltung, zu seinem Vergnügen."

„Sie tun mir wieder weh. Sie wollen ein rasches Ende machen um jeden Preis. Sie bezähmen Ihre Unruhe nicht, die über Sie gekommen ist."

„Ich bin ganz ruhig. Nach all der Plackerei ist mir die Sehnsucht nach Stille etwas Selbstverständliches. Es ist gut, wenn man eine leichte Hantierung versteht und bei schlechtem Wetter zu Hause bleiben kann."

„Johann aber hat sich noch nicht geplagt. — Übrigens wenn er kein Landmann, sondern ein Gelehrter werden sollte, warum müßte das als etwas Minderes gelten?

Ihr Gedanke ist, Vater, daß wir reich genug sind, ihm das Dasein als einen Zeitvertreib zum Geschenk zu machen. Ich könnte mit meiner Zustimmung zu seiner Studienlaufbahn ausdrücken, daß ich die körperlichen und geistigen Kräfte Johanns für wert achte, gesammelt und vielleicht einem ganzen Lande dienstbar gemacht zu werden. — Sie halten Johann für keinen Erben nach Ihrem Sinn. Nichts hat Sie beirren können, Sie waren immer stärker. Und nun ist dieses kleine Menschenkind stärker als Sie und zwingt Sie. Liegt Ihnen am Erben so viel?"

„Am Erben? — Nein. Ich weiß bestimmt, daß ich zufrieden in die Zukunft sehen könnte, wenn Johann gar nicht auf der Welt wäre. Ich habe gelebt, weil ich gelebt habe, gearbeitet, weil ich gearbeitet habe, — nicht um eines anderen willen, — um keinen Zweck."

Ein bitteres Lächeln brannte in Andreas auf. Es schien die rührende Gestalt in die Luft zu zaubern, die plötzlich vor den Männern stand:

Johann war in die Stube getreten, in seinem langen Hemde, barfüßig, bleich. Er schloß und öffnete seine Hände, als wunderte er sich, daß sie leer waren.

„Ich möchte gern zuhören," sagte er, „ich kann nicht schlafen."

Er war draußen gewesen und hatte mehr von der großen Sternenklarheit als von der Kälte das Zähneklappern bekommen.

Leonhard war vom Sofa aufgesprungen und sah ihn an. „Regieren die bösen Geister in dir?" fragte er. Spürte denn der Knabe, daß ihm hier sein Besitz entrungen wurde, und kam er, ihn zu verteidigen?

Andreas zweifelte nicht. Er zog Johann zu sich auf den Sitz nieder und legte ihm wie einem jüngeren Bruder den Arm um die Schultern. Dann richtete er ihn wieder auf und brachte ihn an sein Bett.

In den nächsten Tagen fühlte er das bittere Lächeln

auf seinen Wangen fortbrennen. Nun er auf keinen lauten Vorwurf Rede stehen mußte, verletzten die Zukunftspläne Leonhards nicht mehr.

Warum hatte er gedacht, der Vater, einer der gerechtesten und weitsichtigsten Menschen, verwandle sich in einen harten und heißspornigen Alten? Bedeutete die Hilfe eines Inspektors wirklich, daß man auf einen Teil der eigenen Arbeit verzichtete? Konnte man darin nicht eine Hoffnung auf Vergrößerung des Betriebes erblicken? Man leitete und wies an, der andere führte aus.

Nach einer Woche bezog der Fremde zwei Stuben im Obergeschoß.

Andreas mußte sich auch eingestehen, daß der Plan, aus Johann einen Gelehrten zu machen, einen eigenen dumpfen Wunsch ins helle Licht gerückt hatte. Er war glücklich, ihn unterstützt zu finden. Es handelte sich zunächst um die Prüfung, ob Johann sich für einen städtischen Beruf eignete. Er selbst und Leonhard hatten ein paar lateinische Vokabeln auf der Zunge vergehen lassen und sich dann der früheren Kost wieder zugewandt. Alle Gutsbesitzersöhne der Umgegend besuchten das Gymnasium.

Johann konnte einige Jahre noch ruhig im Hause bleiben. Schievelbein wäre imstande, ihm den Unterricht zu erteilen. Er brauchte daran nichts zu verändern, er brauchte nur fortzufahren.

Der Organist war entzückt, als er von Andreas hörte, daß Johann ihm zur Leitung zu ferneren Zielen anvertraut bleiben sollte. Der Knabe besitze eine zweifellose Begabung. Vielleicht steckte ein Musiker in ihm. Ob er ihn in die Kirche mitnehmen dürfe, um die Tragweite seiner natürlichen Gnaden zu erspüren? „Ich will mein Latein zusammenkramen. Ich will ihm vorspielen, ihn die Finger auf den Tasten rücken lehren, ihn zum Herrn auf dem Klavier machen. Gott schenke mir ein langes Leben, daß ich ihn berühmt und geehrt sehe.“

Er saß mit Andreas bei Filbrig, und sein Herz öffnete sich so weit, daß er einem zudringlich bettelnden Landstreicher ein Huhn schlachten und braten ließ.

Er kam sich in seinem Wert gewachsen vor und wagte es, noch einmal um Frau Schmautz zu werben. Seit dem Vorfall bei dem Brande war er merkwürdigerweise in der Achtung der Leute gestiegen. Schmautz hatte das Dorf ja verlassen und hockte als ein halb kindischer Schwächling bei seinem Bruder, während er sich zu einem ordentlichen Leben aufgerafft hatte.

Er wußte mit dem einfachsten Manne unbefangen und scharfsinnig zu reden. Daß Frau Schmautz im Wendenichschen Hause die Wirtschaft führen durfte, wurde ihm angerechnet.

Die kleine Susanne galt dort fast soviel, als wäre sie eine Tochter Christines gewesen.

Schievelbein befleißigte sich den Seinen gegenüber eines zurückhaltend förmlichen Verkehrs. Jedermann wußte, er würde sich seines Kindes annehmen, und man war begierig zu erfahren, auf welche Weise er die Trennung zwischen sich und der Frau einmal aufheben würde.

Als er Paula um ihre Hand bat, erwiderte ihm diese:

„Wir wollen das Vergangene vergangen sein lassen."

„Ich achte so viel Stolz. — Aber auch für mich ist das Vergangene vorbei."

„Schmautz hat mich niemals geschlagen," beantwortete Paula seinen Einwurf nach stillem Besinnen mit jäher Entschlossenheit.

„Ist das so viel?"

Sie schwieg.

„Womit sticht Schmautz mich aus?"

„Damit, daß er ein verlorener Mann ist."

„So. Und wenn ich es nun werde?"

„Dann wirst du es sein, für dich und für mich."

Schievelbein war bestürzt. Aus Paulas Antwort glänzte ihn eine richterliche Klarheit an. Sie unterschied, aus

welcher Richtung sie gekommen war und wohin sie zu gehen hatte. Zufall oder Schicksal hatte die Ehe mit Schmautz mißglücken lassen, die Lebenssphäre Schievelbeins fühlte sie dennoch für sich unzugänglich.

Und er fühlte sich unerbittlich auf sich selbst zurückgewiesen. Der Dienst an Johann sollte ihm helfen, in sich hineinzugelangen und sich Paulas seelischem Kräftekreise zu nähern.

2

Versuch der Heimkehr durch den Spiegel

Aber Johann entschlüpfte ihm vorerst. Zwar entzog er sich den Unterrichtsstunden nicht, war jedoch lange nicht zu bewegen, ihm auf den Kirchenchor zu folgen. Das Kind witterte ein Unrecht, das man ihm antun wollte. Es drückte sich zu den Ackerknechten hinaus und bat sie, nur für ein paar Augenblicke die Pferdeleinen in seine Hand nehmen zu dürfen.

Johann war traurig, weil es regnete. Und als das Trommeln an den Scheiben sein Behagen aufdampfen ließ, da wollte er eigentlich lieber trüberen Sinnes sein und verlor sich in gleichgültigem Dasitzen. Er sah den Guß über die hohlgewölbten Dachziegel der Ställe schälen. Grausilbrige Drahtwürmer sprangen aus den Steinmulden im Zickzack auf die nächsttieferen Ziegel, wo sie verschwanden, um an der noch niedrigeren Reihe wieder aufzutauchen. So sah er Hunderte von Fäden leben, wie schlanke Fischgeister dienen, sich beugen und wackeln, hinter einem Streifennetz, das auch aus Regen gesponnen war. Aus seinem Schleifen längs der Erde erhob sich ein bald steigendes, bald fallendes Brummen wie von einem gedrehten riesigen Kreisel, — und das erregte wohl den nebligen Dunst in der Ferne und schon in der Nähe. All dessen gewärtig, verwandte er das Auge nicht von dem Dache, aber er sah es länger nicht mehr, bis es plötzlich mit den übrigen Gegenständen des Hofes zu wandern anfing, sich aus der Tiefe her bewegte und dann wie mit einem Ruck stehen blieb und da war: — nun nüchtern, gering und faßbar, wie von ihm bestimmt.

Er mußte den Großvater, den er im Flure die Stiefel am Boden abklopfen hörte, verlegen fragen, wer das Dach gemacht habe.

„Das habe ich gebaut.“

„Bist du oben gewesen?“

„Nein, oben sind die Dachdecker gewesen, aber ich habe es ihnen befohlen.“

Andächtig versetzte sich Johann in jene Vergangenheit und deklamierte: „Ich befehle dir, daß du das Dach machst.“

„Ach, so ist das nicht gewesen, Johann. Ich habe den Dachdeckermeister vielleicht zum Mittagessen eingeladen, dann haben wir es besprochen und dann wurde langsam angefangen.“

Es machte Leonhard Vergnügen, die Bewunderung Johanns zu zerstreuen.

Während sich die Sicherheit und Freudigkeit des väterlichen Besitzes schon löste und die Seinen nur noch Verweser des Wirtschaftstriebwerks waren, nicht mehr freudig, nicht mehr dankbar, erhob sich in Johann früh jene Sehnsucht, die seinem Großvater die Fülle eingebracht hatte. Er merkte wohl, wie er von seinen Angehörigen zurückgehalten, in ein blasseres Wesen, in ein innerliches Gefüge eingeführt werden sollte, und er sann sich kindlich-abenteuerliche Schulen zurecht, durch die er trotzdem zu einem bäuerlich-breiten Schatze gelangen wollte.

Die Spielkameraden sahen ihn wie einen Erbprinzen an. Ihr Gruß und Gespräch sagte, daß er sich nie über eine Furche werde bücken müssen, und daß ihm tausend volle Kornfuder dennoch zurollen würden. Es war ihm peinlich, wie sie schon den Umriß des Erwachsenen um seinen Kinderkörper legten, wie sie schon schwere Geldbeutel in seine leeren kleinen Taschen hineinzauberten.

Eines Vormittags spielte er mit Franz Schlottke, dem Schneidersohn, im Vorzimmer, in welches man aus der Veranda gelangte. Glastüren führten von dort nach

rechts und links in große, festliche Räume. Die eine Tür war verhangen. Die andere ließ neben den gerafften Scheibengardinen einen Spalt für die Augen. Durch diesen sah man in einem saalartigen Gemache Mahagonimöbel an weißen, silberrautigen Tapeten, und geradeaus wiederholte sich der Saal in einem Spiegel, der von der Decke bis fast an den Fußboden reichte.

„Hinten die zweite große Stube ist noch schöner als die erste hier vorn," sagte Franz Schlottke mit andächtig verwundertem Tone.

Das Spiegelbild, das ihn so entzückte, hatte den hellgrauen Schimmer des spiegelnden Glases. Der Spiegel hing ein wenig vornübergeneigt und erhob den Fußboden des erdichteten Zimmers schräg nach rückwärts. Die roten, krummbeinigen Stühle schwebten in leiser Berauschtheit in einer vornehmen Silberdämmerung, die Plüschdecke des Tisches ließ ihre Zipfel nicht lotrecht in den Raum hinabfallen, doch schien alles in sicheren, irgendwo phantastischen Gesetzen beruhigt.

„Ja," bemerkte Johann eifrig, nachdem er geschwankt hatte, ob er die Täuschung aufklären oder ihren Betrug bekräftigen sollte, „die zweite Stube ist noch schöner. Ich darf nur selten hinein. Und dort an ihrer Seite, wo du die Tür siehst, geht es in eine noch schönere. In die habe ich erst von weitem hineingesehen."

Er erglühte. Für ihn ging es aus jenem dritten Raume durch eine neue Tür in einen vierten und weiter in einen fünften. Er verstummte und wohnte sich in einem gespiegelten Schlosse ein, das er nach dem sichtbaren Anhalt mit Gruseln im Nu errichtete. Nach einer Weile setzte er dem Kameraden auseinander, wie er darin und auf dem zugehörigen Gute, welches nun ebenfalls den festen Boden seiner Väter verdrängt hatte, die Herrschaft führen wollte. Er fühlte Heuduft in der Nase, hörte die reifen Äpfel in windiger Mondnacht fallen, sah rastende Schnitter die Schnapsflasche an den Mund heben, — aber alles

war nur als eine magische Dichtung des Spiegelglases verlockend. Aus einem wohligen Schaudern der Haut hauchte Leben und Seele in die Bilder hinüber. Ein Augenblick färbte sich rasch von den Ereignissen träger Jahre bunt: der Pfarrer kam wie gewöhnlich nach den Begräbnissen zu einer Stärkung auf den Hof gefahren, der Kornaufkäufer Stein rauchte seine starke Pfeife, den städtischen Bekannten erlaubte Johann, Leitern an die Glaskirschenbäume zu stellen und essend in den Baumkronen zu verschwinden.

Als die Knaben dann in den Garten hinausliefen, war sogar für Franz Schlottke dort alles viel nüchterner, als es drinnen im Halbdunkel geglüht hatte. Die Welt war durch das Wort des Freundes auch ihm ein Seifenblasenplanet geworden. Hart plumpte er mit Johann auf die Erde zurück.

3

Die andere Spiegelwelt

Endlich saß Johann mit Schievelbein doch vor der Orgel. Franz Schlottke, der Balgentreter, hatte ihn auf den Kirchenchor gezerrt. Der Orgelprospekt mit seiner metallenen Pfeifenreihe war wieder ein Spiegel, doch zeigte er tiefe Runzeln und fing in seiner grauen Blindheit weder das Kirchenschiff noch den Altar mit dem Bilde des auffahrenden Christus auf. Trotzdem lockte, was hinter der gewellten Oberfläche lag; und es blieb selig, in Gedanken hinüberzuschweben. Aber man tönte nicht selbst, sondern der blanke Kasten tönte: ein himmlisches Volk schien dort eingepfercht, das eine Kunde an die Gemeinde unten hatte und heute an die leeren toten Bänke; es war nicht beengt, es hatte in seiner Enge viel Raum, der die Kirche, das Dorf und alles Begrenzte in sich verschlang. Es war für einen Irdischen schwer hineinzugelangen, er mußte einen zaubermächtigen Führer haben. Schievelbein trug einen abgeschabten Rock. Würde er mehr wissen als seinen albernen Spaß damals beim Figurengießen am Silvester? Der Knabe war durch seine Enttäuschung mißtrauisch geworden.

Die Pfeifen taugten nicht mehr viel. Vielleicht saß die Zinnpest in ihnen und löste sie auf. Sie gaben nicht mehr gut an. Selbst das Süße rang sich von etwas Schaurigem los.

Johann vergaß nicht, daß er vom Grunde seiner Väter vertrieben werden sollte, und jetzt mit dieser Klangweihe von festem Boden überhaupt. Er war unwillig zu folgen und störrisch. Er hielt sich mit beiden Händen an der

Orgelbank fest. Mochten die Finger ermüden und untauglich werden, in das tönende Licht einer Hinterwelt zu greifen! Sie weigerten sich, der Verführung entgegenzutasten, welche sie mit ihrer Gewalt packen und aus der Sicherheit und Gewöhnung fortschleifen konnte.

Er panzerte sich mit Grimm gegen Schievelbein. Er mußte sich vor ihm schützen. Der bebrillte Graukopf hier wollte ihn zu jener Gewalt hineinstoßen und würde ihn allein lassen müssen. Er ahnte in der Weisheit der Verzweiflung: Schievelbein kannte nur bis an ihre äußere Grenze den Zugang, und was er von drüben erlauscht hatte, das mißbrauchte er nun, um ihn, ein unerfahrenes Opfer mit kleinen schwachen Knochen, zu betören, — als kein Diener der Kunst, sondern als ihr Teufel.

Zwar enthüllte sich der Organist tiefer in seinem Sehnen nach der Musik als je vor Erwachsenen, doch wo war die Erfüllung, die ihn selig gemacht hatte? Johann roch Schievelbeins Leben als das eines armen Menschen, voll Eitelkeit und Genuß für wenige Stunden je und je, und er verzieh ihm nicht die Lüge, als wären diese Stunden die ewige feurige Vergeltung für viel Elend und schmerzliche Schalheit.

Schievelbein sprach in Bildern und Gleichnissen. Betrug, Betrug! Johann wußte in seiner Not viel tiefer als sein Meister, was Musik in ihrem Wesen war, und wenn er nicht widersprach, so biß er die Lippen aus Hochmut und Spott zusammen. Er hätte seinen Lehrer lehren können mit trockner Nachäfferei oder Tränen. Was sollte er sich alles vorstellen! Daß die Orgelpfeifen sich aus ihrem Verbande lösten und, weite Zwischenräume bildend, neben- und hintereinander träten, daß sie aussähen wie ein Wald aus Eissäulen.

„So habe ich das einmal hinter Tränen gesehen, Johann, dir kann ich es ja sagen." Johann schämte sich und preßte die Schenkel fester auf die Bank, aber dann horchte er, zuerst mitleidig, dann ehrfürchtig verwirrt.

Die Säulen hatten sich in Bäume verwandelt, deren Äste ein verfilztes Gestrüppe bildeten und einer herabgesunkenen Wolkenkruste glichen. In ihr, in Dornkronenhäusern, nisteten große klagende Vögel, unsichtbar bis auf die feurigen Augen, doch wußte man nicht, ob man wirklich in Augen oder in Himmelslichter blickte. So war auch nicht zu entscheiden, ob frierende Eulen tönten oder die Majestät Gottes selber sang, ob Tiere, sich ein feierlich inbrünstiges Weh zurufend, einander jenseits von Antwort und Frage ablösten, im Wohllaut stärkten, im Mißlaut verwundeten und töteten, oder ob ein Geist sich in Selbstbesinnung tummelte und wärmte oder, ins Dumpfe verrinnend, verzweifelte Echos seines unbegriffenen Namens lallte. Jedenfalls folgte der Hörer im Walde dem Hall und Widerhall, kehrte herzklopfend sein Antlitz hier dem nahen Erblühen der Töne zu, dort dem fernen Erlöschen, folgte mit Schritten, wurde hin- und hergezerrt, während ein Gegenruf den Ruf schon überholt hatte und diesen wiederum ein Ruf, und schließlich fiel er überwältigt zu Boden und sang die Klage mit, ohne zu wissen, was in seiner Seele war und sie ihm entfremdete.

Bei dieser Erzählung fuhr Schievelbeins Finger über ein Notenblatt und hielt immer wieder bei der gleichen Gruppe von Köpfen inne, die bald oben, bald unten in den drei Liniensystemen wiederkehrten. Johann begriff, daß ihm wie durch eine geheimnisvolle Sintflutsage die Entstehung einer Form erläutert werden sollte, und er war nahe daran, ihr nachzufragen. Doch ließ er sich an flüchtigem Schauer genügen. Als hätte er geschielt, blinzte er mit den Augenlidern: die Pfeifen bildeten eine unzerbrochene Wand, die Notenköpfe geregelte, aber stumme Haufen. Was ihn am meisten ergriff, war die Wahrnehmung des Blutes, wie leicht Tiefsinn in Unsinn umschnellte.

Ein Gran von Willen zum Gütigen oder zum Bösen entschied jetzt die Richtung des Lebens. Er verhielt dieses

Fast-Nichts an Willen und ahnte zugleich, in diesem Zustande offenbarte sich ihm das Verhängnis Schievelbeins. Mit überheblicher Genugtuung, wenn auch nicht gedankenklar, stellte er fest, daß sein eigenes Zögern vor der Entscheidung freiwillig und widerruflich war, — das seines Lehrers dagegen diesem selbst entrückt und erzwungen.

Er beobachtete eine Fliege auf einer der Pfeifen. Es galt ihm innerlich gleich, sie zu füttern oder zu fangen und zu zerquetschen. Aber keines von beidem zu tun, sondern spitz das Auge auf sie zu heften, schuf eine viel sonderbarere, befriedigendere Spannung.

Die Fliege kroch auf und nieder, sie wirbelte sich in die Luft, schwang sich zurück, kreuzte die beiden Vorderbeine, streifte sie aneinander ab, duckte den Kopf zwischen sie, legte die Hinterbeine über die Flügel und ließ sie wie durch eine Schlinge schleifen. — Das war Schievelbein! Das konnte er selbst vielleicht werden! Er mochte nicht an seiner Stelle sein und pustete die Fliege heftig weg.

Schievelbein stutzte und hielt in seinen Reden inne.

Johann sah seinen Hundeblick, und ihm war, als hätte er einem Bettler in seine fromme Bitte hineingespien.

Er log genau, wie der heranalternde Mann es ihm vormachte, und versicherte in beklommener Demut, er habe das kleine Tier auf dem geheimnisvollen Instrument nicht dulden können.

So rangen die beiden ungleichaltrigen Menschen miteinander. Johann ließ sich nicht überlisten und bestechen. Doch als er Schievelbein traurig werden sah, lieferte er sich ihm aus und hörte nun gut und unzerstreut zu. Und Schievelbein wuchs an seiner Willigkeit. Er sagte das Wahre, ohne die Absicht, sich oder dem Schüler zu gefallen.

„Denn so, mein Johann, sind die schnelleren Sätze bei dem großen Sebastian Bach. Sie spielen in einer Zeit, die man messen kann mit Uhr und Takt, aber mit ihrem Anfang und Ende ragen sie in das Ewige, und die

Dauer ihres Verweilens und Daseins im Klange will nur sagen, daß sie dem Ewigen nichts nehmen und nichts hinzufügen. Daher heben sie eigentlich nicht an, sondern aus dem ersten Takte vernehmen wir: sie haben schon längst angefangen, vor Äonen. Und weil uns dies gewiß ist, können sie mit dem Ende auch nicht zu Ende sein, nicht wahr? Und weil uns auch dies hörbar ist, so wird die schallende Mitte, welche die musizierende Menschenseele uns offenbart hat, ein Gleichnis der singenden Weltseele. — Du verstehst nicht, Johann? Sieh einmal das grüne Kirchenfenster dort. Auf seiner linken Seite fängt es neben dem dunklen Rahmen mit dem Lichte des Himmels an, auf seiner rechten schließt es mit dem Himmel; ganz bestimmt abgegrenzt ist Anfang und Ende, aber wir wissen doch, daß der Himmel auf beiden Seiten draußen weiterfließt. Nur durch den Himmel, der doch nicht das Fenster ist, ist das Fenster ein Fenster. Vorher haben die Pferde mit Mühsal Ziegelsteine hergeschleppt, die Menschen mit Schweiß dunkle Mauern gebaut, Rahmen und Rauten und künstliches Glas in ihre Lücke gesetzt — aber füllt das grenzenlose Licht die Lücke nicht, so ist sie kein Fenster. So gibt es manchmal bei Meister Sebastian Bach langsame Einleitungen, die sind das Seufzen des Menschen bei seiner Mühsal. So fügt Bach die Rauten, die Glasmalereien und Rahmenabschlüsse seiner Fenster nach dem Brauche seines achtzehnten Jahrhunderts, doch er vergißt nicht, warum er sie fügte, nämlich um der Fenster willen, die der allen und keinen Jahrhunderten zugehörige Himmel füllen sollte. — Und nun, mein Johann, wie ich es dir leicht gemacht habe, will ich es dir wieder schwer machen: das Licht und die eindämmenden Pfeiler und Gewölbe mußt du mit den Ohren sehen."

Er zog jäh seinen Atem ein und grinste auf den Knaben herab. Dann hielt er ihm die Hand hin und fragte beherzt:

„Sag ehrlich, willst du ein Musiker werden?"

„Nein,“ erwiderte Johann. Ein Weilchen klammerte er sich fester an das Sitzbrett, an das er während der ganzen Zeit seine Hände gefesselt hatte, und sprang auf seine Füße.

„Lös mich jetzt ab,“ rief ihm Franz Schlottke zu, und die beiden Knaben pfiffen den Organisten mit ihrem Blasebalgwinde an, ohne daß Schievelbein eine Taste berührte, bis der Balg undicht geworden war.

Dumpf ahnte der Organist, daß er gewogen und zu leicht befunden worden war und wohl ein Dorfmusikant bleiben müsse.

4

Ein anderer Lehrmeister

Statt des aufgedrängten und verschmähten Lehrmeisters suchte sich Johann einen anderen im Frühnebel.

Eines Tages ging durch die Felder ein lumpiger, grauer Mann, dessen langer Rücken so krumm war wie eine Mondsichel, und wenn die Mondsichel keine Beine hat, so hatte der Mann nur ganz kurze, die in einem dicken, trichterförmig gewundenen Gewölk von Hosen steckten und auf großen Füßen leicht schwebten wie eben das Gestirn in den Wolken. Und auch der Kopf fehlte beinahe so sehr wie an der Himmelssichel: ein langer Hals gehörte zwar noch dazu, aber das nackte, freundliche Schädelchen saß nur wie ein verzierender Knopf daran. Und noch etwas wie eine gelbbraune Wolke schwamm mit ihm durch den Sturzacker; das war ein gewaltig großer Sack, den er nachschleifte.

Johann war neugierig, die Erscheinung aus der Nähe zu betrachten, und ging auf sie zu.

Es blieb, obwohl die Sonne stieg, ein wenig neblig, und eine Reihe von Krähen spazierte in einiger Entfernung von dem Manne ebenso ernsthaft und ebenso schnurrig wippend wie er selbst, als wären sie seine verzauberten Pagen.

Nicht weit von dem Manne blieb Johann stehen. Der freundliche Kahlkopf schoß herum und zog den ganzen Mondkörper mit sich, welcher sich nun gegen ihn verneigte wie ein überschlagender Wiegengängel, und er sagte:

„Ich habe Erlaubnis zu sammeln, junger Herr, ich habe Erlaubnis. Vom Herrn Vater. Ich habe Erlaubnis."

Damit schwenkte er herum und gängelte sich bedächtig und lautlos auf seinen riesigen Sohlen weiter durch das Feld. Johann schritt verwundert in einem kleinen Abstand hinterher, und die Krähen setzten ihre für die dünnen Schenkel auch viel zu großen Füße auf beiden Seiten des sonderbaren Mannes gleichfalls vorwärts. So näherte sich der Lumpensammler der Scheune. Fand er nichts, so schnalzte er mit Daumen und Zeigefinger seiner Rechten und ließ diese steif in die Luft spritzten, fand er etwas, so schnalzte er auch mit der Hand vor dem Gegenstande, wie um ihn zu begrüßen. Er las in der Nähe des Gehöftes verschleppte Rinder- und Schweineknochen auf, einen eisernen Eggenzahn, ein halbes Hufeisen, den Kopfring einer Wagenrunge, einen alten, mit Erde bedeckten Kalender. Nach einer Weile bückte sich Johann und reichte ihm einige Knochen zu.

„Ist das gut?“ fragte er nach wieder einer Weile.

„Junger Herr, alles ist gut,“ erwiderte der Lumpensammler und kehrte sich mit überaus freundlichem Lächeln zu ihm. Dabei erwischte er ein paar Scheuklappen aus neuem schwarzem Leder, die mit Riemenzeug und silbernen Besätzen versehen waren und offenbar durch die Nachlässigkeit der Knechte, oder, weil einer dem anderen boshaft die Verantwortung für den Verlust des Zeuges zuschieben wollte, hier lagen. Der Mann hielt sie sich gebrauchsfertig an die Schläfen, biß in die Beißstange, scharrte wie ein Pferd und sagte:

„Gewiß, junger Herr, manches ist keinen kahlen Pfennig mehr wert, wie zum Beispiel solch ein zerrissenes und unvollständiges Zubehör. Aber ein halber Pfennig und noch ein halber macht einen ganzen. Und wenn man sich viel bückt und viel buckelt und sich's nicht verdrießen läßt, daß es so wenig ist, kriegt auch ein armer Lumpensammler schließlich einen Achthalber zusammen.“

„Aber wer nimmt Ihnen das ab? Damit kann man doch nichts mehr anfangen?“

„Oh, oh, oh,“ erwiderte der Mann so wichtig, daß Johann das volle Entzücken der Neugier hatte. „Das Rind ist gegessen und das Schwein ist verzehrt, das ist richtig, aber wenn ein toller Hund einen Knochen ins Feld schleppt und fallen läßt, kann ich ihn finden, und wenn's viele sind, sie mahlen lassen. Dann wird neues Papier daraus, und das wird so schön weiß, daß der König seinen Namen daraufsetzen und einen Mörder begnadigen kann, der morgen geköpft werden sollte. Dies ist ein Hasenschädel. Die Hasen haben hier gelebt und geliebt, und nun komme ich, der ich kaum das Leben und Sattessen, aber die Liebe für die Überreste der Hasen habe.“

Johann hörte ihn verlegen an.

„Vielleicht helfen, junger Herr? Auch ein Säckchen holen und mithelfen?“

Johann nickte, schlich sich im Stall an das Häckselfach und entwendete klopfenden Herzens einen großen neuen Sack. Heimlich und unbemerkt schlich er zu dem Mondmanne zurück, welcher ihn folgendermaßen begrüßte:

„Oh, oh, oh, ein schönes Säckchen. Ein richtiges Sonntagssäckchen. Meins ist ein fleißiger alter Werkeltagssack. Der ist in seinem Leben nun ganz am Ende der Woche angelangt, am Sonnabend abend, und er müßte bald Feierabend haben.“

Er ließ Johann einiges einsammeln und nahm sein Geplapper dann von neuem auf.

„So, so, so, das ist schön geholfen. Das Säckchen des jungen Herrn ist ja schon ordentlich schwer. Das war eine gute Hilfe für mich. Mehr braucht sich der junge Herr schon gar nicht zu bücken. Er muß das Kreuz schonen. Und ich bedanke mich auch recht schön.“

Damit hatte er den Sack Johanns zusammengerollt und in den seinen geschoben. Johann hatte das vorausgesehen und sagte darum nichts dawider.

Er war dem Manne dankbar, daß er ihn auf den Gedanken gebracht hatte, es ihm nachher nachzutun. Er

wollte alle Felder besammeln, und auch die der Nachbarn, und es mit dem Erlös aus dem Kram zu Erklecklichem bringen. Das wollte er sparen, andere Erwerbswege würden sich öffnen, und wenn er mit einer genügenden Anzahlung vor Vater und Großvater träte, um ihnen das Grundstück abzukaufen, das sie ihm nicht gern überlassen mochten, so würden sie seinen Ehrgeiz sehen und es ihm freiwillig geben. So fing sich der ruhelose, weitplanende und grübelnde Geist seiner Familie in ihm an zu regen, nur auf eine märchenhaftere Weise und früher als bei seinen Vorfahren, und er merkte noch nicht, daß es vom Gelumpe bis zum Besitze des Grundstücks nur auf einer Traum- und Narrenbrücke führen möchte und daß er vorerst mit der Veruntreuung des Sackes mehr hinter als vor sich gewirtschaftet hatte.

Er wollte sich auch gleich nach den Adressen erkundigen, an die er die eingesammelten Schätze abliefern müsse, doch unterließ er es, weil er argwöhnte, der Lumpensammler könnte seine geplante Nebenbuhlerschaft erraten und ihn nasführen.

Dieser wiederum vermutete in Johanns Schweigen ein unebenes Gewissen über den Verlust des neuen Sackes. Damit er seine Herausgabe nicht schließlich doch fordern und ihn überhaupt ganz vergessen möge, fing er ein Schwadronieren an und wischte alle bunten Pinsel an dem Knaben aus, bis dieser über seine neue Bekanntschaft wirklich glücklich wurde.

Sie fanden eine vollkommen verrostete Wetterfahne, deren Jahreszahl durch ausgestanzte Löcher hindurch in der Luft zu lesen war. Und zwar standen die Ziffern nicht nebeneinander, sondern in jeder Ecke eine: links oben eine Eins, rechts oben eine Sieben, links unten eine Neun, rechts unten eine Fünf.

„Was ist das?“ fragte Johann.

„Junger Herr kennt doch Wetterfahnen.“

„Wetterfahnen, natürlich. Aber nicht solche. Die gebe ich Ihnen nicht, die will ich dem Großvater zeigen."

„Altes Eisen, junger Herr. Kann in meinen Sack. Da auf allen Dächern stehen Fahnen, vollzählig. Und wer weiß, ob diese von des Herrn Großvaters Hause gefallen ist. Hergeschleppt vielleicht, herrenloses Gut."

„Aber ich möchte lesen, welche Zahl darauf steht. Drollig, wenn Sie die Fahne über den Kopf halten, dann steht etwas in den Himmel geschrieben." Er lachte hell auf, weil der andere nun die Fahne gesenkt hatte und wie einen Stuhlsitz vor ihn hielt. „Nun steht es in der Erde geschrieben. Aber wie soll man es lesen? In jeder Ecke eine Zahl."

„Ja, das ist zweifelhaft, junger Herr. Man kann es erstlich lesen: beide Zeilen von links nach rechts. Dann heißt es 1795. Dann kann man aber auch lesen: beide Zeilen von oben nach unten, dann heißt es 1975. Lieber Gott, steht auf einem Luftschloß weit in der Zukunft. Letztlich kann man auch lesen links herum, dann heißt es: 1957, und allerletzlich rechts herum, dann haben wir 1759. Alles ganz ungewiß, junger Herr. Und ganz sicher herrenloses Gut."

Damit schob er das Eisenstück in seinen tiefen Sack, der es mit einem dumpfen Aufklirren schluckte. An den scherzhaften Reden fand Johann ein größeres Gefallen als an den Ursachen dafür.

Lange fanden sie nichts, bis endlich Johann ein nagelneues Hufeisen herausscharrte. Er hielt es wie die Fahne in die Luft. Da der Lumpenhändler wieder fürchtete, Johann könnte es behalten wollen, beugte er mit neuen Kapriolen vor.

„Ein zunehmender Mond."

Johann versetzte: „Erstlich kann man es lesen, beide Zeilen von links nach rechts —"

Der andere ging darauf ein, auf abstruse Art die Folgen zu betrachten, die ein verkehrt angenageltes Hufeisen für das Pferd haben würde: die Beine müßten entweder nach

rechts oder nach links gerenkt werden, und der Gaul spränge mit den Breitseiten nach rechts oder links querfeldein, oder man schraube die Beine gänzlich herum, und der Gaul renne rückwärts, mit dem Schweife voran in den Wagen hinein, während der Kopf hinten traurig herunterhänge als dicke Schwanzquaste.

„Oder endlich: der Klepper kann richtig laufen und mir geradezu in den Sack springen."

Er hielt die Öffnung des Sacks Johann entgegen, und der warf das Eisen hinein. Darauf setzte sich der Mann zu Boden und jammerte: „Bin ich, was bin ich nun hungrig!" wobei er eine zusammengeklappte Schmalzbrotschnitte hervorzog und zu essen begann. Mit den Worten: „Brave Arbeit ist ihren Lohn wert" brach er ein Stück ab und teilte es seinem Gefährten zu.

Dann gingen sie der Dorfstraße entgegen. Als er Johann zum Abschiede die Hand gereicht hatte, drehte er sich, davonwandernd, heftig um und sagte stolz und eindringlich fordernd:

„Ich habe mit dem jungen Herrn geteilt, — bekommen habe ich nichts. In der Stadt, wenn ich zum Abendbrot nichts habe, will ich dem jungen Herrn auch gesegnete Mahlzeit wünschen."

Da lief ihm Johann nach, zog ihn zurück und hieß ihn hinter dem Stalle warten. Jetzt, mit dem ernsten Gefühl seines Unrechts, holte er den Schlüssel zur Obstkammer auf dem Boden, stopfte die Taschen mit den letzten überwinterten Äpfeln voll und nahm in der Stube noch einige von des Großvaters Zigarren mit. Zusammengeduckt, die Hände in die Taschen gedrückt, soweit sie noch hineinzupressen waren, und immer nur auf einem Beine hinkend, hüpfte er vom Hofe und hoffte mit dieser Seiltänzerei den Augen, die ihm etwa zufällig aus einem Fenster folgten, den Unrat zu verhüllen.

Da rief ihn Frau Schmautz an, er möge zum Mittagessen hereinkommen.

„Gleich, gleich," antwortete er.

Als er dabei war, den Mann zu beschenken, hielt er die Unehrlichkeit nicht länger aus, zumal er unter ihrem Drucke die weitausschauenden geheimen Erwerbspläne, die ihn dazu geführt hatten, zusammenbrechen fühlte.

„Sie müssen mit mir auf den Hof," bestimmte er. „Es ist Mittag bei uns. Sie sollen etwas abbekommen, und wenn es nicht reicht, bekommen Sie meinen Teil."

Der Krumme sträubte sich. „Nein, nein, das kann ich nicht. Ich habe nämlich, verzeihen der junge Herr, doch nicht Erlaubnis gehabt zum Sammeln. Der Herr Vater hätte können nein sagen."

„Ich verrate nicht, daß Sie gesammelt haben, und schütze vor, daß ich Sie von der Straße bringe."

Damit packte er ihn an je einem Finger seiner Hände und zog ihn hinter sich her.

Der Lumpensammler wurde bewirtet, und Johann setzte sich mit seinem Teller schweigend zu ihm auf die Treppe. Als sie fertig waren, schwebte der Mann wieder so still wie eine Mondsichel zu der Tür auf, hinter der die Herrschaft saß, klopfte schüchtern und fragte, ob er nicht Knochen und Lumpen erhandeln könne. Er bekam das Angesammelte in ganzen Beuteln, und als er die geringe, der Form halber geforderte Münze nicht gleich in seinen Kleidern aufjagen konnte und, um den entweichenden Grund der Tasche endlich zu erhaschen, die Knie heraufknickte, schenkte ihm Andreas alles.

Kaum war er vom Hofe, so warf sich Johann kniend zwischen die Beine des Vaters und gestand, was der Bewirtung vorangegangen war.

Andreas sagte, ihm mit der Hand über den Kopf fahrend:

„Was du künftig zu tun hast, brauche ich dir nicht zu sagen. Erst wollen wir einmal deine viel zu langen Haare abscheren."

5

Der Mondsichelmann kam wieder. Johann verbarg sich hinter den Bäumen des Gartens, als er ihn auf der Dorfstraße entdeckt hatte, und er kletterte in die Eichenkronen, um seinen Gang über die Felder stundenlang zu verfolgen. Bilder seiner Wünsche, denen kein Wille mehr Kraft geben wollte, strömten auf ihn zu und beschämten ihn.

Susanne spielte unter den Bäumen, torkelte wie eine Trunkene, griff mit den kleinen Fäusten in die Luft, als fände sie dort eine Stütze, und fiel dann kreischend auf das Gesicht. Johann schüttelte behutsam einen Ast, wurde aber von dem Kinde nicht bemerkt. Daraufhin bildete er sich ein, er wäre unsichtbar, und schüttelte heftiger, doch nicht so stark, daß Susanne vielleicht ihre Augen aufwärts wenden, ihn erspähen und seine Unsichtbarkeit in Gefahr bringen könnte. Sobald er seinen Selbstbetrug erfaßt hatte, vergrößerte sich seine Scham. Sie erhob ihn weiter vom Erdboden, und in unsicherem Schweben war er bereit, seinen ausschweifenden Vorstellungen von neuem nachzufliegen. Durch Lumpensparen erwarb man kein Landgut, aber auf Sparsamkeit, um das väterliche Erbe mit der Mühe seines ganzen Wesens zu erwerben, war Johann dennoch schon wieder aus. Leidenschaftlich vorstellend, seligen Schmerzes fühlend, baute er das Erbe in sich auf, als schleppe er schaufelnd und hackend den Grund und Boden in sein Gehirn, als pflanzte er alle Gewächse darin ein und ließe des Herrgotts Winde hindurchwehen und vollbrächte das Unmögliche. — Jahrelang wurde er so im Spukhaften getrieben, doch gängelte er sich am greifbar Nahen und Sichtbaren und merkte den Spuk nicht.

Seine Besessenheit fuhr in ein Tier: in das Kaninchen.

Während er in seinem Baume sich schon zum Herabsteigen anschickte, fiel es ihm auf, daß der Lumpensammler Tür bei Tür in die kleinen Häuser am Dorfende trat und nach einer Weile herauskam, meist begleitet von Knaben in Johanns Alter. Er war neugierig zu erfahren, was sie zu verhandeln gehabt hätten, und fragte am nächsten Tage nach.

Die Knaben hatten Tierfelle feilgeboten. Es war unter ihnen eine Mode, sich ein Ställchen aufzuzimmern und in der Zucht von Kaninchen zu wetteifern. Das Fleisch der Häsinnen, die über drei Jahre alt geworden waren und keine zur Aufzucht taugliche Nachkommenschaft mehr warfen, kam als Festbraten auf den elterlichen Tisch, junge Rammler wurden an Kameraden und die Bälge an den Lumpensammler verhandelt. Franz Schlottke und ein anderer Junge konnten noch je ein ruppiges und zerzaustes Fell vorweisen, das ihnen nicht abgenommen worden war. Schlottke hatte seins ausgespannt auf ein Brett genagelt und bürstete trübsinnig und schimpfend daran herum, der andere warf das seine Johann ins Gesicht, denn er hatte es unzerschnitten abgezogen und mit Stroh ausgestopft. An einem der nächsten Abende hatte Johann nahezu die sämtlichen jungen Kaninchenzüchter bei Schlottke um sich versammelt und war beim Anhören ihrer Erfahrungen entschlossen, selbst einer zu werden. Er erfuhr, daß jede Häsin jährlich mindestens viermal, ja in den wärmeren Monaten alle vier Wochen ein halb Dutzend und mehr Junge zur Welt brächte, daß die Pflege der Tiere einfach sei, weil man nur für einen reinlichen Stall und trockene Streu zu sorgen habe, weil fast jedes Futter, Gras, Laub, Kartoffelschalen und aller Abfall gierig gefressen würde; er vernahm, wie gut ein Schwarzsauer aus Lunge, Leber und Herz schmeckte, und was man für den Erlös aus Fleisch und Balg eintauschen könne. Schließlich prügelten sich die kleinen Bauern, weil

sie verschiedener Meinung über die Behandlung und Heilung von Husten, Ohrenräude und Trommelsucht waren und nicht einig darüber werden konnten, ob straffgerichtete parallele Löffel, eine runde Rückenlinie, eine pralle Wamme an den Häsinnen oder eine spielende Blume das hervorragendste Merkmal der Rasseschönheit bildeten. Johann hielt sich abseits und berechnete, wieviel Nachkommenschaft zwei oder vier Zuchttiere in einem Jahrfünft und in einem Jahrzehnt hervorbringen könnten, und wie hoch der Preis wäre, der aus dem Verkauf so vieler Tiere fließen müßte.

Er erbat sich bei seinem Vater das Geld zum Erwerb von drei Kaninchenpaaren und war wochenlang damit beschäftigt, sich in der Ecke zwischen Scheune und Pferdestall einen — viel zu geräumigen — Stall zu bauen. Stundenlang überlegte er vor dem Einschlafen, mit welchem neuen Futter er es versuchen wollte, und wenn eine Häsin trächtig geworden war, baute er ihr schon lange vor Ablauf der dreißig Tage das verdunkelte Nest, in dem sie gebären sollte.

Darüber vergaß er dann, daß seine Absicht war, nur auf die Ergiebigkeit der Zucht zu achten. Mit Erregung suchte er die Sorgfalt des Muttertieres zu begreifen, wenn es scheu aufhorchend das Stroh, das es ins Nest getragen hatte, zerschrotete und es im Kreise um sich herumschichtete. Es war ihm schmerzlich, als er versäumt hatte, den Beginn der Polsterung mit Fellbauschen zu verfolgen, doch dann atmete er auf, als er die Häsin sich Haarbüschel von Brust und Bauch zausen sah, und als sie, gestört, sich in eine Ecke verkroch, griff er sie und duckte ihr den Kopf nieder, damit sie weiterrupfen solle. Natürlich hatte er keinen Erfolg. Nach einer Weile ohrfeigte er das Tier und klemmte sich in dem Gefühle, grausam gewesen zu sein, davon. Aber seine kalte Neugier wiederholte sich.

Er hatte gehört, es täte den Kaninchen weh, wenn man sie an den Ohren aufhebe. Er wollte den Grad des

Schmerzes genau nachprüfen und mitfühlen. Darum hielt er einmal eines der Tiere, und zwar das, welches er am meisten liebte, an gestrecktem Arme in die Luft, unbekümmert um Zappeln und Quietschen. Es kam ihm der Gedanke, er müsse es durch die Ohren an die Holzwand nageln, es leiden und verenden sehen. Er gab sich der peinigenden Verlockung dieser Vorstellung solange hin, bis sein Arm zitterte und sank. Als das Kaninchen dann davonhüpfte, mußte er eine Wut niederkämpfen, die ihn zwingen wollte, es von neuem zu haschen und gegen die Wand zu schlagen. Wochenlang verwirrte ihn eine quälende Zärtlichkeit zu den Tieren, die immer in Grausamkeit umzuschlagen drohte.

Er war traurig, daß er die ersten Würfe nicht hatte mitansehen können, weil sie in der Nacht erfolgt waren.

Einmal überraschte er eine Häsin unmittelbar nach der Geburt, wie sie eins ihrer Jungen auffraß. Er sah sich nach einem Gegenstand um, mit dem er das Tier töten könnte, doch dann tat es ihm nur sehr leid, und er streichelte wehmütig lange sein Fell.

Ein anderesmal rang er es sich ab, das Nest mit den Jungen eine ganze Woche lang nicht zu stören und fand dann mehrere von ihnen erdrückt und ein paar andere Säuglinge erkrankt; sie waren alle noch blind, nur ein einziger Kopf zeigte schon einen schmalen Lichtspalt. Nach seiner langen Versäumnis häufte er auf die Kaninchenfamilie soviel hastige und unbedachte Wohltaten, daß sie samt der Mutter starben.

Später probierte er die Wirkung nassen Grünfutters, flößte den Nagern Milch ein, suchte ihnen Schnaps zu reichen und sperrte Hunde und Katzen zu ihnen.

Allmählich beruhigte sich in ihm der Wechselsturm von Gewissen und Leichtsinn, und er betrieb die Zucht wie andere Liebhaber auch.

Dann jedoch mußte er das Elternhaus verlassen und sollte in der Stadt das Gymnasium besuchen. Warum

mißgönnen sie mir meine Freude? fragte er sich nun sofort. Er übergab die Obhut über seine Kaninchen weder dem Großvater noch dem Vater, sondern Frau Schmautz. „Wie viele werden es sein, wenn ich in die Ferien komme?" mit diesen Worten schloß er die Tür des Stalles zu und bestieg den Wagen, der ihn aus der Heimat entführen sollte. An Frau Schmautz verschenkte er sein Vertrauen, obgleich er es ihrer Tochter Susanne mißgönnte, daß sie durch die Stuben kriechen durfte, die ihm gehörten. Frau Schmautz war im Hause fremd wie er, und aus dieser Kameradschaft entsprang in ihr eine Liebe zu ihm, die Gerechtigkeit war.

Ihm war in der Stadt ein Quartier bei dem ältesten Freunde der Wendenichs eingerichtet worden, bei dem Getreidehändler Stein. Dieser, ein noch frommen jüdischen Sitten ergebener Mann, suchte sein Genügen darin, dem Abkömmling Leonhards und Christines fast einen eigenen Haushalt nach seiner bisherigen Gewohnheit zu schaffen, weit über die ausgemachte Bezahlung hinaus. Und er verbarg lächelnd vor Andreas, was alles er für seinen Sohn tat, so heimlich und still, daß dieser es gar nicht als etwas Besonderes wahrnahm, zumal Stein oft über Land fuhr und es vermied, den offenbar befangenen Knaben mehr, als ohne Vernachlässigung nötig, zu stören und zu fragen.

Johann schloß sich an Mitschüler nur lose an. Für den Unterricht zeigte er eine gute Begabung, wenn er ihm auch keine nachwirkende Freude machte. So aufmerksam er folgte, so leicht und sorgfältig er seine Aufgaben erledigte, die tägliche Beschäftigung lag doch auf ihm wie ein Traum, den er nicht träumen wollte. Er sehnte sich nach Hause, und nur in der Erfüllung dieser Sehnsucht, glaubte er, wäre eine Macht für seinen Geist und seine Sinne verborgen.

Eigensinnig klammerte er sich an den einzigen Plan seiner Erlösung. Er fürchtete, kindisch gescholten zu werden,

wenn er jemand seine Absicht, durch Aufzucht und Verkauf unzähliger Kaninchen ein großes Vermögen zu erwerben, verriete. Dennoch war er nicht kindisch. Er griff begierig in der Lateinstunde die gelegentliche Erzählung des Lehrers auf, daß unter dem Kaiser Augustus Soldaten nach Majorka geschickt werden mußten, um die Insel in einem Feldzug von den Millionen Kaninchen zu befreien, die sie beherrschten, daß Tarragona von Kaninchen in der Römerzeit solange unterwühlt wurde, bis die Bewohner aus der Stadt auswanderten. Da der Lehrer auch Naturkunde gab, wußte er die Ergänzung anzufügen, daß die kleinen Nagetiere im siebzehnten Jahrhundert nach ungestörter Vermehrung große französische Wälder verheert hatten. Johann befragte den Lehrer in der Pause noch einmal darum, und das brennende Staunen in dem Gesichte des Schülers bewirkte, daß er in die Lehrerbibliothek mitgenommen wurde und in naturgeschichtlichen Werken nachschlagen durfte. Dort fand er zwar keine märchenhafte Kunde, doch allerhand Aufschlüsse über anatomischen Bau und Lebensweise der Kaninchen. Am meisten fesselte ihn die Nachricht, daß aus Belgien über Ostende, Antwerpen und Gent alljährlich für viele Millionen Frank Kaninchen nach England ausgeführt würden. Johann brauchte also nur geschickt und beharrlich zu sein, so war sein Plan nicht albern.

Und er sonderte aus dem Material, das sein Leben in der Stadt ihm zuschob, alles, was in die Richtung seiner Besessenheit deutete. Mitunter regte sich in ihm auch die Lust zu wissenschaftlichen Versuchen. Er wollte in den Ferien eines seiner Kaninchen im freien Felde ansiedeln und beobachten, ob sein Fell grau würde und ob es verwilwilderte. Er wußte nur noch nicht, wie er das ausgesetzte Tier schützen und bewahren sollte.

Überall in den Abschlägen und Holzremisen der Vorstädte witterte er Kaninchen und war verwundert, wenn eine Ziege den Kopf herausstreckte oder eine Kuh in ihrer

Tiefe brummte. Eine anhaltende Leidenschaft blies in ihm die Rattenfängerflöte und umgab ihn mit einem unabsehbaren Gewimmel der großohrigen Nager. Sie war schwer und vereinsamte ihn, denn ihre Wucht und ihr Inhalt klafften so breit auseinander, daß die Kluft sich dem jungen Don Quijote nur in der Heimlichkeit schloß.

Unter solchen Umständen wurde er der Musik durch den Zufall schlechten Klavierunterrichts noch mehr entfremdet, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Denn sie lockte ihn mehr als jemals zu Hause. Mußte er darauf verzichten, ein Mann nach der Art seines Großvaters zu werden, so wäre er am liebsten ein Schöpfer im Gebiete der klingenden Macht geworden. War jedoch in ihm selber die Sehnsucht darnach entsprungen? War sie nicht ein fremder Keim, von seinem Vater und Schievelbein in ihn gelegt? Was wußten die im Grunde von der Kunst? Drängte ihn nicht ein verantwortungsloser Eigensinn ihr zu, der aus unfaßbarem und darum verletztendem Mitgefühl mit ihm geboren war? Wo hatte er dazu Anlaß gegeben? Mußte er sich nicht dagegen wehren? Schievelbein hatte die Marotte, aus ihm machen zu wollen, was er selber nicht geworden war, er hatte seinen Vater überredet, und die Zustimmung des Großvaters war eine Verspottung! Leonhard geißelte ihn von seinen Grenzen fort und fragte nicht weiter, wohin. Johann übertrieb seine Empfindung der Geringschätzung durch die Seinen ins Maßlose. Randau wurde ihm eine Burg der Widersacher, er verschmachtete vor ihrem Wall und stöhnte nur immer: warum? An die Stelle der vor Schievelbein empfundenen Feindschaft rückte nun eine quälende Gleichgültigkeit gegen die Musik. Es blieb ihm unmöglich, sie, wie es daheim geplant war, nur als einen Schmuck des Lebens zu betrachten. Er forderte überall das Äußerste ohne Rest.

Eine dürre, wespenhaft eingeschnürte alte Jungfer mit einem Insektengewicht gab ihm wöchentlich zwei Klavier-

stunden. Ihr alter Flügel klapperte mehr, als daß er tönte. Das Wichtigste in der Unterweisung der Musiklehrerin war ein platter Elfenbeinstab, mit dem sie in den Noten wie in hohlen Zähnen stocherte. Als könnte man die Stelle nicht festhalten, die man gerade abspielte! Als müßte eine dürre Amme den unfreien Zögling so bis in die Ewigkeit verfolgen! Damit man ja nicht vergesse, der unerbetene Spazierstab der Komponisten sei Elfenbein, war darauf ein Elefant geritzt, der sich auf seinen Vorderbeinen aufrichtete und den Rüssel bis in das zugespitzte obere Ende streckte. Das Knacken der Klaviertasten scholl auch aus dem teppichbelegten Fußboden und aus der breiten bequemen Haustreppe, — eine erstickte, in das Holz gequetschte Musik.

Bis zum Schluchzen hingezogen und bis zum Fausthallen feindselig erlebte Johann alles Tönende in der Stadt. Es war eine Garnison. Der Anblick bewaffneter Männer stürzte ihm den Sinn des Lebens um; er glaubte nach einer Begegnung mit Soldaten das Gehen verlernt zu haben, und es war ihm sonderbar, daß er sich dann trotzdem aufrecht hielt. Die Signale aus den Kasernen hallten des Abends wie von den Sternen herunter und spalteten mit rauschenden Echos die Weiten. Die Trommeln wirbelten einen Widerhall hervor, als rasselten, knurrten und gurgelten die Häuser gleich bösen Tieren. Es war etwas wundersam Heiliges, daß die Kerzenflammen auf Steins Leuchtern, die er sich zum Wochenende anzündete, sich vor diesem Schall nicht duckten, sondern in goldener Reihe schwebten, wie eine stärkere Heerschar aus der Höhe.

Schwermut ergriff Johann, wenn er angstvoll einsah, mit wie tückischer Willkür er die Verlockung des Tonhimmels floh, wenn er gar gleichzeitig die Narretei aus seinem Ringen um den irdischen Schatz seines Großvaters grinsen sah.

Dennoch, er blieb auf seinem Wege. Er schloß sich

sonderbaren Menschen an, nur weil sie einen Kaninchenstall besaßen. So lernte er den Invaliden Löwendanz kennen und ließ sich als ein andächtiger Zuhörer dessen Erfahrungen bei der Zucht vortragen. Löwendanz war Aufseher der Anlagen, die den Hügel mit der Ruine eines alten Ordensschlosses schmückten. Er humpelte mit seinem Stelzbein um die Steintische unter den kühlen Bäumen, bis es Nacht wurde. Die Tischplatten zeigten gemeißelte Ornamente und lateinische Inschriften. Nach einem Regen stand das Wasser in den Vertiefungen der grauen Buchstaben, und Löwendanz blickte dann noch immer tiefsinnig hinunter, las, liebkoste eine Rosette und nahm auch wohl den Hut ab, so daß seine große Glatze im Kranze weißer Haare sichtbar wurde. Damit verrichtete er eine Art Andacht, denn die Steine waren Grabplatten aus der verfallenen und längst abgebrochenen Schloßkapelle. Pflückte ein halbwüchsiger Übeltäter wider die Verordnung Blumen oder warf einen Stein in den halb versandeten Schloßbrunnen, so straffte er sich und rief ihm wütend irgendeine lateinische Inschrift nach. Seine Stimme machte sie zum Fluche, mochte sie auch eine fromme Lobpreisung oder einen verschollenen Sieg verkünden. Die Lateinschüler fanden ein Vernügen an seiner verkehrten Betonung der ihm rätselhaften Worte und reizten ihn absichtlich.

Johann schützte ihn und leitete ihn am Arme, wenn er vor Zorn bebte und hart mit dem Holzfuße voranstampfte. Er fragte alsdann sanft nach den Tieren, und dieses Gebiet der Unterhaltung, — nicht das, was sie zutage förderte — brachte ihnen den Frieden wie nach verabredeter Zeichensprache.

An geschichtlichen Gedenktagen hatte Löwendanz den Turm der Ruine zu beflaggen. Darauf freute er sich und hörte es gern, wenn die Fahne einsam über der Stadt im Winde klatschte, sich stolz rollte und unerwartet wild wieder emporwarf. Dieser feierliche Anblick war

ihm die Flucht in die große Welt, denn der Kreis seines persönlichen Lebens war eng wie eine Halsschlinge. Sein Haus, eine elende Kate am Fuße des Hügels, war mit Sorgen vollgestopft. Seine Frau litt seit Jahren an der Blutfleckenkrankheit: kleine Adern platzten und schwärzlich-blaue Male breiteten sich unter der Haut aus. Das Leiden war äußerst schmerzhaft, störte alle Arbeit, verbitterte alle Laune. Einst hatte die Dulderin für Löwendanz die große Welt geöffnet, sie hatte die Harmonika zu ausgelassenen Tänzen selber gezogen und im Sommer Lampions im übelduftigen Hofe aufgehängt, wo die ganze bunte Nachbarschaft, gedrängt und an gemeinsamen Vorräten schmausend, mit ihm sehr jung gewesen war. Dann hatte die Krankheit sie aus der Stadt in die Gasse gescheucht, aus der Gasse in das Haus, aus der Stube in das Bett, und bald wohl würde sie aus dem Bett in den Sarg sinken. Löwendanz wuchs unter dem Leiden der geliebten Gefährtin in sein Stelzbein hinein, wurde steif wie das Holz, und er sträubte sich, indem er sich in seinem Ställchen zu schaffen machte und auf dem Schloßhügel eine Erhabenheit über der silberflirrenden Stadt suchte.

Johann stöberte ihn hier wie dort auf. Der Sonderling war ihm irgendwie ein Verwandter. Auch ihm war das Haus genommen, auch er trachtete nach einem Heimatbehagen, indem er eine Stallhütte neben das trübe Vaterhaus baute, und auch er suchte zwecklos eine weite Aussicht.

„Es ist unrecht“, sagte Löwendanz einmal, „daß ich vor meiner Kranken ausreiße, aber wenn man immer vergnügt und gutmütig war — —. Einmal kommt ihr Leichenfest, dann werden die letzten Zelte abgebrochen auch für mich. Dann werden die Karnickel gebraten zum Schmaus für das Gefolge. Dann flagge ich hier oben für meine Geliebte, und die Stadt soll sich wundern, warum an einem gewöhnlichen Wochentag die Fahne auf Halbmast weht.“

Johann wurde es schauerlich zumute, er wußte nichts zu antworten. Ehrfürchtig betrachtete er den Verirrten, den ein grausamer Stachel in die Wüsten des Unsinns getrieben hatte.

Er erkundigte sich nach der Vergangenheit des Invaliden.

„Ich stamme vom Gute Rotewiese. Es ist nicht weit von hier. Wir können hinwandern."

„Der Sohn des Herrn von Rotewiese ist mein Mitschüler."

„Den nehmen wir also mit."

„Aber erzählen Sie mehr."

„Es ist nichts zu erzählen. Ich wollte nichts vom Leben als das Natürliche. Da kam das Unnatürliche und machte mich hilflos. Kriege. Ich wollte nicht mit, ich mußte. Ich verlor das Bein. Das brauchte nicht zu geschehen. Ja, wär ich überfahren worden oder hätte ich ein Geschwür daran gehabt! Wer mein Fleisch ißt, um zu leben, der ist nicht mein Freund. Anders verstehe ich es nicht. Und wenn ich auch die Fahne dessen ziehe, der nicht mein Freund ist. Weil ich nicht verstand, was mir zustieß, darum wurde ich hilflos, nicht weil ich auf Holz marschieren muß. Ich marschiere gut. Meine Frau, die immer frohe, gab mir das verlorene Bein dann sozusagen wieder, weil sie den Stecken nicht sah, auf dem ich ging. Drauf wurde sie siech, und nun bin ich zum zweiten Male hilflos. Das brauchte auch nicht zu sein. Ihr Schöpfer ist mein Freund auch nicht. — Auf, Johann, nach Rotewiese. Damals war alles noch besser. — Übrigens, auch da gab es Ritter. Mein ganzes Leben bin ich davon umringt und weiß nicht, wie ich dazu komme. Du siehst dich ja ordentlich um, Johann. Nun, hier hat man nützliche Tische aus ihren Grabestüren gemacht, und in Rotewiese hat man ihre Steinstandbilder auch umgemeißelt. Es gehen Sagen darüber um, man hat sie in einem Buche aufgezeichnet, das in Rotewiese verwahrt wird."

Zögernd erklärte Johann sich bereit, die Pilgerung nach

dem Geburtsort des Invaliden mitzumachen. Er wandte sich an seinen Mitschüler und wurde von dessen Vater freundlich eingeladen. Am nächsten Sonnabend holte ein Wagen die drei ab.

Sie wurden auf Rotewiese reich bewirtet, Löwendanz trank sich einen Rausch. Johann durfte die handschriftliche Chronik des Hauses betrachten, und er erbat sie sich von seinem Schulgefährten zur Durchsicht vor dem Schlafengehen. In sein Fremdenzimmer rauschte der hohe Park alt und einsam herein.

Bald stieß er auf die Sage, die Löwendanz ihm angedeutet hatte. Er las:

Rotewiese soll seinen Namen nach den weiten wilden Sauerampferfeldern tragen, die hier im Winde wogten, als das Schloß zur Zeit der Ordensritter erbaut wurde. Nun starrte schon lange ein schwarzer Park an Stelle des Sauerampfers, und die Jahrhunderte hatten den Stämmen grüne Moosdecken um die Füße geschlagen. Mitten hindurch führt ein hoher Pappelgang. Ging man ihn an dunklen Sturmabenden entlang, so glichen die Pappeln bärtigen Harfensaiten, die mit einem Knoten in unsere Erde und mit dem anderen Knoten irgendwo hoch in eine andere Erde geknüpft waren. Die Allee entsprang am Erbbegräbnis und mündete auf das einstöckige Schloß, dessen Gartenlängsseite da, wo das schräge Dach ansetzte, mit vier steinernen Rittern geschmückt war, den Ebenbildern der ersten vier Schloßherren. Vor den Füßen des ältesten, dessen Name Ulrich auch im Volksmunde fortlebte, stand ein breiter Apfelbaum; wenn die Krone von leichten Blüten gleichsam gebauscht war, schien Ulrich wie ein heiliger Drachentöter auf weißer Wolke daherzuschweben.

Auch auf der Hofseite des Schlosses befanden sich vier Ahnenstandbilder. Da sie nicht von Bäumen umringt und geschützt standen wie die ihrer Kameraden im Garten, so waren sie bei heftigem Sturme in Zwischenräumen

von zehn oder zwanzig Jahren alle einmal hinabgefallen. Noch niemals aber hatte einer der starren Herren den Hals gebrochen, höchstens ein Stückchen des Flammbergs oder der Helmzier. Meistens platschten sie ganz heil in das weiche Sandpolster des Hofes und lagen ein Weilchen auf dem Bauch. Ließ dann der Wind nach, so kamen vier oder fünf stämmige Tagelöhner gegangen. Die spuckten sich in die Hände und richteten den Ritter auf. Sie betrachteten ihn ein Weilchen unter verschämtem Gruseln, denn sein Leben konnte der Sage nach nicht erlöschen und spukte in manchen Nächten fort. Angeblich webten die auferwachten Herren nicht ihr eigenes Schicksal weiter, aber das ihres Geschlechtes. Indessen, die Nachdenksamkeit verging den Arbeitern schnell, sie nahmen den unruhigen Geist unter den Arm, kletterten mit ihm die Bodentreppe hinauf und stellten ihn zu seinen Kameraden.

Einer von den Rittern, Kunz, war schon so oft herabgestürzt, daß es den Anschein hatte, als ließe er sich mit tückischer Absicht fallen, um etwas Vorübergehendes zu zermalmen, und hätte nur noch nichts getroffen, weil seine Augen quer übereinander schielten, — aber endlich gelang es: er hackte seine krumme, große, adlige Nase einem vorbeispazierenden Pfauen in den Schweif, und das zerstochene blaugrüne Auge der Pfauenschleppe schielte nach dem Scherzwort des Gutsherrn nun auch schauerlich in die Nasenlöcher des schielenden Ritters. Trotzdem tat dieser Gutsherr nichts weiter, als daß er seine Leute warnte, bei Sturmwetter in der Nähe des Schlosses vorüberzugehen, denn die kriegerischen Fahrten durch die Luft hatten, solange man denken konnte, stattgefunden. Kunz hatte übrigens diesmal seine Strafe empfangen; sein Kopf war abgebrochen. Als der ritterliche Rumpf nun oben stand, tat es einem alten Instmann leid, er stellte eine Leiter an, stieg mit dem Kopf hinauf und lehnte ihn verkehrt zwischen Kunzens Beine. —

Als man nicht mehr Ritter werden konnte, entsprossen

aus dem Stamm derer auf Rotewiese viele geistes- und herzensstarke Theologen. Man zählte leicht ihrer zehn, aber auch die, denen das Priesterkleid nicht passen wollte, grübelten viel über Gott, und sonderlich einige begabte Männer der jüngeren Generationen suchten neue Wege zu ihm. Einer, der als Jüngling in großen Städten seine Maleranlagen bildete, wühlte im Alter eine lange Zahl der breiten Chronikseiten mit Federzeichnungen von der Schöpfung voll. Und gerade die ersten Tagewerke schienen mächtig in seinem Kopfe zu sausen. Das Schlußbild stellte ihn selbst dar, in einem Zimmer des Schlosses Rotewiese, wie sich seine Haare sträubten, während draußen Sonne, Mond und Sterne niederprasselten, hier zwei seiner Knechte auf dem Rübenwagen erschlugen, da seine Scheune entzündeten und dort von Leichen, die aus dem Rotewieser Erbgegräbnis hervorgingen, mit gebeugten Knien begrüßt wurden.

Einer seiner Nachfahren näherte sich den himmlischen Dingen mit Spott und Tönen, die ein unverzagter Galgenvogel pfeift. Er hatte die Bilder seines Ahnen in Vers und Prosa launig glossiert und auf diese Weise einen Flug durchs All getan. Seine letzte Aufzeichnung schildert die Größe des Herrn so: „Ja, es gibt einen lieben Gott, bei allen Rotewieser Rittersteinen! Mein Tabak blüht zu schön, und was werd ich an Kartoffeln ernten? Heute gibt es einen lieben Gott. Sein Bart ist Meilen und Meilen lang; durch den Bart schweben unzählig viele Planeten und Sonnen. Er ist aber so struppig, daß er davon nicht anbrennt. Er wird nur etwas gekitzelt, und dann greift der Herrgott mit der Hand durch und zerquetscht ein paar von den verirrten Mücken." Bald nach diesem Erguß seiner krausen Schwermut ist er verschieden.

Sein Sohn, der nun das Gut übernahm, hing an irdischen Dingen und half das Stroh auf dem Fach festtreten. Und wie sich dessen fünfjähriger Sohn Siegmund ent-

wickeln würde, stand für einen, der kein steinerner Ahnherr war, noch abzuwarten, aber die Ahnen wußten es.

Eines Abends zur Zeit der Baumblüte flog die große Eule aus der Scheune, umkreiste schleudernd die Hofpumpe und schrie. Da kam ein steifes Leben in die steinernen Ritter. Die vier, die nach der Hofseite standen, zuckten zusammen und machten klappernd kehrt. Nur Kunz, dem der Kopf verkehrt zwischen den gespreizten Beinen stand, wandte sich nicht, sondern wollte stracks losmarschieren und wäre natürlich wiederum in den Hof gestürzt, wenn nicht der im letzten Augenblick herbeispringende Nachbar ihn ungeschlacht gepackt hätte.

Dieser Nachbar behielt dann Kunzens Kopf zur Sicherheit auf dem Schoß, als sich Kunz — wie er selbst und die beiden übrigen von der Hofseite — rittlings auf den First gesetzt hatten und mit den Steinbrüdern zunächst über ihr taubes Leben nach dem Tode schimpften. Da war denn nicht von viel anderem zu hören als von Zehenbruch, Sandfraß und Eingeweideschaden, einzig Ritter Ulrich überm Apfelbaum hatte nichts gefressen und gebrochen. Er, der älteste Ahnherr, war die ganzen Zeitläufte geruhig auf seinem Platze geblieben.

Kunzens Kopf fuhr ihn hämisch an, weil er sich so teilnahmslos zurückgehalten hätte. Noch hatte er nicht ausgesprochen, so kam ein Zappeln über Ulrich, und eine ungewisse Helle wimmelte auf seiner Steinhaut.

„Lassen wir das Vergangene! Um aus meinem Munde die Zukunft anzuhören," sagte er, „hat euch der Blutwille unseres Hauses heute geweckt und zur Versammlung gerufen. Ihr werdet samt mir nämlich nicht lange mehr ans steinerne Ebenbild gebunden sein, sondern in eine andere Form übergehen."

„Donner, setzt mir doch den Kopf auf!" schrie hier Kunz. Sein Retter von vorhin nahm das Haupt an beiden Ohren von seinem Schoß und paßte es sorgfältig auf den Rumpf. Dort wuchs es nun nicht etwa an,

sondern wackelte, wenn Kunz sich erregte, daß die beiden rauhen Steinflächen hörbar aneinanderknirschten.

Ulrich fuhr zu sprechen fort:

„Wir haben leider nicht nur gelebt, damit uns die Grabplatte auf die Brust gepackt werde, nachdem uns der Atem darin zu knapp geworden war, und daß wir verwesten wie die toten Kater im Felde, und wir haben leider nicht bloß gelebt, um nachher bildweis hier längs der Dachrinne zu stehen und also Schmuck der Gegend zu sein. Sondern um unseres Blutes Samen zu vernichten und den Sinn seines Sprossens aufzuheben, standen und warteten wir bis heute hier. Man hätte euch schon längst weggenommen, wenn nicht ich noch morgen etwas Hartes zu vollführen hätte. Ihr habt nur euch selbst zerschlagen, ich werde morgen den Genius unseres Geschlechtes erschlagen. Darum warte ich Jahrzehnt um Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert, und ihr mit mir im Kreise, starr das Schwert, das Auge grau, ohne Herzen, die Zehen Stein. Seht, hier auf der linken Schulter wächst mir Moos und auf der Nase, Wölfchen, dir. Wir könnten ihn als Schwamm gebrauchen, wenn wir uns waschen wollten, denn berußt genug sind wir, als hätten wir in des Satanas Atem gestanden."

Er unterbrach sich ein Weilchen, und während er darauf weitersprach, klaubte er das Moos von seiner Achsel los und zerfaserte es in den Fingern. Der Wind trug die grünen Schlangenflämmchen hinter ihn in die Nacht. Er sah ihnen nach und fuhr dann fort:

„Die hier nach uns auf Rotewiese hausten, mühten sich viel um Sinn und Gott der Welt. Doch dieses Mühen wirkte nur im eigenen Gesipp, und der Großvater stieg nur in des Enkels Stirne, sonst in keine. Der Enkel sagte manchmal ja zu ihm und öfter nein. Doch das Geschlecht stieg stufenweise nach innen. Nun ist sein Sinn gereift und gekommen in dem Knaben Siegmund. Was nach

ihm an Männern dieses Geschlechtes wachsen wird, ist Verfall. Aber Siegmund hätte, zum Manne geworden, alle Schauer der Göttlichkeit in Tönen Unzähligen offenbart. Das Namenlose hätte sich in ihm der Menschheit tiefer erklärt als schon lange. Er ist noch klein und zart, geht herum und sammelt in sich das Evangelium für die Unzähligen. Seine Mutter merkt nicht die Schöpfungswunder, die er vollzieht, während sie seine Hand hält. Wie sollte sie! Er tut ja nichts über die Natur."

Er schwieg ein Weilchen. Als er darauf visionär von Siegmunds Kindesleben zu reden anfing, kicherte es hier und dort unter den Rittern auf dem First oder an der Dachrinne. Sie suchten Fröhlichkeit und fanden sie nicht, vielmehr dünkten sie sich gemeine Töpfe, daß sie sinnlos zu Henkersgehilfen an ihrem eigenen Hause erlesen sein sollten.

Ulrich hörte nicht auf sie, er legte die Hand an die Stirn und sagte: „Noch weiß keiner von Siegmunds Gaben. Weil er freundlich und besorgt ist um alle, die um ihn sind, bloß darum ist er seinen Eltern lieb und unentbehrlich. Er schenkte jedem, der ihn bat, und freute sich, wenn ihm etwas geschenkt wurde. — Morgen wird Besuch aus der Stadt kommen und ihm etwas schenken, das den Genius in ihm wecken wird. Die Menschheit muß schon anders laufen, als sie sich in ihm zu laufen anschickt, und darum bin ich da. Als träger Stein werde ich morgen fallen, dumpf wie gestern, dumpf, taub, blind, starr wie hunderttausend Tage schon, und dann wird übermorgen euch und mir etwas geschehen, was wir noch nicht wissen. Lebt wohl, arme steinerne Ritter, die ihr bald nicht steinerne Ritter sein werdet. Ich werde den Sinn eines gabenreichen Geschlechtes vernichten, weil ich muß. Im Leben hätte ich's nicht gekonnt. Ach, kichert nicht! Ich möchte lieber das dumme Wehen über uns mit diesen Fäusten erwürgen, anstatt ihm zu gehorchen und nichts zu tun, als mit der Wucht eines breiten Ge-

säßes den besten Samen im Land zu zerquetschen. — Horcht, schon rauscht der Sturm."

Der Sturm setzte ein, der aus dem nicht zu Erwürgenden entsprang und morgen Ulrich hinabstürzen wollte. Die gereihten Pappeln quer durch Siegmunds Heimatgarten glichen wieder bärtigen Saiten, die mit einem Knoten in unsere Erde und mit dem anderen Knoten irgendwo hoch in eine andere Erde geknüpft waren. Solche Saiten streicht kein Bogen, ihren Bart entlang horsten Schwarzvögel und Misteln und verkohlen Blitzwunden, aber Siegmunds kleine Ohren hatten den Sinn der Symphonien zwischen ihnen schon zu verstehen begonnen. — Sie brausten in Ulrichs Worte und die Entgegnungen der übrigen Ritter, so daß keine Silbe mehr dem anderen ins Ohr drang.

Am Morgen war der First leer, und vier Ritter stierten in den Hof wie sonst und vier in den Garten.

Gegen drei Uhr nachmittags fuhr Besuch auf dem Hofe vor. Der Wagen wurde unter ein Plandach geschoben, die Pferde abgeschirrt.

Gegen vier Uhr öffnete sich die Doppeltür zum Garten. Ein kleiner Knabe trat heraus. Er stolperte ein wenig auf der Steinstufe, weil seine Augen auf einem kleinen blinkenden Triangel ruhten, den seine Linke am Haken emporhob. Der Wind fauchte ihn an, als wollte er ihn aufheben. Mit kleinen sicheren Schritten ging der Knabe unter den Apfelbaum, seinen Lieblingsspielplatz. Dort lag mancherlei Spielzeug, ein schwarzgeflammter Rädertiger, eine Bockwindmühle, ein Stück Stanniolpapier und ein rotnasiger Blechpoiatz, dem aus den Lenden ein Schraubengriff ragte. Der Knabe lehnte seinen Triangel schnell an den Baum, um die Blechfigur zu ergreifen und aufzuziehen. Der Poiatz zuckte beim Abschnarren des Räderwerks wie ein Fallsüchtiger mit Armen und Beinen. Der Knabe erschrak fast, hielt die Puppe weit von sich, und warf sie, als das Zappeln aufgehört hatte, gleichgültig weg. Dann nahm er, den Mund freundlich halb

öffnend, den Triangel, schlug ihn mit einem trockenen Ästchen an und horchte, bis der Ton verklungen war. Die Apfelblüten fluteten herunter, als würde oben ein Teich Silberfische abgeschuppt.

Der Knabe holte aus der Tasche etwas wie eine zusammengekreiste braune Schlange hervor. Es war die gedörrte Luftröhre einer Gans, die eine alte Magd herausgeschnitten, mit einigen Erbsen gefüllt, an den Enden zusammengesteckt und in die Ofenröhre getan hatte. Als sie den Kranz wieder herausgenommen hatte, war er eine treffliche Klapper geworden. Der Knabe steckte sie in den Mund und ließ es durch Kopfnicken klappern. Er kauzte sich hin, hielt den Triangel mit der Rechten, läutete ihn mit dem Poiatz in der Linken und hörte nicht auf, gewichtigen Taktes immer eifriger zu nicken. Seine Augen Augen wurden größer in seligem Geheimnis. Mit einmal weinte er seufzend auf und ließ die Gänseluftröhre fallen.

Da knackte und brach es im Apfelbaum, der Ritter Ulrich drehte sich im Geäst mit dem Gesicht nach oben, stürzte so herunter und zerquetschte Siegmunds Kopf. Quer kam er über ihm zu liegen, mit dem Gesäß, wie er vorausgesagt, und steif standen die steinernen Fußspitzen und die Nase empor. Die pupillenlosen großen Steinaugen hatten etwas Furchtsames und Verlegenes, ebenso die breiten gemütlichen Lippen.

Noch am selben Abend wurden die sämtlichen Ritter vom Dache geholt. Man arbeitete mit Lichtern bis in die Nacht. Zwei Stricke zerrissen, eine Leiter brach. Auch wurde einem Arbeiter ein Fingernagel abgequetscht.

Den nächsten Morgen ließ Siegmunds Vater den Apfelbaum fällen, unter dem das Kind erschlagen war. Die Mutter wollte von seinem Holze keine roten Früchte mehr essen und von seinem Schatten ihre Haut nicht mehr angetastet haben. Aus seinem Stamme wurde der Totenschrein Siegmunds gesägt. Der Sarg blieb gelblich-weiß, wie das Holz gewachsen war, und es duftete noch leise,

als der Trauerzug es zwischen den hohen Pappelreihen zur Gruft trug. Aber aus den Steinleibern der Ritter wurden Stufen gehauen und sie geleiteten an Siegmunds Ruhe.

Die nächsten Monde nach dem Unglücksfall war der Rotewieser Schloßherr nachdenklich. Er ließ sich bisweilen abends die Lampe auf die Terrasse hinausbringen, setzte sich neben den Oleanderbaum und las in der Familienchronik. Da erkannte er, wer dieser oder jener Ahne gewesen sein möchte, sah die hohe Pappelallee hinunter und horchte dem Winde zu und dem schnarchenden Park. Wer Siegmund gewesen, wußte er nicht, wer er selbst war, auch nicht, aber als er an die kosmischen Phantasien seines Vaters kam, sah er den Himmel an, nahm die Feder und schrieb. Es war seine einzige Aufzeichnung und die letzte des Buches überhaupt. Sie lautete ehrfürchtiger als das Murren des Ritters Ulrich:

„Gott fröstelt's. Er tat eben einen Atemzug. Mattsilbern dampft der Atem auf und steht quer über der Pappelallee meines Gutes. Man nennt diesen Atem Milchstraße. Eine Sekunde lang bleibt er, dann zerfallen die Weltchen dieses Atemzuges, wie unsere Weltchen aus dem vorigen Atemzug verfallen.... Oh, liebe kleine Heimat, wo tages weit ringsum die Käuzchen schlafen und nachts in Scheunen und Bäumen schreien!" — —

Als Johann diese Sage von den steinernen Rittern gelesen hatte, stand der Beschluß in ihm fest, der Musik vollkommen und endgültig abzusagen. Er wäre sich als ein Gotteslästerer vorgekommen, hätte er ohne Berufung weiter um sie zu kämpfen gewagt. Er kam sich in seiner inneren Richtung gefördert vor. Es hatte einen Sinn, daß er hierher nach Rotewiese verschlagen worden war. Vielleicht erfüllte sich sein Leben anders, als er wünschte, doch dann nicht durch seine Schuld.

Während der Nacht rang er schlaflos mit dem Knaben Siegmund, der aus dem Dunkel einen heißen stummen

Lebensstrom auf ihn zuströmte und mit immer größerer Wehmut eine Antwort von ihm begehrte, wo er doch nicht einmal eine Frage vernommen hatte. Statt dessen bildete sich ein Murmeln auf seinen Lippen: es gab schon am Anfang des Jahrhunderts drei Ausfuhrwege aus Belgien, über Gent, Antwerpen, Ostende; — viele Schiffe waren befrachtet mit Kaninchen — — —.

Am Sonntagnachmittag wanderte er mit Löwendanz in die Stadt zurück. Er hakte seinen Arm in den des Invaliden und wurde müde, weil er noch nicht das Körpermaß hatte, das zur Führung eines Erwachsenen notwendig war. Knochen stießen ihn hart. Die Sorge um die kranke Frau, die er der Obhut einer Nachbarin übergeben hatte, machte den Alten stumm. Je mehr und mehr stießen die Knochen; Johann führte ein Skelett. Beim Abschied sagte er, nun werde er selten auf den Schloßberg kommen, er müsse arbeiten.

Er ging in der Tat nicht mehr zu Löwendanz, obgleich er daran trug wie an einem Unrecht.

Seinen Klavierunterricht schwänzte er. Da schrieb die Lehrerin an Stein. Diesen bat er dann schamrot, er möge seinen Angehörigen schreiben, Musik sei ihm eine Gefängnisstrafe. In seinem Zimmer weinte er lange über den Abschied, denn er liebte, wenn nicht die Musik, so doch die menschenlose klingende Welt.

Während der ersten Hälfte des Schulsemesters hatte Johann die Stadt versäumt. Als die Frühlingsblütenbäume, wie Wellen eines zerrissenen Meeres zwischen die Häuser geklemmt, ihren weißen, rosa und blauen Gischt gären ließen, machte er sich zu einsamen Gängen auf, um die Straßen und Gassen kennenzulernen.

Einmal gegen die fünfte Nachmittagsstunde kam er an einem Hause vorbei, dessen Eingang eine jonische Halle war. Hoch, stolz und kühn wuchsen die Säulen dem Giebel zu, dessen Inschrift jedoch enttäuschend „Katholisches Hospital“ lautete. Der enge schmale Tempel führte an

die geschlossene Tür eines gewöhnlichen Hauses. Hinter den beiden mittleren Säulen saßen auf einem Bänkchen zwei verschrumpfte Greisinnen, wie Puppen. Die eine hielt an langem Stab einen Klingelbeutel auf die Straße hinaus. Beim Anblick der Alten erinnerte sich Johann, daß es unter seinen Klassenkameraden als beherzt galt, in den Beutel eine Spielmünze, einen Nagel oder das Zahnrädchen einer alten Kindereisenbahn zu werfen. Im Grunde des straffen Sackes lägen ohnehin dergleichen Prunkstücke.

Johann trug nun einige Uniformknöpfe, die er vor einer militärischen Kleiderkammer aufgelesen hatte, in seiner Hosentasche bei sich, und er war versucht, einen davon einzuwerfen. Dies sollte ja auf die Frauen wirken wie auf Musikautomaten: sie sollten dann mit ihren Kiefern wackeln und tiefe Seufzer tun. Doch brachte er den Betrug nicht fertig und ging mit schon ausgestreckter Hand vorüber.

Nach etlichen Schritten aber steuerte er auf die andere Straßenseite zu und wanderte dort auf und ab, mit verstohlenen Blicken die jonische Säulenhalle bewachend. Er befand sich vor dem Friedhof. Alte Fliederbäume säumten den Hauptweg. Jeder von ihnen schien ein ungeheurer violetter Tränentropfen, den der Frühling vor Seligkeit geweint hatte, — so dicht war die Blust. Und von Zeit zu Zeit schien sich ein Duftschwaden von einem der Fliederbäume zu lösen und als ein Abbild seiner Baumkrone verklärt in den Himmel zu schweben, so daß in diesem sich schon ein dichter seidener Wipfelhain drängte, ein schwebender Totengarten für die Auferstandenen.

Nach geraumer Zeit überquerte Johann wieder die Straße und ließ einen Knopf in den Bettelsack gleiten.

Am Tage des Ferienbeginns, bevor ihn der Randauer Wagen abholte, trieb es ihn nochmals an das Hospital, und er opferte wieder einen Adlerknopf.

„Gelobt sei Jesus Christus," psalmodierte die eine der

alten Frauen alsbald, und die andere fiel nachdrücklich ein: „Amen — Amen."

Die erste trat ihren frommen Worten mit der Bemerkung gleichsam auf die Fersen, daß sie den Spender doch kenne, die zweite, ohne aufzusehen, ergänzte: darum sei der junge Herr vor Wochen wohl so lange vor dem Friedhof auf und ab geschritten.

Johann starrte die Greisinnen schweigend an. Über dem rechten Triefauge derer, die ihn kennen wollte, breitete sich ein hühnereigroßes, behaartes, braunes Mal aus. Sie mochte wohl die Rosalie mit dem Mausfleck sein, eine Arme aus dem Dorfe, von der er zu Hause hatte erzählen hören und die ihn vielleicht schon in der Wiege beobachtet hatte, ohne daß er selbst ihrer jemals ansichtig geworden war.

„Rosalie," stammelte er. Die Greisin hob den weißen Haarflachs über dem Stirnmal auf. Ein irrer Busch blieb gesträubt.

Die steinalte Gefährtin der Mausfleckigen nötigte den „Freund" Rosalies in die Halle und hieß ihn sich auf der gegenüberstehenden Bank setzen.

Beklommen folgte Johann der Aufforderung. Er drückte sich hinter die Säule, damit ihn niemand von der Straße sähe. Er glaubte Leichengeruch zu spüren und stellte sich vor, daß hinter der verschlossenen Haustür die Toten des Friedhofs wandelten. Er erwartete Fragen, wie es daheim bestellt sei, aber sie blieben aus. Die Greisinnen warteten sacht und stumm, ihre verstört stechenden Blicke bohrten sich in die Ritzen der Fußbodenfliesen. Ihr Gehirn schien so angestrengt zu arbeiten, daß ihre Häupter davon leise bebten. Die mühseligen Gedanken mündeten dann schließlich in einem Tadel des strengen Suppengewürzes in der heutigen Mahlzeit oder in der Mißbilligung einer belanglosen Ansicht, die eine andere Spitalinsassin geäußert hatte. Johann bildete sich ein, er höre im absichtlich so alltäglichen Wort versteckte Verständigungen

über seine Person. Darum mußte er wie bezaubert dasitzen und besaß keine Kraft, sich davonzumachen. Oder täuschte er sich? Wenn die Greisinnen zu Ende waren, hielten sie ihren leeren Mund noch eine Weile offen, und die Zahnstummel darin warteten andächtig, bis sie in einer Seufzerwelle untergehen durften. Ab und zu schüttelte Rosalie den schwarzen Stab, daß die Messingknöpfe klirrten, auch dann, wenn kein Mensch in der Nähe war.

Johann wollte gehen, da richteten sich aber die verstört bohrenden Blicke auf ihn und spießten ihn wie vier dünne Eisennadeln nieder. Möglicherweise lag eine Verwunderung darin, daß er solange geblieben war. Nun erfolgten endlich einige Fragen nach der Heimat, nach der Schule, und einige Klagen über die Scheelsucht der Welt.

Dann hörte er Rosalies Geschichte, und es war ihm seine eigene Geschichte. Die Greisin hatte ihr Leben lang gearbeitet, um das Geld für ein prachtvolles Begräbnis zurückzulegen. Sie hatte als Kind verschmäht, mit Altersgenossinnen fröhlich zu sein, um die Sparpfennige für Kirchenfahnen, Priesterfestgewänder, Musik und Messen nicht anzureißen, sie hatte die Gründung eines eigenen Hausstandes verschmäht, um die für das endliche Ziel erscharrte Summe nicht anzureißen. Sie hatte blind und besessen jede Verlockung auf ihrem Lebensweg als Tand und Trug erklärt und saß nun zitternd am Rande ihres Grabes und wartete, daß es sich öffne.

Mit Ekel und Entsetzen hörte Johann zu. Er glaubte dabei wieder mit Franz Schlottke in den Spiegel zu sehen und in ihn hineinzubauen, was um ihn war, und was er darüber verachtete. Er vergegenwärtigte sich, wie er neben Schievelbein auf dem Kirchenchor gesessen hatte und wie er mit knapper Not der Gefahr entgangen war, ein Mann seinesgleichen zu werden, anstatt um die Frische und Freiheit der weiten Welt zu ringen. Er vergegen-

wärtigte sich weiter, wie er versucht hatte, aus Lederfetzen und Knochen Gold zu pressen.

Das Urmütterchen neben ihm verwandelte sich in ein Kind, das gleich ihm nach festem Plane begonnen hatte, einen heimlichen Weg zu wandern und das sich übereilt hatte, wie damals er.

Aber jetzt? Warum versuchte das Weib seinen neuen Plan zu erschüttern, den es nicht kannte? Warum wollte die Stimme ihn zum Weinen bringen? Tarragona war von Kaninchen unterwühlt worden, die Einwohner mußten aus der Stadt, — das lehrten noch heute die Schulen. Römische Soldaten mußten geschickt werden — drei Straßen führten aus Belgien zu den Schiffen, welche Jahr für Jahr ungezählte Kaninchen — alle Knaben im Dorf hatten einen reichen Gewinn aus ihrer Zucht, obwohl sie nur zu blödem Vergnügen —

Oh, wer half aus den Wirbeln des unruhigen Gewissens!

Johann hatte während der Geschichte auf die Tür gestarrt. Wenn sie sich öffnete und jemand ihn nach seinem Begehr fragte! Wenn von draußen ein Lehrer oder Mitschüler ihn hinter seiner Säule entdeckte! Darum heftete er den Blick auf das der Straße abgekehrte Portal, überlegte, ob die alte Rosalie es überhaupt bemerken würde, wenn er aufstände und ginge. Aber sein Wille schien mit Bleigewichten beschwert. Er kam von dem Gedanken nicht los, von seinem Schutzengel hierher gesandt zu sein, um eine seltsame Warnung zu empfangen. Ihm war, als hätte er selbst das verkehrte Dasein Rosalies in einem früheren Leben gelebt, bevor er als der Johann Wendenich wiedergeboren war, und seine frühere Verkörperung sei hierher gesetzt, damit er sie betrachte und aus dem Gruseln lerne. Er fühlte nochmals seine Neigung gezüchtigt, törichte Vorstellungen mit festen Plänen anzugreifen und sich in einsame Irre leiten zu lassen. Er dachte nochmals und hartnäckig fort und fort daran, wie er durch Lumpen-

sammeln sich in den Besitz des väterlichen Erbes hatte setzen wollen. Hieß das nicht: ein Begräbnis ersparen und darüber das Leben versäumen? Gleich darauf lächelte er: war dieses Gericht über sich selbst nicht doch zu streng? Nun wankte er nicht mehr. Also worin unterschied sich sein neuer Plan von den früheren? — Erstens: nun war er ja in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Zweitens: nun schreckte ihn nicht mehr die Kühnheit und Eigenart. Drittens: drei Ausfuhrwege für Kaninchen aus Belgien, Millionenwerte Jahr für Jahr, das waren Tatsachen, die kein Wissender ableugnen konnte! In ernsthaften Büchern aufgezeichnet! — —

Ohne Abschied trat er auf die Straße hinaus und nahm sich vor, sich diese Nachmittagsstunde aus dem unbegreiflich bösen Gewissen zu schlagen.

Im Hause Steins hatte man ihn schon vermißt. Ein Fuhrwerk seines Vaters wartete vor der Tür, um ihn abzuholen. Der Kutscher hatte sich an die ihm bestimmte Stunde gehalten und nicht ausgespannt.

Johann ergriff das Bündel, das in seinem Zimmer bereitlag, dankte für die Grüße, die Stein ihm an Großvater und Vater auftrug, und fuhr ab.

Abweisend, drohend wuchs ihm nach zwei Stunden das Wendenichsche Anwesen entgegen.

Als er auf den Hof einfuhr, ergriff ihn eine jähe Feindschaft gegen alle, die seine Mauern umschlossen. Was für jeden anderen ein froher Anblick gewesen wäre, versteinerte sein Auge: der Großvater führte ein vom Ackerwagen abgeschirrtes Pferd auf der weiten Fläche herum und ließ die kleine Susanne darauf reiten.

Mich vertreibt ihr, sprach der Zorn in Johann, und den frechen Eindringling, die junge Made, hätschelt ihr!

Schievelbein stand auf der Haustreppe und klatschte in die Hände.

Andreas allein sah seinen Sohn, wie er starren Auges auf dem Wagen sitzen blieb und wartete, bis Leonhard

das Pferd zu ihm heranführte, während Susanne ihm vom Rücken des Tieres leutselig die Hand zum Gruße bot. Da sagte Andreas:

„Die Ferien, Johann, wollen wir ausnutzen. Du sollst nun auch fleißig reiten lernen."

Doch Johann erwiderte: „Ich möchte es nicht gern, Vater."

„Ist das ein Kind vom Lande?" grollte darüber der Großvater. Und Susanne fiel, albern wiederholend, ein: „Ist das ein Kind vom Lande?"

Johann raffte sich zusammen und erwiderte fest: „Ja, Großvater."

Er erschrak, als er hörte, wie sein Vater mit ihm zugleich ja sagte.

Schievelbein suchte die Wolke zu zerstreuen und meinte leichthin:

„Jetzt kommt Susanne auch bald in die Stadt."

Er mühte sich ab, die losen Sielen als Sprossen benutzend, zu seiner Tochter auf das Pferd zu steigen. Es gelang ihm jedoch nicht, und als er in seinem gleitenden Stand zu schwanken begann, sprang er ab.

Über das alles war einige Zeit vergangen, in der Johann sich innerlich wieder ins Gleichgewicht zwang. Mit dem stummen Schwure, niemals ein Pferd zu besteigen, verließ er endlich den Wagen.

Frau Schmautz hatte ihm einen festen Imbiß bereitet, und sie weckte ein Lächeln in seinen Zügen mit ihren Worten:

„Ich habe ein Amt gehabt und lege Rechenschaft. Wir haben achtunddreißig Kaninchen. Sie gedeihen auf das beste."

Während der Nacht arbeitete er stöhnend gegen die Enttäuschung, die wie ein erstickender Sack über ihm lag. Es war ihm weh. Hohe zerbrechende Mauern aus Luft stürzten unablässig auf ihn zu. War er selber schuld an seiner Heimatlosigkeit? Jahre dumpfer Gewohnheit

hatten ihn Haus und Garten nicht ansehen lassen, und inzwischen war ihm alles gestohlen worden. Bunter, lebloser Schatten, war es nun wiedergekommen, und die alten Menschen, auch fast Schatten, bewegten sich darin, als merkten sie den Betrug nicht. Um sie aber handelte es sich nicht, sondern um die menschenlose tönende Welt.

Der Oger an der Kirchenstirn war übertüncht. Johanns Seele kratzte in dieser Nacht überall an der Tünche nach dem Vergessenen, das einmal Wand und Dach über ihm belebt hatte.

Dieses Heimathaus des Traumes zu erkaufen war er ja ausgegangen, als er hypnotisch die Hände nach den Talern für das steinerne ausstreckte.

Er verfolgte sich gleichsam selbst wie ein höhnisch lachender Doppelgänger, als er sich am frühen Morgen nach seinem Kaninchenstall aufmachte. Er riß sich im Garten eine Gerte ab und klopfte sich damit bei jedem Schritte auf die Schuhe.

Achtunddreißig Tiere, — er zählte. So wenig nur! Er war ein Narr, der gleich aufwachen würde.

Er hockte untätig zwischen den Kaninchen, die rastlos ihre Lippen bewegten wie die alten Frauen vor dem Spital. Warum seufzten sie nicht auch!

Zwang er nun die aufgehende Einsicht seiner Narretei nicht mit Entschlossenheit, so würde er in trostloser Scham versinken. Seine Rechnung hatte bis gestern doch gestimmt? Hatten andere nur zehn oder achtzehn Kaninchen, warum sollte er nicht tausende haben! Er war nur leider in die Stadt verbannt. Aber in den Ferienwochen wollte er ihren Bestand auf das Vielfache heben.

Und während der krausen Überlegungen rückte er die Tiere zu Paaren näher aneinander, Männchen und Weibchen, griff um sich, hetzte sie, peitschte sie mit der Gerte, daß sie sich gatten sollten.

Er überhörte, daß sein Großvater zu ihm trat und

auf ihn niedersah. Erst dann schnellte er verstört auf, als er die Worte hörte: „Was treibst du, Johann?“

Die ernsten Augen über ihm träuften etwas Unreines in ihn, das ihn erröten, das ihn von Röte gleichsam anschwellen ließ. Dieses so jäh wirkende Gift war nicht in ihm gewesen. Unbefangen hatte er über das Geheimnis der Zeugung gebieten wollen, und es war kein Geheimnis gewesen. Auch nun begriff er nicht, warum er sich so besudelt fühlte. Nur das eine war ihm klar, daß auch dieser Zufluchtsort seines Wehleids ihm genommen war.

Susanne streichelte ihn in seiner Traurigkeit, und er konnte ihr jetzt dankbar sein. Er spielte viel mit ihr, nahm sie an der Hand und führte sie zu ihrer Mutter, um diese zur Zeugin dafür zu nehmen, daß die Kaninchen fortan Susanne gehören sollten.

Für Susanne sollte Frau Schmautz sie versorgen.

6

Susanne hatte nun einen Beschützer und konnte es mit ihm wagen, auf den Kornboden zu steigen. Bäuchlings quer über die Treppenbreite gestreckt, ergriff sie immer nur mit dem linken Bein und dem linken Arm die nächste Stufe und arbeitete sich hinauf wie eine Raupe, die ihren Körper seitlich zusammenzöge und ausschnellen ließe. Sie keuchte dabei schwer, vor Angst mehr noch als vor Mühsal. Trotz ihrer Vorsicht glitten ihre Griffe ein paarmal ab, und sie wäre dann vielleicht einige Stufen weit hinabgerollt, wenn nicht Johann ein Bein vorgestellt hätte, gegen das sie wie gegen einen Pfahl stieß und an dem sie hängen blieb. Sie schlug, als wäre der Retter an ihrem Unfall schuld, mit geballten Fäustchen auf das Bein los und jammerte, bis Johann sie geduldig nach vorn herumdrehte und gleichmütig sagte: „Los, weiter."

Die Hemmung wiederholte sich ganz oben zum vierten Male, und Susanne, empört über ihre Hilflosigkeit, schlug nun derb und ohne Aufhören, und sie zeterte so heftig und quäkend, daß es Johanns vor Sehnsucht nach Liebe wunde Ohren schmerzte und er versucht war, sein Bein wegzurücken und das schreiende Ding nach unten kollern zu lassen. Doch schwindelte es ihn bei dieser Vorstellung; er hielt der Kleinen gutmütig nur die Hände fest und richtete sie daran in die Höhe. Er wußte, solcherlei Duldsamkeit war schuld, daß man ihn aus dem Elternhause verstoßen hatte und ihn dort nur einkehren ließ wie in den Körper eines Gespenstes, und er nahm die bittersüße Erkenntnis auf sich.

Auf dem Boden selbst ließ Susanne seine Hand nicht

los und schmiegte sich an ihn. Sie zitterte vor Dingen, die aus den Märchen der Mutter, wie hinter sicheren Gittern her, gebändigt, aber in schwermütiger Wildheit sie angesehen hatten und hier im Unbekannten behaust waren. Das Halbdunkel schoß in verzerrter Figur aus den vielen Balken und Sparren, welche es einzimmerten, nach oben ins Endlose. Hinter den schrägen, gerippten Dachhälften kochte das Unheil im Winde. Die grauen Schornsteine, hinter der Räucherkammer ganz ins Schwarze gestellt, ragten wie dicke Türme auf, höher wohl, als die Wolken zogen. Denn die Wolken waren wirklich da, obwohl sie ihre Augen jetzt nicht trösten konnten; sie gehörten zum unbezweifelten Leben wie Hand und Haar, Brot, Weg und Stern, während alle diese Dinge hier zugleich die unheimlich unfaßbare Nichtdaseinsform der Furcht hatten, die sie einflößten. Sie schwebten aus der Kühnheit der Ahnung hervor und schwebten mit deren Nachlassen wieder in sie zurück. Der stickige und staubige Geruch des kniehoch zwischen Brettern aufgehäuften Kornes, der Geruch nach der Unreinlichkeit der Mäuse und der Katzen, die sie zu jagen hatten, Rauchgeschmack und Holzdürre krochen wie an den Kleidern entlang ins Gesicht.

„Wer sitzt hinter dem Turm?" fragte Susanne beklommen. Sie hatte eine riesige, samtig berußte Tatze sich oben regen sehen.

„Der Teufel," erwiderte Johann, obschon es ihm selbst in diesem Augenblicke nicht geheuer war. Aus der Küche her polterte es dumpf in dem Schornstein, und das furchtsam angespannte Auge brütete im Dunkel immer seine lemurischen Larven aus.

Susanne wußte nicht genau, wer der Teufel war, gleichwohl begriff sie Johann vollkommen und zerrte ihn auf die Treppe zu.

Doch Johann begann nun zu spüren, daß er ein mächtiger Beschwörer in den Zauberreichen war, die sich hier

ausdehnten, und sein Leiden um die versagte Heimat verwandelte sich mit rascher Grausamkeit in den Wunsch, seine Gewalt auszuüben und damit zu enträtseln und zu erraffen, was er hier besaß.

„Da im Getreide sind seine Spuren," fügte er seiner Erklärung zu. Tütenartige Löcher sprangen in engem Zickzack durch das Korn, sie mochten von einer Katzenjagd herrühren.

„Ja," sagte Susanne atemlos und drehte kaum den Kopf. Johann stieß sie hinterrücks über das Brett, daß sie mit beiden Armen bis über die Ellenbogen in den Roggen sank. Bevor sie sich soweit erholt hatte, um zu schreien, ergriff Johann sie unter den Achseln und schleppte sie weit in das Getreide. Seine Füße scharrten rasch ein Loch, er warf Susanne hinein und häufelte mit ein paar Schlägen das Getreide um sie auf. Dann watete er geduckt zurück und lief klopfenden Herzens die halbe Treppe hinab. Ihm war, als hätte er das Kind irgendwo ertränkt.

Susannes Weinen erbarmte ihn nicht.

Bloß weil es sein Vater vielleicht von unten hätte hören können und er dann beschämt und gescholten worden wäre, holte er sie zurück.

Auch, daß sie wie gerettet die Arme um seinen Hals schlang, erbarmte ihn nicht.

‚Es trifft sich recht, daß ich dich so fest und willig habe,' dachte er und kletterte mit ihr die steile schmale Leiter hinauf, die zum Dache der Räucherkammer führte. Um sein Beginnen vor ihr zu erklären, deutete er es als eine Strafverschleppung, und er litt unter dem Mißbrauch seiner größeren Kraft mehr als sie unter ihrer Anwendung.

„Siehst du, wirst du mich noch einmal schlagen?" fragte er.

„Nein, Johann, nein," schluchzte sie.

Die abbittende Antwort schmerzte ihn noch tiefer als

seine Frage. Zudem graute er sich selbst. Auf dem Dache der Räucherkammer war er bisher noch nie gewesen, vielleicht bestände es nur aus gestampftem Lehm, und der hätte vielleicht durch die Hitze Sprünge bekommen, und man stürzte in die Kammer, die verschlossen und voll Qualm war. Hätte man bei dem Fall nicht das Genick gebrochen, so erstickte man, — vielleicht nur Susanne allein, die kleiner war als er, und er trüge die Schuld daran. Oder, vielleicht, wenn das Dach hielt, nisteten oben giftige Käfer in den Ecken, die niemand auskehrte, glatte Schlangen, häßliche Würmer in dem Leichnam einer großen Eule, welche sich aus der Scheune etwa hierher verflogen haben konnte. Unvertraut mit dem Wesen solcher Tiere, scheute er sie und belebte die Vorstellung von ihnen mit dämonischen Geheimnissen. Die Gefahren zogen ihn hinauf, als reichten sie ihm tückisch hilfreiche Arme entgegen, und von unten hoben weitere Gefahren nach: er sah ein, daß es unmöglich sein würde, mit seiner Last auf der schmalen Leiter zurückzusteigen, ohne fehlzutreten und die Leiter rücklings umzureißen.

Das Mädchen an seinem Halse hatte sich beruhigt, es hatte sich darein ergeben, dem Spuk ausgeliefert zu werden, und es staunte nun, daß nichts es packte.

Die Decke der Räucherkammer hielt aus. Eine zweite Stiege führte von ihr auf eine Schicht Latten. Sie sahen aus wie eine Lage steifer Wolken in der Nacht, Wolken, die alte Schmierkannen statt Blitzen trugen. Dort saß die weiße Katze und wusch sich. Sie wunderte sich ein wenig über die Ankömmlinge, ließ aber die erhobene Pfote nicht einmal ganz herunter und fuhr bald mit ihrem behaglichen Streicheln ums Ohr fort.

Das kleine Mädchen atmete auf, und Johann schämte sich. Er erkletterte die zweite Leiter und suchte die Katze für Susanne zu fangen. Dabei knackten die Bretter, das Tier sprang auf einem unsichtbaren Wege fort und war verschwunden.

Johann hatte seinen Willen erfüllt und das phantastische Haus, das für Susannes Augen in dem Steinhause steckte, bis in seine Spitze erklommen. Aber man kam in seine Verließe nur hinein und nicht wieder heraus. Da er es nicht wagte, mit dem Kind im Arm die gefährlichen Sprossen hinunterzutappen, mußte er sich wohl demütigen, indem er allein voranging, seinen Vater rief, ihm das Abenteuer gestand und ihn bat, Susanne abzuholen.

Er befahl Susanne, ja ganz fest still zu sitzen, bis er wiederkäme. Sie schrie, sobald er fort war.

Im Hausflur traf er Frau Schmautz. Der wagte er nichts zu sagen.

„Wo ist mein Vater?" fragte er unsicher und beklommen, daß sie das Geschrei hören möchte.

„Aufs Feld gegangen," erwiderte Frau Schmautz.

Nun würde ein Unglück geschehen. Er konnte nicht reden. Seine Stimme in der Kehle verstockte sich. Sie versagte in Angst und Trotz. Um seiner weichen Regung nicht zu erliegen, lief er hinaus und wollte den Vater suchen. Doch da er ihn nirgends sah, kehrte er kurz hinter der Scheune um. Er konnte nicht laufen: immer sah er Susanne fallen und kam ja doch zu spät. Er schloß die Augen und stand auf dem Fleck.

Auf dem Hofe traf er den Großvater.

„Was ist denn, Junge?" fragte ihn dieser.

„Ich suche den Vater."

„Was soll denn der Vater?"

„Er soll da oben sein, er soll —"

„Johann, du bist rot geworden. Ich mag deine Redensarten nicht leiden."

Verzweifelt schrie Johann auf:

„Nun ist es doch zu spät!"

Und nun toste ein Glück auf ihn herab, wie er es noch nie genossen hatte: Frau Schmautz erschien mit Susanne, welche die Mutter herangerufen hatte, in der Haustür.

„Ah, da sind sie!"

In erneuter Verzweiflung hauchten diese Worte aus seinem Munde. Das Glücksgetöse verrauschte in der Ferne. Was er an Seelenmacht erobert hatte, wenn auch um den Preis eines Lebens, wie er geglaubt, brach zusammen, und schon schmeckte seine Dankbarkeit für die gute Fügung lau und schal.

Während der kurzen ernsten Aussprache, worin ihm sein Leichtsinn und seine Unbesonnenheit vorgehalten wurden, antwortete er immer nur:

„Ich weiß ja!"

Schließlich schlich er in dem bedrückten Gefühl davon, als ein gemaßregelter Dummkopf in die Pension zurückfahren zu müssen.

Es bot sich ihm aber wenigstens noch eine Gelegenheit, sein Unrecht an Susanne zu heilen.

Diese begleitete eines Mittags die Magd, die dem großen schwarzen Hunde, einem noch täppisch jungen Tiere, den Futternapf brachte, legte sich nachher, als das Dienstmädchen gegangen war, auf den Bauch, stopfte die Kartoffeln des Hundes in ihren Mund und versuchte an der Brühe zu schlappen wie der Hund. Der ließ es in seiner Gutmütigkeit und seinem wohlig beschäftigten Hunger geschehen und leckte manchmal ihre Finger am Schüsselrande zärtlich mit ab. Erst als sie ihm den Napf fortrückte, fing er an zu knurren, und als sie sich darauf eigensinnig auf den Rücken rollte und an dem Knochen in seinem Maule zerrte, ließ er den Bissen vorläufig fallen und bellte sie an. Da wurde sie ängstlich und schlug nach ihm, und immer, sowie sie ihm die Hand entzog, schnappte er danach, halb spielerisch, halb ernstlich, doch allmählich verwilderte ihn der Eifer, und sie wäre unter seinen Zähnen übel zugerichtet worden, wenn nicht Johann dazugekommen wäre und mit dem Hunde gerungen hätte. Schwerer als dieser Kampf war die Überwindung eines außerordentlichen Widerwillens, von der Zunge und den Zähnen des Tieres

berührt zu werden, doch um der gefährdeten Susanne willen gab er sich dem starken Ekel wie einer geringen Peinlichkeit preis. Er drängte sich mit dem Rücken gegen den Hund, wurde am Ohr beschnuppert und leicht in den Oberarm gebissen, er raffte unterdessen den Napf und den Knochen auf und hielt beides dem Hunde entgegen.

Zu Susanne sagte er:

„Das darfst du niemals erzählen, deiner Mutter nicht und meinem Vater und meinem Großvater auch nicht."

Sie versprach es mit dem jähesten, ernstesten Kopfschütteln.

Da umarmte er Susanne. Er war froh, sie heute auf den Boden geführt, verängstigt und verlassen zu haben, weil er sie sonst nicht so lieb gewonnen hätte. Auf die nassen, entblößten Hundezähne sah er wie auf ein unverständlich hervorscheinendes Stückchen einer fremden Unterwelt, die ein menschliches Seelenwesen meiden mußte, nicht weil sie häßlich oder gefahrdrohend war, sondern weil ihre Gegenwart die menschliche Welt ernüchterte.

Und jene Ernüchterung, die das Haus nach seiner Vertreibung in die Stadt befallen hatte und die nun nach der Versöhnung mit Susanne gewichen war, schwand nun auch wieder vom Hofe und von allem, was er darauf sah, und es lag alles heimisch und verklärt vor ihm. Denn er ließ die kleine Pflegeschwester wie eine Wächterin und Wärterin zurück.

7

In wenig gestörtem Gleichgewicht verlebte Johann die folgenden Jahre. Er wurde ein Schüler wie seine Kameraden und teilte mit ihnen Arbeits- und Feierstunden. Die Ferien verflossen ihm in behaglicher und übermütiger Faulheit. Susanne war sein liebster grüner Kamerad, wie er auch in der Stadt den alten Sonderlingen untreu wurde, mit denen er gehaust hatte, als seine Seele die Welt wie eine schwermütige Tropfsteinhöhle über ihn gewölbt hatte. Wenn er am Spital vorüberging, sah er nicht auf, den Schloßhügel besuchte er in Gesellschaft anderer und nahm vor Löwendanz nur rasch und freilich etwas verlegen die Mütze ab.

Zu Hause in Randau drängte sich ihm mehr und mehr die Erschlaffung des wirtschaftlichen Getriebes auf, doch brannte ihn seine Wahrnehmung nicht. Fast neugierig sah er den fremden Sorgen zu.

Den ersten unbrauchbaren Wirtschafter löste bald ein ein zweiter ab. Auch der besaß nicht das erprobte Geschick Leonhards. Dennoch störte ihn niemand, damit er neue Saaten, Geräte und Wirtschaftsmethoden erproben könnte. Die Überschüsse waren nicht mehr wesentlich. Außerdem war die Gegenwart eines fremden Menschen nicht immer leicht erträglich. Um den Inspektor recht zu verpflichten, hatte ihm Andreas eine große Summe für seine Schwester geliehen, die auf dem Grundstück seiner Eltern verheiratet war und in drückender Not lebte. Die Zinszahlungen wurden unpünktlich, unterblieben schließlich, und vielleicht ging das auf der vierten Stelle eingetragene Kapitel verloren. Das Darlehn war nach unrichtigen Angaben des Inspektors erteilt worden. Der

sollte dafür nicht entlassen, vielmehr aus seinem Ehrgefühl heraus gebessert werden. Es ergab sich daraus eine unfreie, gespannte Stimmung.

Fremd blieb auch Frau Schmautz im Hause. Das Gefühl des Dankes für ihre Aufnahme schien ein Berg, den sie mit jedem Handgriff abtrug, ohne ihn zu verkleinern. Es machte sie überbehutsam und umständlich. Sie stand der Wirtschaft ungeschickter vor als Christine, bekam mit den Mägden mitunter Zank und hatte den Männern zu klagen und sie zu fragen, viel mehr, als unter dem Regiment der Verstorbenen gefragt und geklagt worden war. Auch kostspieliger war ihr Haushalten geworden, trotz pedantischer Sparsamkeit. Natürlich dachte niemand von fern daran, ihr die Zufluchtsstätte zu nehmen.

Mit dem Unbehagen war die Eifersucht auf die in die Höhe gekommenen Nachbarn groß geworden. Die jungen Söhne hatten die Wirtschaft ihrer Väter übernommen, sie hatten eine höhere Bildung genossen als diese, verkehrten mit angesehenen und einflußreichen Beamten aus der Stadt, sogar mit dem Landrat und den Großgrundbesitzern seines Anhangs, und bei alledem blühten ihre Anwesen doch ebenso, ja mehr als bei den Altmodischeren.

Sogleich entstand eine Lücke in der Arbeit auf dem Hofe der Wendenichs, als Andreas nicht mehr an seinem Stabe mit der Filzscheibe aus der Türe trat. Johann hatte gerade seine Herbstferien, als der Vater sich mit einer Lungenentzündung niederlegte. Man hielt die Erkrankung sofort im ganzen Dorfe für sehr ernst, da auch Schievelbein ihn pflegen half. Nach Paulas Abweisung fand der Organist selten den Weg zu Andreas. Sogar Emil Schmautz erhielt die Kunde, sein Altersgenosse in Randau werde sterben. In seinem Schreck darüber holte er sich eine große Steinkruke voll Branntwein, sah sie an und roch hinein, hieb aber dann den Korken tief in ihren Hals und zerschellte sie an der Kellerwand. Darauf machte er sich heimlich auf, um von Andreas Abschied zu

nehmen. Als er, noch fern, Schievelbein auf das Wendenichsche Haus zueilen sah, schlich er sich an den Ställen entlang bis zur Scheune und schlüpfte hinein.

Lange saß er platt auf der Tenne und rechnete mit seinem Schicksal ab. Paula und Schievelbein da drinnen, nachdem sie ihm das Dach über dem Kopf angezündet hatten? Susanne spielend auf dem Hofe!

Er lockte das Kind an sich. Das Mädchen kam, blieb aber in einiger Entfernung stehen, hörte dann nicht weiter auf ihn, und bei ihren Spielen warf sie so selbstsicher und nebensächlich einen Blick auf die Bretter, hinter denen er saß, als bewachte sie einen gefesselten Gefangenen. Es giftete ihn, daß sie ihn für nichts achtete und niemand zu Hilfe rief. Sie kannte ihn doch nicht.

Nach einer Weile sah Susanne Feuerschein aus den Scheunenritzen schlagen, und nun stob sie wie eine Katze auf das Wohnhaus zu, hatte im Nu ihre Mutter mit mehreren Hofleuten vor dem Scheunentor versammelt.

Das Feuer war in dem Haufen feuchten Strohs, das von den übrigen Vorräten abgesondert, auf der Tenne gelegen hatte, zum Glücke erstickt, nachdem es gefräßig die ersten Bissen verschlungen hatte.

Die Knechte gossen Wasser darüber und drohten, die leeren Eimer Schmautz, der schief, mit übergeschlagenen Beinen und offenem Munde an der Tennenwand lehnte, ins Gesicht zu schlagen.

Einer erhob die Hand gegen seine Kehle, wollte ihn würgen und das Geständnis hören, ob in den Fächern nebenan ein Funke sein könnte. Frau Schmautz riß die Hand herunter. Dann drehte sie sich um und ging langsam den Weg zurück, den sie gekommen war, während sie ruhig zu Schmautz redete, als nähme sie ein eben unterbrochenes Gespräch auf. Der schwammige, dabei doch etwas abgemagerte Mann folgte ihr watschelnd in einem Abstand von drei Schritten und wiederholte mehr-

mals die Beteuerung: „Ich habe stillgehalten und viel erduldet.“

Susanne wollte die Prozession der beiden über den Hof unterbrechen und stach Schievelbeins Spazierstock, welchen sie in der Hand hatte, Schmautz in den Bauch.

Schmautz zuckte, schob die Spitze des Stockes beiseite und sagte schmerzlich:

„Siehst du, Kind, das ist unrecht.“

Susanne lächelte verwirrt. Sie streckte Schmautz die Zunge heraus, in dem dunklen Wunsche, er möchte sie dafür schelten oder schlagen.

Aber er sagte nichts darauf, er schlug sie nicht, er schüttelte nicht den Kopf, er sah sie nur rätselhaft an.

Da begann sie sich zu ängstigen und wollte die Mutter fortziehen.

„Soll ich dich pflegen kommen?“ fragte nun Paula Schmautz leise.

Er sah nachdenklich an ihr vorbei und ging. Erst nachdem er einige Schritte getan hatte, antwortete er: „Nein.“

Nicht lange, nachdem Andreas still erloschen war, starb Schmautz im Delirium.

Schievelbein suchte wieder eine Aussprache mit Paula, sie schnitt die Unterredung ab. „Friede mit ihm. — Er ist unglücklich gefallen, dir in den Weg, nicht aus dem Wege.“

In mancher Zeit unseres Lebens scheint uns ein Schicksal unerträglich, zuweilen aber sind wir bereit, seine Last aufzuladen. Als Andreas starb, starb er, ungekannt, wie er in schöner Einsamkeit gelebt, seinen Tod, nicht den Tod eines Sohnes, nicht den eines Vaters. Sein Stock mit der Filzscheibe blieb in der Ecke lehnen.

So viel die Kraft dieses Stillen auf dem Wendenichschen Lande gewaltet hatte, so viel nahm er mit. Um die Ordnung zwischen Einnahmen und Ausgaben aufrecht zu erhalten, mußten wieder erhebliche Stücke Grundes verkauft werden. Ein Hagel- und Mäusejahr machte den

Widerstand gegen diese Notwendigkeit von vornherein schwach. Aus den Nachbardörfern kamen junge Bauernsöhne, die sich eigene Wirtschaften anlegten, der Schneider Schlottke kaufte aus Eigensinn und Stolz seine Kuscheln zurück, der Gastwirt Filbrig nahm ein paar Morgen. Der Inspektor wurde entlassen und hatte so viel erspart, um sich nach der Weichsel zu ein eigenes Gütchen zu kaufen. Leonhard taten die Augen weh, wenn er auf Spazierritten den Rappen halten ließ, um aus der Ferne zu betrachten, wie Hofstellen abgesteckt und Keller ausgehoben wurden, wie sich ärmliche Wohnhäuser gleich Krüppeln und Bettlern in die Sonne setzten. Die einzige Genugtuung blieb ihm, daß auch andere Alteingesessene in der Nachbarschaft sich verkleinerten, von seinem Beispiel zur Bequemlichkeit bestochen. Übermannte ihn die Demütigung, so suchte er rasch die Ställe auf und sah zu, wie die Kühe kauten. ‚Kann ich den Verkauf nicht rückgängig machen?' fragte er sich. Die Kühe schlugen mit den Schwänzen die Fliegen weg und schienen zu sagen: nein, was geschehen wäre, das wäre geschehen.

Wenn Johann ihn in seiner verhaltenen Tapferkeit vor sich sah, empfand er Achtung vor dem Schmerze des noch immer Unbeugsamen. Nie regte sich mehr ein selbstischer Anspruch in ihm. Nur in einem Herbste noch zuckte die alte Bauerngier in ihm auf.

Er war mit Leonhard den Landmessern in die Weichselkämpen gefolgt, deren Größe mit Meßleinen und Seilen genau festgestellt werden sollte. Sie mußten in dem wäßrigen Sumpf zwischen den Weiden auf Steinen das Gleichgewicht suchen und sich durch die vielgespaltenen Strünke klemmmen, um nicht in den Lachen zu versinken.

Johann sah ihnen zu wie Tänzern auf einer landesfremden Bühne. Er hatte den abgelegenen Sumpf kaum je betreten. Manchmal nahm er einen aus dem Wasser ragenden Stein auf. Er dachte dabei an die vorgeschichtlichen Funde in dieser Gegend am Strome, die im Rat-

hause seiner Studienstadt aufbewahrt wurden, Kelte, Äxte, und Schwerter aus Stein, dazu auch Abdrücke von Muscheln und Fischen. Er war gewiß, irgend etwas dergleichen hier zu finden, er las die Bedeutsamkeit des Bodens in dem schwarzen Ernst der abgestandenen Gewässer, in den runenschriftgleichen Spiegelbildern der Weidenköpfe, im Sumpfgeruch, in der Offenheit und dabei Verschollenheit der Niederung, dem wunderbar hohen, aus seiner Ewigkeit schwindlig stürzenden Himmel.

In seiner Tasche steckte schon eine Axt, die fast ausgelöschte Schraffierung eines Skeletts war auf einem platten Steine sichtbar. Er ging zum Großvater und zeigte ihm den Stein. Der meinte, wenn er ihn spalte, werde sich noch einmal die gleiche Musterung zeigen. Nun brach Johann inbrünstig los: gerade dieses Stück Erde sei geheimnisvoll. Der Großvater möge es doch behalten. Alles andere solle er veräußern, nur dieses nicht. Er möge seine Stimme hören wie eines Mannes Stimme, nur dieses eine Mal. Nichts Böses habe er begangen, und er spüre, daß sich alles wie eine Strafe gegen ihn richte. Er bitte, wie er bitten könne.

„Nun fasse einmal das andere Ende des Stahlbands und hilf messen. Ich mißverstehe dich nicht, Johann. Trotzdem."

Da wußte der Knabe nichts mehr. Er faßte wirklich an und schleifte das Maß durch die morastige Erde. Er liebte Leonhard, und seine Treue schwankte in diesem Jahre nicht, wenn ihm etwas versagt wurde. Träumerischen Gaukeleien trauerte er nicht nach, wenn sie verrannen, er suchte nach einem Traum der Welt, der hart genug war, in der Hitze des Tages auszudauern.

8

Dies ist die größte Qual in der ersten Liebeszeit, daß die Seele noch zu geräumig und einfach, die Sinne noch zu gefaltet und eng sind. Ein Strom von Erfahrung, welche vor dem Anbeginn des Lebens liegt, und ein anderer Strom von der Pforte des Todes her kommen sich entgegen, und die Fluten müssen miteinander ringen und einander durchmischen bis an die Quellen; das Süße macht aus dem Süßen Bittres und das Bittre aus dem Bittern Süßes.

Bei Johann wartete dieser Kampf bis über das fünfzehnte Lebensjahr hinaus. Ihn schützte ein plötzlich überstürzend einsetzendes Wachstum seines Körpers. Er schoß von seiner Knabengröße in Kürze zu der ungewöhnlichen Manneshöhe seines Großvaters auf, und bei diesem jähen Treiben der Säfte war es, ob er nun ging, saß oder im Schlafe sich streckte, als schwanke er immer ein wenig, durch Anstrengung unsicher gemacht. Nur der schwere Kopf mit den gewichtigen Vorbuchtungen schien jetzt soweit von der Erde emporgehoben, daß er einen für seinen ernsten Ausdruck genügenden Lebensumkreis übersah. Die glatte aschgraue Haarmütze war ihm verblieben, und die kleidete ihn wie eine nur angenommene fremde Heiterkeit.

Ihn schützte so lange Zeit vor seinem Geschlecht auch die raffende Neugier seiner Hirnarbeit, die jedem blutadligen Bauernkinde zuteil wird, das als das erste seines Stammes auf eine vielleicht jahrhundertelang in natürlicher Dumpfheit gestaute und empfindlich gemachte Seelenkraft die künstliche Überhelle der geistigen Schatzhäuser fallen läßt. Eltern und Großeltern Johanns hatten nur wie durch einen Spalt gesehen, und die Ahnung war im

ländlichen Alltag wieder untergegangen. Doch bei ihm war es nun, als verwandle sich dieser Planet aus Erde, Wasser und Steinen in einen unsicheren Lichtball, der fieberhaft brennende betäubende Dünste ausströmte.

Die Dichter reizten ihn nicht so oft wie die Weisen und Gottesforscher. Er verschaffte sich Bücher aus der Lehrerbibliothek und von den Vätern seiner Klassenkameraden. Er verstand noch nicht viel, doch war er stolz zu ringen, und mehr das Bestehen als die Vollendung innerer Abenteuer trieb seine Seele. Seine Phantasie erlitt viele Male den Tod und ging bei jeder Wiedergeburt schon mit der traurigen Ahnung des neuen Endes um und erhob die Ziellosigkeit zum Ziele.

All diese Gefühle wurden in ganz kindischem Wesen sichtbar, als ihn die ersten Liebesregungen durchquollen. —

Ein langer grüner Tisch trennte im Konfirmandensaale zwei Bankreihen, wovon die eine für die Knaben, die andere für die Mädchen bestimmt war. Für die meisten der dort Versammelten saß jenseits gegenüber die andere Hälfte des Lebens überhaupt. Die Blüte der Ahnung, daß aus dem Männlichen und dem Weiblichen das All bestehe, strahlte ihr unendliches Licht aus dem geschwinde treibenden engen Kerne scheuer Neigungen. Die himmlischen Dinge, von denen der Pfarrer sprach, hatten Raum darin, und die Aufmerksamkeit, das Grübeln der Kindergehirne schauerte wie die Bewegung eines Windes darüber hinweg. Ihr Umgang mit Lehrern, Eltern und Gefährten war ihnen damals das Anschauen und Enträtseln unkörperlicher Bilder, und sie selbst blieben sich auch nur bildliche Figuren. Und eigentlich war auch der Umgang der Knaben mit den Mädchen und der Mädchen mit den Knaben nicht anders. Das eigentlich Lebendige war nicht der geliebte Mensch, sondern die Liebe, nicht das Gemeinschaftliche am Beisammensein, sondern das Einsame. Für Johann war es gewiß so. Darum verlor er damals den festen, selbstverständlichen Glauben an Gott. Er hätte

selber Gott sein müssen, um ihn nicht zu verlieren, so einsam war er. Und darum konnte er auch mehrere Monate lang drei schöne Mädchen gleichzeitig lieben, die ihm zufällig gegenübersaßen.

Dann waren zwei von ihnen vor Agathe Hein zurückgetreten, wahrscheinlich aus keinem anderen Grunde, als weil Agathe unter dem Zimmer eines Freundes wohnte, und weil er bei jedem Gang in jener Gegend ihre Gegenwart überall vermuten durfte, besonders, weil er sie am Fenster sehen oder vor ihrem Hause, auf dem Korridor oder der Treppe treffen konnte. Halbstundenweite Umwege immer um dasselbe Straßenviereck wegen eines Kopfnickens, stundenlange Schlaflosigkeit in der Marter um einen Spottblick, listiges Aushorchen des Freundes, um nur gelegentlich ihren Namen in all seinen langen Reden zu hören, waren nicht Umweg und Vergeudung, wofern nicht der Schöpfer selbst vergeudet. Die vielen tausend vergeblichen Pilgerschritte seiner Füße, die vielen tausend leeren Worte in seinem Munde waren alle kein vergebenes Opfer an die einsame brennende Seele, die all das fordert, um nicht zugrunde zu gehen.

Um jene Zeit wurde in der Stadt die Wasserleitung angelegt. Man bohrte aus der Küche der Eltern seines Freundes ein kleines Loch durch die Decke, um die Rohre hinaufzuziehen. Wenn man das Ohr anlegte, konnte man drunten die Gespräche Agathes Wort für Wort deutlich vernehmen. Paßte man das Auge ein, so sah man einen Teil der unteren Küche und auch Agathe, wenn diese gerade durch das Sehfeld ging. Johann aber dünkte es unrecht, diesen Ausguck, solang er bestand, jemals zu benutzen. Er ließ sich von dem Freunde alles berichten, und dabei tat ihm seine Phantasie verklärend viel mehr auf, als er mit leiblichen Sinnen wahrgenommen hätte. Er sah die Küchengeräte; die blauen Windmühlen auf den Milchtöpfen, Gewürzbüchsen und dem Wachstuch, das über dem Ausguß an die Wand gespannt war. Treuer

als das Auge des andern bewahrte und zählte seine Blindheit die Gegenstände der kleinen Welt Agathes.

Immer unzugänglich blieb diese schwärmerische Sphäre.

Dann wurde ihm auch der Liebestrieb des Körpers qualvoll und weglos gemacht.

Jener Kamerad, der über Agathes Wohnung hauste, lud ihn und noch einige Klassengenossen einmal gegen Abend vor die Stadt, um ihnen einen lüsternen sehr ausführlichen Brief über den körperlichen Liebesvorgang zu verlesen. Der Bericht war in verwaschenen Lettern auf schlechtes graues Zeitungspapier gedruckt. Die Knaben saßen auf einem runden Grashügel, von dem aus man die ganze Stadt und noch einen guten Kreis der Umgebung übersah. Drei von ihnen hörten das alles zum erstenmal und sie konnten nicht viel sprechen, so beladen waren sie davon.

Johann begriff nicht, daß jetzt noch in der Ferne ein Eisenbahnzug funkenstiebend so geschäftig dem Erdrande zustrebte, daß die Stadt noch immer ihren traurigen lärmenden Atem durch die Straßen aus- und einzog, denn sobald uns Menschen der Friede genommen ist, liegt auch der Friede der Welt zertrümmert. Man hatte ihm etwas so übernah gerückt, daß es seinen Sinn verlor, wie das schönste Menschenangesicht, seines aufbauenden Zusammenhanges beraubt, zu einer unerträglichen Häufung willkürlicher und ekelhafter Fleischauswüchse, Klumpen, Verrenkungen und schleimiger Widerlichkeit wird. Er mußte, was er gehört hatte, verabscheuen und sich doch zugleich tief danach sehnen, weil er verstanden hatte, es war nun einmal in der Welt und es war irgendwie letzter Sinn der Welt. Als er dem Kameraden zum Abschiede die Hand reichte, wußte er nicht, war er ritterlich gegen einen Elenden oder dankbar gegen einen Eingeweihten, der ihm ein Geheimnis vertraut hatte.

So fanden sich Johanns Leib und Seele noch nicht in den ihnen verliehenen Bezirken zurecht. Über beide

Bezirke war eine Gewalt gestellt, wie jener Oger seiner frühen Kindertage. Er war in beiden entrechtet und schritt nun mutig immer tiefer in sie hinein, um sich darin eine Heimat zu suchen.

In den meisten jungen Männern dieses Alters verdichtet sich die Fülle des irren Sinnens und Vorstellens zum Laster. Es überfällt sie in der Ratlosigkeit vor dem Wunder, daß der eigene Leib die eigene Seele noch einmal zeugt und noch einmal gebiert zu dem Menschen, der währenddessen schon wandeln muß.

Je großartiger es sie überkommt, um so weniger wissen sie es zu fassen und auszusprechen. So war es für Johann. Ihm hätte die wirkliche Nähe Agathes am Ende helfen können, denn die meisten Frauen sind auch in diesen Dingen die Gewärtigeren und bei weniger Entrücktheit Seligeren.

Trotz seiner Hilflosigkeit verfiel Johann nicht dem Schmutze. Die Fallsucht, die mit ihrer Furchtbarkeit in seine Kindheit hinein gewetterleuchtet hatte, stieg nun mit schweren Wettern aus seiner jungen Mannbarkeit auf und bewahrte ihn mit ihrem Leide der Ermattung vor dem Laster. Bei anderen Kranken seiner Art wird es zu ihrer Folge.

Jäh und fast ohne Vorgefühl entlud sich ihr erster Durchbruch. Johann saß an seinem Tische im Pensionszimmer und forschte wieder in einem jener Bücher, deren Sinn nur manchmal wie ein Aufblitzen zu erspähen, doch nicht ganz zu fassen war. So leicht wie heute war ihm das Buch noch nie erschienen. Nicht wie sonst kneteten sich die Sätze, schwerfällig am Widerstande ihr Dunkel abschürfend, durch seine Hirnwindungen, sondern sie nahmen ihn auf und entführten ihn, als flöge er, immer gegen das Fenster zu, ohne daß doch ein Stück Weges zurückgelegt wurde. Er gewann aber nicht die Sicherheit und Zuverlässigkeit seiner Erkenntnis. Er mußte g e h e n. Das Fliegen war ein Trug, denn merkwürdiger-

weise wurde er nur von seinem Oberkörper vollführt, während die Beine, die er doch mit den Händen betasten konnte, überhaupt nicht vorhanden waren.

Er mußte den letzten Satz noch einmal lesen. „Ich nenne alle transzendentalen Ideen, sofern sie die absolute Totalität in der Synthese der Erscheinungen betreffen, Weltbegriffe, teils wegen eben dieser unbedingten Totalität, worauf auch der Begriff des Weltganzen ruht, der selbst nur eine Idee ist, teils weil sie lediglich auf die Synthesis der Erscheinungen, mithin die empirische gehen, dahingegen die absolute Totalität, in der Synthesis der Bedingungen aller möglichen Dinge überhaupt, ein Ideal der reinen Vernunft veranlassen wird, welches von dem Weltbegriffe gänzlich unterschieden ist, ob es gleich darauf in Beziehung steht."

Sein Oberkörper schwebte wieder in einem allzu leichten Glücke dahin, diesmal mitsamt dem Stuhle. Oder war es nur das Haupt, der Geist? Keine Masse, keine Festigkeit bestimmten ihn, nur eine selige Betäubung, wie durch Maiglöckchenduft, ließ ihm das Bewußtsein der Zugehörigkeit seiner Glieder zu ihm selbst. Er bedurfte aber durchaus der Beine auch zum Gang in Gedanken. Harte, langsame, ermüdende Schritte mußten getan werden.

Zwischen Angst und Behagen verlor er die Lust, sich weiter abzumühen. Er ließ das Buch aufgeschlagen auf dem Tisch, nahm den Hut und ging hinaus.

Es trieb ihn nach dem Schloßhügel. Er hatte das Bedürfnis, wieder einmal mit Löwendanz zu sprechen, dem Gefährten einer einsamen Zeit. Der Sommerabend konnte vor Schwüle nicht mehr atmen. In der Ferne spannten sich rötliche Strahlenstrickleitern von den Wipfeln zu den Wolkenluken. Diese schlossen sich, obschon die Wolken zu träge waren, sich zu bewegen. Wenn sie in ihren lastend dicken Bauschen dennoch die Himmelshöhe erklommen, so geschah es nicht aus eigener Bewegung, sondern weil sich in der Tiefe hinter den Häusern immer

neue Ballen gebaren, die einander auswichen, aber in wüstem Zufallsgetürm von den neuen Ausgeburten immer höher gestemmt wurden. Sie hatten etwas Verwesendes, sahen an den Rändern käsig aus und schienen in der Mitte sich in blauschwarzes Blech verwandeln zu wollen.

Der Anblick war bang und widersinnig, Johann stieg die elende Häuserzeile des Hügelabhangs rasch hinauf. Den kühlen runden Turm umgab dunkler Heuduft, der vom frisch geschnittenen Rasen sacht heranschaukelte.

Löwendanz saß an einem der Steintische, fünf Bierflaschen standen vor ihm. Eine Ahornkrone hing still und lichtlos wie ein gespenstischer Bischofsbaldachin über ihm.

Es begann zu wetterleuchten. Das Licht verwandelte den Baldachin für Sekunden wieder in Laub. Johann blieb im Gebüsch des Ganges, der bei Löwendanz mündete, stehen, ohne sich bemerkbar zu machen. Eine Glasscherbe lag auf dem Tische, eine geköpfte Flasche war in den Sand gerollt. Der Invalide hatte sich die Hand verletzt, Blut tropfte leise auf den Tisch und füllte ein paar Buchstaben der darauf eingemeißelten Inschrift. Löwendanz bewegte sich nicht, und als er endlich eine Flasche an den Mund führte, um zu trinken, bewegte er nichts außer dem Arme und saß darauf wieder völlig starr.

So geschah es, daß ein kleiner Vogel den Träumer zu fürchten aufhörte, dem er, im Laube versteckt, unaufhörlich ums Haupt getrillert hatte. Er schwang sich auf den Tisch, um eine späte Speise zu suchen. Löwendanz erschrak in seiner Versonnenheit, doch verscheuchte er den Vogel nicht. Der kleine Gesell kam zu der Blutlache bei seiner Hand getrippelt, tauchte den Schnabel ein, schmatzte, atmete, schüttelte dann das Gefieder, drehte die kleinen klugen Augen und trank noch einmal. In den halb freischwebenden rechten Oberschenkel des Invaliden kam ein Zucken, das Stelzbein klapperte irr an der Steinbank. Da entflog der Vogel.

Johann trat hervor und begrüßte Löwendanz. Der lachte und schüttelte ihm die Hand. Entschuldigungen wegen des jahrelangen Fernbleibens ließ er nicht zu. Johann erkundigte sich nach der kranken Frau.

„Längst begraben."

Der Invalide nötigte ihn zu sich auf die Bank und nach beklommenem Austausch der jüngsten Erlebnisse erzählte er, daß der Beerdigungstag ganz nach seinem Plane verlaufen war.

Eine Stunde vor dem Begräbnis hatte er sein Haus verlassen, um zu flaggen. Drei Nachbarn hatten ihn den Hügel hinaufgestützt, da er sehr erregt gewesen wäre. Er aber habe ruhig die Tür des Turmes aufgeschlossen und ebenso ruhig den Fahnenkasten unter der Wendeltreppe. Dann habe man ihm das Weitere abgenommen. Als die Fahne droben im windstillen Glanz erschienen sei, habe er vor ihr den Hut abgenommen und sie gegrüßt. Inzwischen wäre seine Stube von den Nachbarfrauen und Kindern ausgeraubt worden. Die Männer hätten ihm nicht helfen wollen, sondern hatten ihn bewacht, damit er nicht von seiner Narrheit erwache und zur Unzeit heimkäme. Man hatte es nicht einmal für nötig gehalten, die geplünderten Kommoden und Spinde zu schließen. Was tat es? Doch damals habe es ihn geschmerzt bis in die Tiefe, wo dem Schmerz eine Wollust beigesetzt ist. Eine Stunde nachher habe er die Fahne wieder eingezogen. Erhitzt war er auf der Höhe des Hügels angekommen, der Schweiß war ihm aus den Ärmeln in klumpigen Tropfen niedergefallen. Er hatte die Treppen des Turms gestürmt, sein Stelzbein vergessen und war ein paarmal hingestürzt. Am Handknöchel hatte er sich die Haut abgeschürft und, durch den körperlichen Schmerz miterregt, hastig am Fahnenstrang gerissen. Das Tuch hatte sich über seinen Kopf gestürzt und ihn fast erstickt, als hätte sich der Geist der Toten wie ein großer Raubvogel auf ihn niedergelassen.

War Johann der Spiegel für eine Eitelkeit? Oder sprang ein frierendes Elend so nackt in ihn hinein, um sich zu bergen und zu wärmen?

Ja, er war ein Spiegel, in dem heute alles Vorüberkommende wesenlos aufging und vergessen war, sobald es nicht mehr hineinstrahlte.

So wußte Johann beim Hinabsteigen vom Hügel nicht mehr, was er vernommen hatte.

Er glaubte jeder Verlockung seiner Sinne und mißtraute ihr im gleichen Augenblick. Erste Regentropfen fielen und spritzten ihm Staubgeruch in die Nase wie schalgewordenen Pfeffer.

Die Katen im Zwielicht waren lampenerhellt und schienen an krummeren Gassen zu kauern als sonst. Die Erde machte Zwergenbuckel zu ihnen hinauf. Die Mauern dünkten den Wanderer leicht wie Papier, und die Hitze des Lichtschimmers in ihnen mochte sie, nähme sie um ein weniges nur noch zu, erheben können. In jedem der dunklen Flure glaubte er breite Weiber sitzen und stehen zu sehen, die alle auf ihn warteten, ihm winkten und ihn lockten. Schritte näherten sich hinter seinen Fersen. Entgegenkommende Frauen streiften mit elektrischem Bann seine Haut, daß sie mit dumpfer Hitze alle Poren auftat und mit eisigem Prickeln sofort wieder schloß. Sein Herz schlug so schnell und laut, daß es seine Rhythmen wie gewaltige Pendel vor und hinter seinen Füßen aufsetzte.

Seine Hoffnung auf Geborgenheit in Steins Hause wurde enttäuscht. Der Flur hatte einen fremden Hall und Geruch. In dem leeren Zimmer, das er durchschreiten mußte, um zu dem seinen zu gelangen, war nasse Wäsche aufgehängt. Er bog beklommen den Kopf unter den kreuz und quer gezogenen Leinen tief herab, denn es hing wie ungeheure weiße Sägen in der Luft.

Rasch entzündete er seine Lampe. Von dem aufgeschlagenen Buche leuchtete Friede. Er setzte sich, zog es heran, blätterte einige Seiten zurück und las: als er wieder

bei dem Satze stand: „Ich nenne alle transzendentalen Ideen, sofern — —“ fiel plötzlich das Buch auf die Erde und Johann ihm nach.

Als er sein Bewußtsein in der Einsamkeit der Stube wieder zusammengelesen hatte wie ein Maß Früchte, die verschüttet und bestaubt in den Winkeln lagen, doch nicht zertreten waren, wußte er zunächst nur, daß ihm etwas peinlich Böses zugestoßen sei, doch nicht, was. Erst an dem Speichel, der auf seinen Kleidern haftete, und an dem Blute, das er sich bei seinem Fall aus den Lippen gebissen hatte und das ihm der Spiegel an seinem Kinn und Halse zeigte, ertastete er den schrecklichen Namen und das von seinen Gedanken geflohene Bild seiner Krankheit.

Sein erster ganz klarer Gedanke war: niemand etwas sagen! — Sein zweiter: sterben! — Sein dritter wiederum, als er Hoffnung geschöpft hatte, es werde bei diesem vereinzelten Ausbruch bleiben: niemand etwas sagen!

Er goß hastig Wasser in seine Waschschüssel, tunkte die besudelten Rockzipfel hinein, ließ den Kragen schwimmen und sich vollsaugen und wusch daran so lange, bis nichts zu sehen war.

Wie ein träges Tier, das unvernünftig gepeitscht wird, mußte er noch einmal den Weg zurücklegen, den er vor einiger Zeit gegangen war. Qualvoll prüfte er, warum dies wohl verlangt wurde.

Er fröstelte und war gierig nach Schlaf.

Das rote Innere von plumpen Öfen schienen die Häuser am Wege. Die dunklen Mauern, die man kaum sah, mochten heiß anzufühlen sein. Sie verscheuchten die Kälte nicht, die im Wetterleuchten wie in breiten Schollen vom Himmel geworfen wurde.

In der Dunkelheit des Schloßbergs saß Löwendanz, schlafend, den Kopf zwischen den Bierflaschen auf der Tischplatte. Das Wetterleuchten ließ die regengefüllten Inschriften zuweilen zwecklos aufleuchten. War das nun gelogen? Johann sah das Bild des Alten nämlich noch

unten in der menschenleeren Stadt, auf dem Marktplatz, an einer Straßenkreuzung. Bei entschlossenem Aufmerken war es nicht mehr wahr. Und mit einem warmen Trostgefühl dachte Johann, er habe sich auch über das Frühere getäuscht, die Furcht habe ihm ein Gespenst geschickt. Waren nicht die Ereignisse der früheren Jahre insgesamt Trug, fahle Lichtritzen in der Kerkerwand dieser Stunde und sie selbst nur wahr mit ihrer Schlafsucht und ihren Löchern im inneren Dunkel, durch die jetzt Fratzen hereinschauten?

Er ging durch die Straßen, die Hände in den Taschen. Links von ihm leuchtete die Reihe der Laternen. Sein Schatten, der an seinen Füßen entsprang, fuhr immer wieder rechts um ihn herum, einfach, zweifach, dreifach, vierfach, — bald blaß, steif und lang, bald schwarz und scharf, bald mit wippenden Stößen in die Ferne fahrend, bald beharrlich schräg über alle Hindernisse laufend.

Dieses beständig um ihn kreisende Rudel von Johannen war er und war er nicht. War er krank, so mußte die Krankheit in den schwarzen Umrissen auch sein, in ihnen allen: über die Fliesen, die Rinnsteine und die Kellerfenster der Häuser schleifend, — gesät in alles wie eine flüchtige Saat, und beim nächsten Schritte nicht mehr vorhanden.

Diese Schatten waren nicht unterschieden von denen, die der vor ihm trottende Mann mitnehmen mußte und die mitunter die seinen kreuzten.

Wie war das alles wunderlich? — Alles war sich so ähnlich und alles so fremd, — ach, konnte es damit nicht genug sein? Und mußte einer jenseits davon noch etwas Weiteres tragen?

9

Zwei neue Anfälle betrafen Johann in der Klasse. Er konnte an eine fernere Verheimlichung nicht denken. Stein zwang ihn ins Bett und holte ihm einen Arzt. Leonhard wurde benachrichtigt. Um ihn zu schonen, hatte man Wochen damit gewartet. Inzwischen war der Knabe aufgestanden und ging gesund, heiter und sicher umher. Das Übel hatte ihn verlassen, daran zweifelte er nicht.

Johann wurde aus der Schule genommen und sollte heim. Er sträubte sich nicht, obwohl er von seiner nun endgültig unerschütterlichen Gesundheit überzeugt war und obwohl er die Studien abbrechen mußte, die ihm lieber waren als allen Klassenkameraden.

Seine kleine Habe sollte nach ihm abgeholt werden. Er nahm nichts mit als eine große Puppe, die er für Susanne gekauft hatte.

Sie freute sich über das Geschenk und schleppte die plumpe blaugestrichene Puppenwiege immer in Johanns Stube. Der Pflegebruder saß dort viel über seinen gewichtigen Büchern, ließ sich gern von ihr umspielen und staunte in die Felder hinaus, deren Bestellung zu lernen ihn niemand einlud.

Als er in einigen Wochen schwerfällig wurde und eine gärende süßliche Wehmut ihn erfüllte, schob er das dem Ausbleiben Susannes zu.

Sie kam nicht mehr. Und eines Nachts erkannte er, daß er nicht auf sie gewartet hatte mit seinem untätigen Dämmern, sondern auf einen Befehl der höheren Mächte, welche ihn in ihrer Hand hielten. Er erwachte und bildete sich ein, wiederum einen Anfall erlitten zu haben. Zwar war dies nicht der Fall, und seine Mattigkeit war auch

nicht so dumpf wie vor Wochen in seinem städtischen Zimmer, doch verdüsterte ihn die Unmöglichkeit, seine Einbildung als Einbildung fest zu erkennen, nur tiefer. Also die Erinnerung an den Zustand seines eigenen Körpers in der vorigen Minute zerrann ihm wie ein Knall im Ohre! Diese seine Hände, diese seine Beine regierte er jetzt, und eben noch waren sie fern und tot wie die Wurzelstrünke der Toreichen! Das ertrug er nicht! Er würde wahnsinnig werden darüber. Nein, er würde dem zuvorkommen. Hatte er vor seiner Heimkehr geschwankt, ob er leben oder sterben sollte, jetzt stürzte er sich in seinen Entschluß, ein Ende zu machen. Der Schweiß brach ihm aus — er stürzte sich gleichsam auch in diese Nässe wie in ein Bad aus Galle, das ihn überflutete, ihm in den Mund drang, herb und ekel.

In der Frühe würde er wissen, wo, auf welche Art er es tun wollte, was sein mußte. Er setzte sich die kleine Frist. Er wurde sanft. Ein Engel würde ihn rufen, das wußte er plötzlich als großen einschläfernden Trost und beugte sich unter das dargereichte Joch des Geschicks, das ihn auf die Kissen drückte.

Des Morgens — die Mondsichel stand noch blank wie ein frischgegossener Silberschmuck am Himmel — suchte er Susanne in ihrer Kammer auf. Das Mädchen hatte gerade das Bett zurecht geworfen und bemühte sich, die Decke mit dem rechten Schwunge hinüberzuwerfen, ohne das lockere Federgebäude einzubeulen.

„Guten Morgen, Johann. Ein früher Gast."

„Susanne, du spielst ja gar nicht mehr mit der Puppe, die ich dir geschenkt habe."

„Nein, die Naht an ihrem Bein ist aufgegangen, und das Sägemehl ist heraus. Johann, gibst du mir neues Sägemehl und nähst die Puppe wieder zu?"

„Ja, wollen wir in der Schirrkammer nachsehen, ob unter den Hobelschnitzeln was zu finden ist."

Das Mädchen gab ihm die Hand und trabte mit ihm hinaus.

Sie fanden unter den Hobelspänen nichts, es mußte erst kürzlich ausgekehrt worden sein. So nahm Johann denn eine Säge, spannte sie sich, klemmte schöne glatte Bretter, die an den Wänden standen, und die weißen Zylinder eines gevierteilten Birkenstammes in die Hobelbank und sägte überall Stücke ab, ohne Überlegung, ob das Holz verdorben würde.

„Von den Bretterstücken, die hier abfallen, mache ich dir einen Wagenkasten, und von den Kreisen, die ich heruntersäge, Räder. Die Kutsche wird so groß werden, daß die ganze Puppe Susanne darin Platz hat."

Susanne schöpfte eifrig das Holzmehl in ihre Schürze.

Da störte sie der Großvater. Er nahm, ohne ein Wort zu sagen, Johann die Säge aus der Hand und hängte sie an. Mit einem gelben Zollstock maß er die verschnittenen Bretter nach und warf sie dann vor die Tür. Die birkenen Rümpfe lehnte er wieder an die Wand und ging.

Susanne sprang ihm nach.

Johann schlich in den Garten. Nun wußte er, warum er so schwerfällig geworden war. Die kleine Frist versiegte. Er hatte sie vergessen, aber sie nicht ihn. Heute war der letzte Tag. Er sah sich in seinem Innern nicht um, prüfte die Eingebung nicht nach, er war bereit.

Der schwarze Alte hatte ihn über einer Liebesmühe ertappt, die erst durch seinen spitzfindigen Blick zum trüben Verfehlen wurde. Der Engel, der ihm die Säge aus der Hand nahm und zum Aufbruch mahnte!

Die Mondhippe stand wie ein Wiegengängel hoch im gläsernen Haus, wie ein Gängel an Susannes blauer Wiege. Die Wiege war auf einem Stern. Ein Sternelefant schwenkte sie mit seinem Rüssel, ein Sternaffe kletterte in einer schattig darüber gebeugten Palme und warf Datteln hinein. Der Schläfer darin reiste in übelkeiterregendem Schwindel durch purpurnen Schlaf.

Um Abschied zu nehmen, trat Johann in den Pferdestall. Er hatte früher so gern auf diesen Tieren reiten wollen und es, seitdem Susanne ihm damals, als er aus den ersten Schulwochen heimkehrte, zuvorgekommen war, halsstarrig abgelehnt, ein Pferd zu besteigen. Nie hatte er geackert, geeggt und geerntet. Jetzt vor seinem Tode, so dachte er, wollte er einmal reiten. Er mußte es kennenlernen, was ihm in erstickter Sehnsucht zum wollüstigen Geheimnis geworden war.

Er erwählte sich die magerste Mähre und bestieg von der Krippe aus ihren Rücken. Das Pferd erschrak, tanzte beiseite und erregte das nervöse Nachbartier, das einen Satz tat und ausschlug. Johanns Herz pochte.

Aber er saß nun auf dem Rücken des Tieres, und alles beruhigte sich. Es war ein Ritt wie auf den hölzernen Karussellponnys: sie kamen nicht vom Fleck, man sauste aber ein paarmal um den ganzen Horizont und sah verloren auf das getrichterte Gewühl des Jahrmarktes, hörte das Gebimmel vor den Buden wie in die Erdrinde hinein ersticken und fühlte das Geschrei der Leierkasten sich nackten Gebisses in das Trommelfell stürzen und über das ganze Ohr, so daß man das Kitzeln davon mit der Hand abreiben mußte.

Das Pferd hatte ein spitziges Rückgrat. Johann klemmte es fest zwischen die Schenkel und rutschte geduckt bis zum Halse des Pferdes herauf, wo das Tier schmal wurde und die Knochen noch höher hervorstanden. Sie schnitten schmerzhaft zwischen den krampfig pressenden Beinen ein. Johann wünschte diesen Schmerz, und sich immer gewaltsamer andrückend, blieb er gleich einem Höcker eine Weile auf dem Pferde sitzen. Er spürte unter sich eine dunkle fremde Welt warmen Lebens. Merkwürdig, daß ihm in der Hingebung an sie mit wehmütiger Helligkeit der Gedanke an die geöffnete Decke über Agathes Küche kam, dann der an seinen Konfirmandenunterricht, nur sah er das Mädchen nicht jenseits des Tisches sich

gegenüber, sondern der Stuhl war so nahe an den seinen gerückt, daß sich die Knie weich berührten, dann knöchern preßten.

Unter diesem Sinnen fing er die Mähne des Pferdes zu streicheln an, als liefen die Haare des Mädchens durch seine Hände, und er begann die borstigen Strähnen zu flechten und wieder aufzulösen. Ihn erschreckte das harte Zucken der Muskeln am Pferdehalse, die schauerten, als müßten sie Schmeißen abwerfen, und er betastete abwärts, dann gelinde aufwärts die steife Sanftheit der kurzen braunen Behaarung. Schließlich wieherte das Pferd auf.

Da war all sein geschlechtsheißer Traum vergessen, und er sah nun wieder, wie Susanne von seinem Großvater in frühem Spazierritt über den Hof gelenkt wurde. Nun gönnte er es dem Kinde, es kam ihm so rein und so winzig vor im Vergleich zu seiner Beflecktheit und Erfahrung, daß sich an allem Guten verging, wer es nicht liebte und schützte.

Tränengierig, aber trockenen Auges, schwang er sich in das Heugerüst von seiner weiten Fahrt auf angekettetem Gaul.

Da ragte wiederum der Großvater hinter ihm. In dessen Augen stand geschrieben, daß er ihn nun wirklich für irrsinnig erkenne. Johann ächzte unter einer Last: sein Gewissen urteilte, daß er schuldig und böse sei — denn wo er es war, dort hetzte ihn Leonhard. Er verzweifelte, weil er, wie oft schon! als Sünder von diesen Augenstrahlen gefangen worden war.

Diesmal fühlte er sich daran erinnert, wie er einst die Kaninchen aufeinander zugepeitscht hatte, nur rechtfertigte ihn ein dumpfer Trotz, der ihm den Großvater als den Peitschenmeister, welcher er damals gewesen war, erscheinen ließ, und ihn als das der Begattung widerstehende Wesen.

Gut, ein Abschied durfte nicht zu lange dauern. Der Engel war zum zweiten Male erschienen.

Wohin nun? Vom Hofe weg. Wege führten feldein. Aber es war ja noch so früh, die Sichel freilich nun erblichen.

In seinem Kaninchenpferch hockten die samtigen Klumpen Leben so warm und glatt beieinander, daß er müde die Hände zwischen sie hineinstecken mußte, wie um sie zu wärmen. Scheu hüpften die Kaninchen in alle Ecken. Es war, als sprängen ihre Füße schüchtern und dankbar über den Boden, weil der sie überhaupt trug. Und erst, nachdem die Erde still und geduldig geblieben war, ließen sich die Seidenpelze über den Beinen nieder und breiteten ein behäbiges Behagen des Lebens aus.

Johann ging den Tieren etwas vom letzten Grünfutter rupfen. Es war naßgeregnet. Er holte sich einen Sack und trocknete das Bündel sorgsam daran, damit seine Pfleglinge nach dem Genusse des Krautes nicht platzten.

Das war sein letzter Dienst an ihnen und der letzte Dienst an irgendjemand überhaupt.

Einige Minuten später stand er vor Schmautzens Windmühle.

Die vier steifen Arme warfen sich wie in unbändiger Freude an der glänzenden Erde, dann wieder wie in Trunkenheit vor den Dingen, die in den Wolken vorgingen. Dort hingen riesenhaft die Granitgebirge, in deren Klüfte sich Johann angesichts der Abbildungen seiner Bücher hineingesehnt hatte. In einem chaotischen Lichtschleim wirkte es wie eine neue Schöpfung durcheinander. Die Schwere schwebte, das Dunkle barst, in vorbestimmtem Geschiebe preßte sich durch die Wirrsal eine harte Kuppe. Ein Krater stand auf dem Kopf, in diamantener Explosion brach er aus, Aschensturz mit aufwärts gebogenen Qualmschwänzen breitete tief seinen fahlen Gürtel, aber der Fall hörte an einer leeren Banngrenze der Luft auf und gebar sich immer von neuem aus sich selbst. Dann waren milchige Ströme zwischen Bergen gebettet, atwärts hängend ohne Kaskaden, ihr Brausen brauste hinter dem Winde, sie fielen nicht und schütteten sich nicht aus, sie waren apokalyptisch getragen wie mit Adlerflügeln. Dann wickelten die Eishöhe Meilenbänder graugrünen Dampfes ein, der feucht und giftig geduckt blieb. Lauter entsprang er aus riesigem Quelloch, doch bald schwelte er Schwefel- und Nikotinschwaden aus. Wiederum plötzlich goldene Geisire, die aus der Sonne kilometerhoch aufsprangen und das Gebirge durchtummelten, daß man die traurig schemenhaften Bahnen seiner Schachte sah.

Alles dort oben wartete auf das Lebendige, das es zermalmen könnte, oder auf den Gott, der es ordnen und in feste Gestalten legen würde. Die Mühle stand wie das

Zerrbild eines Weltriesen, wie ein Gottinvalide ohne Hirn und blind und verzweifelt vor dem Wirrwarr und griff nur mit den vier lahmen Armstümpfen danach auf und daran vorbei, immer empor und herab. Nichts gehorchte auf die Winke, nicht einmal die freche, rauchende Lache wurde zerschnitten oder aus der Bahn geweht.

Aber der Mensch, der droben von dem Mahlen der Gebirge zermalmt werden konnte, kam in Johann. Er brauchte sich nicht erst in die Mühle schleichen und durch den Korntrichter auf die Steine senken lassen, daß sie ihn blutig zerschroteten. Wer weiß, ob das Getriebe für so großes Korn eingerichtet war! Er brauchte den verzweifelten Armstümpfen nur einmal fest die Hand zu geben, und sie rissen ihm den Arm vom Leibe. Er brauchte sich von ihnen nur einmal auf die Hüfte schlagen zu lassen, und er flog wohl leicht empor und konnte sich in dem Chaos überm Scheitel zerschroten lassen, daß es rot würde da in den Ätherbergen und -strömen und vielleicht einem fernen irdischen Wanderer ein Blutstropfen von der Sonnenhöhe auf die Wange oder die Hand fiele. Eine bittere Verzerrung meißelte das Gespenst eines Lächelns in Johanns Gesichte fest:

Nein, nein, er hatte wieder nur gespielt, aber der Gedanke, sich von den Mühlenflügeln um die Lenden fassen zu lassen, war dennoch gut. Vielleicht machte der Körper nur einen kleinen schwarzen Bogen durch die Luft und fiel zerschlagen in das Brachfeld hinab, aber für die Seele reichte der Schwung aus, und sie zischte in die neue, öde, schwebende Schöpfung der Höhe. Ob das ein Zucken wie einen Tagblitz über die Erde warf? Ob die Baumwipfel erschraken und die Pferde im väterlichen Stall ausschlugen und die Hühner mit gebreiteten Flügeln vom Hofe liefen? Und sein Vater und Großvater streckten die Gesichter nach oben, kalt, und erschraken!

Sein bitteres Lächeln vertiefte sich und nahm einen verspielten Ausdruck an.

Nein, nichts in den Dingen erregte sich um seinen Tod. Kein Blatt fiel darum von den Eichen hinter der Mauer, ihre Kronen blieben die verrosteten Feuerhaufen, das Mehl hörte in der Mühle nicht auf, aus seiner hölzernen Tüte zu fließen, das Wasser auf dem Herde nicht auf, in seinem Topfe zu gurgeln und zischen.

Wozu die Eitelkeit? Sein Lächeln erlosch in jähem Grausen. Er stolperte, als wäre er sich selbst im Bilde seiner Krankheit schreiend und zuckend vor die Füße gefallen, und mit der ganzen Beschwerung seines Schicksals wanderte er mit breiten Schritten auf die Mühle zu. Feigheit vor dem Aufhören? Einmal aufzuhören blieb doch gewiß. Ein körperlicher Krüppel war er schon. Nun auch seinen Geist sich durch die Fallsucht stückweise stehlen lassen, ihn qualvoll und langsam ausgießen lassen wie ein lästiges Feuer, oder ihn stinkend verfaulen lassen oder ihn bei höhnischer Geduld mit erschlaffendem Arzneigifte vergiften lassen? Er wehrte sich dagegen mit dem Tode! Auf einen Schlag aufhören! Noch mit der herben Kraft dazu gerüstet, noch mit allen Sinnen und mit unversehrtem Geiste lodernd!

Was wollte er mit dieser ganzen Kraft sich zum Genusse der letzten Wunde noch zuteilen? Irgend etwas Verzärteltes, Nahes, Schwaches, etwas, das nicht ablenkte und wankend machte!

Mit den Augen in dem Wolkenparadiese wandeln? Das war unirdischer Trug. Und das Paradies verdunkelte sich alsbald, wurde einförmig und hörte fast auf zu sein, — eine Warnung. In die Mühle gehen und das dunkel grunzende Geräusch der Steine hören? Das könnte eine Trostmelodie werden, etwa immerfort lauten: rettet, Engel, die Menschenzeit!

Zeit selbst wollte er sich als letzte Gabe zuteilen und sie reinigen von allen Bildern, Vorstellungen und Gefühlen.

Er zog die Taschenuhr heraus und setzte sich auf den Grenzrain nicht weit von der Mühle. Von ferne flogen

Krähen heran, gerade auf das gestelzte Haus zu. Johanns Herz schlug. Jetzt würde eine von ihnen zwischen die drehenden Windflügel geraten, und er sähe, wie weit ins Feld geschleudert sie fiele. Denn falls die Wucht des Schlages bei ihm nicht hinreichte und man ihn vielleicht noch lebend auffände, — er wußte, noch einmal würde sein Wille für das Entsetzliche nicht ausreichen. Die Krähen reisten weit an der Mühle vorbei und setzten sich ins Feld. Johann war enttäuscht und gönnte ihnen das Licht nicht. Er mußte daran denken, wie er einst von Krähen wie von dunklen Pagen begleitet, mit königlichen Hoffnungen Lumpen gesammelt hatte. Wenn ihm nun die Krankheit in die Gruft folgte und später, wenn es niemand mehr sah, im Sarge drunten seinen Leichnam schüttelte? Oder in den anderen Formen seines Fortlebens mitlebte? Es konnte doch sein! Wer wußte das? So drohte der Sinn alter Märchen. Und vielleicht äonenweit lag eine Nacht, — dann endlich war alles still.

Er strich sich über den Kopf, weil er Geistesfinger in seine Haare schleichen fühlte, und das beruhigte ihn. Für einen Menschen, der wie er sich mit philosophischen Grübeleien abgemüht hatte, war die Erregung durch empfindsamen Trödel eine Schande. Was hatte er sich zugeteilt? Ein Stückchen Zeit allein, die er reinigen wollte von diesem Gedankengeschwärm, das aber wie ein gereiztes Wespenvolk sich erst recht darauf stürzte.

Er hielt noch die Uhr und sperrte mit krallenden Fingernägeln die innere Kapsel auf, als käme er so der Mitte und Quelle der Zeit näher, aber die blanke Ordnung darin, die gelben Zahnräder und die pulsende Mechanik brachten wieder nur eine abstumpfende Neugier in ihm auf und entfernten ihn von seinem Ziele.

Nicht zögern! An der Uhr wollte er die Kraft der Mühlenflügel erproben. Er machte sie los, trat nahe an die Mühle und warf sie den Flügeln in den Weg. Die Uhr flog weit ins Feld. Doch sie war ja ein lebloses

Ding. Er schickte ihr die Rute nach, mit welcher er die Kaninchen aufeinandergehetzt hatte — oder war das nicht heute gewesen? — und ließ sie sich diesmal aus schlaffer Hand reißen. So, nun stand er schon ganz nahe, fast schnitten die Flügel an seinem Ärmel entlang, ihr Schwung machte ihn schwindlig, er brauchte sich nur noch ein wenig vorzubeugen, so spalteten sie ihm wohl, obschon sie keine Schwerter waren, Schädel und Rumpf. Hätte er nur statt der Rute ein Kaninchen gehabt, das war etwas Lebendiges. Daran hätte er gesehen —

Er schnaubte ein Lachen heraus, weil er sich auf dem Gedanken ertappt hatte, wirklich rasch eins der Tiere heranzuholen, und gleichzeitig fing er an, den Oberkörper leis hin und her zu beugen. Nur noch um ein Geringes größer den Pendelschlag, nur noch um ein Geringes, so genügte es.

Währenddessen zählte er zusammen, welcher Anteil ihm an den großen Gütern der Menschen in seinem Leben geworden war. Ihm war schon alles, alles geworden, dachte er im Triumph.

Doch der Triumph war nicht Siegesgefühl über das Leben, sondern wurde Siegesgefühl über den Tod, denn er entdeckte jäh, daß noch das Weib fehlte, und er wußte, daß er nicht fortgehen konnte, ehe es ihn einmal umfangen hatte. Obgleich es ihm zu nichts half, ihn nicht rettete noch heilte, nur um dies Letzte auch noch zu wissen, mußte er warten.

Regentropfen hingen an seinen Wimpern wie ihre Brüder und Schwestern, die Tränen, in ihrem Seidenschirm, denn Tränen waren ihm aus der wirren Höhe seines Geistes gefallen, genau wie die strömende Wolke angefangen hatte, das Chaos der hängenden Nebelwelt zu zerstören. Mit der Trauer dieses einen Wunsches nach dem Weibe hatte all sein schwermütiges Dichten zusammengehäuft: der Tagblitz, der die Eichen erschrecken sollte, die Blutstropfen von der Sonne auf den ferneren Wanderer

und alles andere; sein Vorhandensein erfüllte, bereicherte und veränderte die ganze Welt des Herzens. In Johann war nicht das Verlangen nach der oder der, sondern nur der Drang des Verlangens allein.

Die Lupinen am Rain leuchteten in der Regendämmerung auf wie kleine Laternen, jede in der unberührbaren Einsamkeit ihres eigenen Lebens, jede einmal vom pfeifenden Windhauch angetupft und geschaukelt, keine doch gestört am einsamen Mittelpunkt ihres Lebens.

Die Mühle stand nun auf ihrem Bocke zurückverwandelt in das alte morsche Kennzeichen des Dorfes, das die Felder im Sommer- und Winterfrieden um sich scharte und gegen die unbekannte Ferne sein Kreuz schlug; jetzt in dem Platzregen war sie es am meisten.

Johann wußte, wohin seine Uhr geflogen war, er ging sie auflesen. Das Glas war bis auf kleine Splitter abgesprungen, der Rand ein wenig verbeult, das Werk stand.

Johann schämte sich nicht seiner Flucht nach Hause. Er brachte eine größere Geduld und Liebe für alle Menschen heim aus seinen Qualen und die Bereitschaft, das Fremde außer ihm wie das in ihm zu ertragen.

Der unsichtbare Raum, den wir in uns tragen, damit er die Rufe der Welt in Echos vervielfältige, war größer, sonderbarer und reicher geworden. —

Monat um Monat verging, der junge Mensch blieb gesund und blühte. Hätte ihn jemand gefragt, ob er an einer peinvollen Erinnerung trage, er hätte geantwortet: nein.

II

Im Sommer, der auf diesen Sommer folgte, starb Leonhard Wendenich; er starb, obgleich seine Füße darauf noch eine Reihe von Jahren über die Erde gingen, obgleich noch in vielen Nächten sein Haupt in den Kissen von goldgrünen Jugendträumen besucht wurde.

Er erlebte feierlich seinen Abschied von der Erde und reihte sich dann ihren Mühsalen noch einmal ein.

Eines Morgens stand er unter der Torpappel und vernahm ihr Rauschen wie das Getöse eines Wassers. Seine Gedanken hatten das Klappern der Blätter wohl seit einem Menschenalter überhört, und seine Ohren hatten sich daran gesättigt wie der Leib an der täglichen Nahrung. Und nun war jenes Wassertosen nicht vor ihm, sondern er stand mitten darinnen. Der Baum schien verschwunden, seine Härte und schlanke Höhe, das grüne Schmetterlingsheer entlang seinen gedrängten Ruten dünkte ihn weniger als ein Schatten: das Blasen und Brausen richtete das Blendwerk des Stammes auf. Ein steiler Wirbel raste auf der Stelle, eine Windhose verbissener Stimmen verdichtete sich zum runden Holzturm, die seherische Trunkenheit ihrer Kraft stürzte jäh in ein jahrhunderttiefes Alter und war im Augenblick zu gleichmäßiger, unbewegter Ruhe geklärt, ein ausgesperrtes Sausen winselte draußen und zappelte als laubiger Schaum um die Wettersäule. Löschte man den Blick des irdischen Auges aus und maß mit dem Ohre das Geschrei aus, klomm man ihm nach in die Höhe und Breite und Tiefe, so verwandelte man sich in den Baum.

So blickte eine Leidenschaft, fern von Mitleid oder Freude, aus Leonhard auf die Pappel. Sie trieb das Herz nicht

an, ruhte neben seinem Schicksal wie ein Stein neben der Wurzel des wachsenden Stammes, nichts weiter als vorhanden, nichts weiter als an ihrem Ort.

Aus Wolken baute sich eine riesige, ungeheure Felsengrotte über ihm. Der Sturm stemmte sich unter ihren Bogen und schleppte sie wie ein Schildkrötengehäuse; sein Atem schien aber wie ein scharfes Gift, denn er schmolz, wetzte und durchlöcherte die schwebenden Felsen. Glühendes Eisen schien von oben auf das Grottendach zu drücken, die Sonne, nah und groß heruntergesunken, schien durch die Poren in gewaltigen Stücken jeden Augenblick herunterdonnern zu können. Trotz der Höhe, in der dies alles vor sich ging, ahnten die meisten Lebewesen wohl Einkerkerung und Gefahr und bargen sich.

Auch Leonhard betrachtete das goldenschwarze himmlische Bersten mit stumpfer, abergläubischer Scheu. Kundig des Wetters, war er heute nicht beruhigt.

Aber er fühlte sich auf eine unaussprechliche Weise gerettet. Obwohl er keine Gefahr bestanden hatte, wie den Ausbruch eines Kraters oder den Schlag eines Blitzes, kehrte Friede und Geborgenheit in ihm ein wie Choralgesang. Nicht Dolch oder Kugel aus dem Hinterhalt bedrohte jäh das Leben, — es gab jähere Überfälle aus dem rätselhaft und tief Verborgenen. Droben war die Überwelt einmal im Abbild erschienen.

Die riesige Schildkrötenschale, gleißend von der Herrlichkeit des Tages und der Nacht, wälzte sich über ihm vorwärts fort und ließ doch ihren Zenithpunkt immer über seinem Scheitel. Er schritt sicher, langsam aus, wenngleich auch der Boden unter ihm schaurig verwandelt war. Die Erde schien nur eine leichte Kruste, dünner als ein Blatt Papier, und wie in die Tiefe, so schien sie auch nach vorn und rückwärts keine Ausdehnung zu haben. Die geringste Regung eines Wunsches konnte sie in sich zusammenschnellen lassen, so daß sie nicht mehr da war. Es war bis zu den Grashalmen des Wegbordes zwei Schritte weit,

bis zu den Lupinen vier oder bis in ihre Mitte vierzig, bis zu den nächsten Dorfgärten ein paar hundert, aber jetzt galt ein Einmaleins, das einem irr im Munde lallte und nichts davonnahm noch dazutat. Alles, was die Augen ergriffen, stand da wie ein Stellvertreter seiner selbst, die Gestalten wehmütig wie nach ihrem letzten Augenblick, die Farben, wie um die graue Leere flatternd, gnädig ausgelöscht! Die Hände und auch die Blicke würden überall hindurchgreifen wie durch ein Nichts. Härte, Duft, Laut, Form waren nur zusammengeschart, um dieses Eigentliche zu überwuchern.

Leonhard betrachtete eine Weile das Durcheinanderhuschen der Blätter. Es konnten die Schemen von Mäusen sein oder die Schemen von Menschen. Sie konnten sich in der Fläche auf und ab drücken oder in der Tiefe, es galt einerlei. Sie mochten hin und her zittern oder sacht atmen, sich an die Stiele klammern oder fallend schwirren, der Wille hatte sie losgelassen, und auch der Wind war kein Wille, und auch die Wachstumskraft aus den Wurzeln nicht. Spannte sich der Rahmen dieses Geflatters so weit wie eine offene Hand oder meerweit, — alles gleich, alles gleich. Preßte sich die Zwergen- oder Riesenfaust zu, sie kelterte nicht ein Tröpfchen Saft, nicht die fröhliche Augengabe der Purpurschnecke, nicht Krankenbalsam, nicht Gift, nicht Wasser, nicht einmal ein Stäubchen.

Versuchte man darüber nachzugrübeln, so wurde man auf seinen Weg zwischen den irdischen Feldern zurückgeschleudert und ging, als hätte man seit dem vorletzten Schritte nicht Sternenprovinzen ausgemessen, — begehrte man aber in seinen Tiefen nichts, so war es schwermütig schön, mitten im willenlosen Weben zu sein.

Als Leonhard ein Stück feldeingegangen war, kam ihm Johann entgegen. Er beschleunigte seine Schritte. Mit so viel warmer Freude wie jetzt war er noch nie auf ihn zugetreten. Zum ersten Male machte ihn seine Stimmung zum Verwandten des Knaben. Ohne es je besprochen zu

haben, fühlte er, daß er in inneren Gefilden weilte, wo Johann heimisch war. Johann hatte nun erstaunlich genau dieselbe Größe und Haltung wie sein Großvater, stand wie ein leichteres, eigentlich bleicheres Spiegelbild ihm gegenüber. Der Alte reichte ihm beide Hände und schüttelte sie.

„Du bist also nicht bei deinen Weisen des Altertums?“ fragte er.

„Ich will sie vergessen. An einem herrlichen Sturmtage wie heut ist es leicht. Und wie ich nun einmal bin, wäre es überhaupt nicht schade, wenn ich von ihren Büchern keine Seite kennen gelernt hätte. Kommt man nicht dazu, daß man sich weder ihrer erinnert noch sie vergißt, um den lebendigen Nutzen ihres Daseins zu haben, so bleibt die Beschäftigung mit ihnen zwecklos. Und der Weiseste von den Alten ließ am Ende seines Lebens alle eitle Absicht der Erkenntnis oder der Bestätigung seines eigenen angespannten Wertes fahren.“

„Wie das?“

„Er ließ sich auf der Flöte vorspielen.“

„Warum?“

„Zu keinem Zwecke. Um auch dies noch zu haben. Um eine Melodie noch zu vernehmen, weil er noch ein Gehör hatte. Um etwas noch kennen zu lernen. Es war ihm gewiß nicht darum zu tun, eine Angst einzuschläfern, in einer Wehmut seine Seele davontragen zu lassen, einer Erinnerung durch Töne den Tanz zu erleichtern. Es war nicht Verzweiflung und nicht Gleichmut, die beide zu viel Zeit haben und das Überflüssige tun. Es geschah nur darum, weil es schön ist, ein Lied zu hören.“

Leonhard schwieg darauf. Kaum zuckte die Frage schwach in ihm, ob man es bestimmt wisse, daß der Weise aus dieser Klarheit heraus den Flötenspieler habe rufen lassen. War es ihm nicht schon ein Beweis über alle Schriften, daß Johann ihn recht beschied, wenn er sich fast in den längst seiner Leiblichkeit entrückten Weisen verwandelte, während er flüchtig von dessen schöner Stunde des Hin=

tritts vernahm? Daß aber der Knabe neben ihm sich nach solcher Schönheit sehnte, verschleierte seine schwarzen harten Augen mit gütigem, feuchtem Lichte.

Johann hatte eine solche Weichheit nie an seinem Großvater beobachtet. Er erschrak, zögerte und folgte dann sogleich, um einen halben Schritt zurückbleibend. Was er an schmerzlicher Geringschätzung durch den Alten jemals erlitten hatte, auferstand als feurige Scheu und verehrende Liebe.

Sie gelangten weit hinab gegen den Strom zu, wo sich in der Talbucht die Torfwiesen breiteten. An dem ersten wohl anderthalb Meter breiten Graben standen die drei Ausheber und arbeiteten einander in die Hände. Die Grabenwand war schon neun Klemm tief, und das Wasser stieg in den leeren Würfeln, die der Stichel zurückließ. Zum ersten Male wunderte sich Leonhard ebenso wie Johann mit seiner jungen Aufmerksamkeit, wie der eine Ausheber so sicher zustach und besinnungslos völlig ebenmäßige Ziegel loslöste, und wie der andere ebenso unfehlbar mit seinem Geräte den Schnitt an der Unterseite des Ziegels ausführte und mit dem gleichen Schwung der Arme das Torfstück auf das Tischchen hob. Hätte man nach dem Wie und Von-wannen ihrer Übung gefragt, die Ziegel wären schief geworden, sie wären ins Wasser geglitten oder zerbrochen. So jedoch spielte das Werk der beiden schlafwandlerisch fort. Der dritte Mann, der Absetzer, pickte die neuen Stücke mit einer Art Forke auf und legte sie zu den früher gestochenen. Am Ufer des Grabens standen sie in neun Reihen übereinander, locker, daß der Wind hindurchpfeifen konnte, abwechselnd eine Schicht mit der Plattseite nach unten und die nächste mit der Schmalseite. Ein kleiner Damm quer durch den Graben sperrte das Wasser von der Bank ab, an der gearbeitet wurde.

Wieder dachten der Alte und der Junge dasselbe: sie spielen mit Würfeln aus Wasser und mit Würfeln aus Erde, die Flut ist der Anfang, das Feuer ist das Ende.

Daß die drei Männer um ihren Lohn arbeiteten, daß Häuser gewärmt und Ackerbesteller genährt werden sollten, — dies war ihnen fern und verklärt wie die Melodie einer Flöte.

Sie näherten sich dem runden Hange des Hügels, der dichter an den Strom herantrat. Dort waren Tabaksfelder. Frauen standen in den Furchen und zogen die großen welken Blätter, die, vor einiger Zeit von den Stauden gebrochen, zu ansehnlichen Haufen zusammengeworfen waren, über lange Nadeln auf klafterweite Schnüre.

„Sind wir schon in der Ernte?" fragte Leonhard.

„Es ist ja Ende August, Herr Wendenich," antworteten ihm zwei der Frauen.

„Richtig, richtig," erwiderte er, „aber war es nicht gestern, als ich Sie die Pflanzen zum zweiten Male behacken und geizen sah?"

„Ach ja, wenn es doch auf dieselbe Weise morgen wäre: die ganze Scheune trocken und verkauft. Aber leider, hundert Blätter machen noch keine Schnur, hundert Schnüre sind erst ein Zentner, hundert Zentner eine Scheune. Da kann das Kreuz wohl lahm sein."

„Es ist wieder gesund bis April, wenn Sie neu säen, oder gar bis Mai, wenn Sie die Strohmatten hochnehmen und die junge Saat verpflanzen."

„Und es tut überhaupt nicht mehr weh, wenn oft genug April und Mai geworden ist," scholl es zurück.

Leonhard und Johann machten eine weite Schleife durch die Niederung und schritten dann heimwärts. Erst als sie die Höhe wieder erreicht hatten, nahm Leonhard das Wort.

„Wenn oft genug April und Mai geworden ist, tut das Kreuz überhaupt nicht weh. — Aber man müßte auch dann noch wissen, nach dem Tode, daß es einmal redlich geschmerzt hat. — Man wird es wissen. Und man wird den Tabak in seiner gelben Blüte stehen sehn. Man wird ihn wieder köpfen wie alle Jahr und seine Freude haben, wenn der Saft in die Blätter schießt und sie dehnt und breitet. Wäre dafür kein Platz in der anderen Welt, so

wäre dort auch für die Freude kein Platz. Aber von der Aussaat bis zur Ernte wird keine Zeit vergehen, denn sonst würde man ja den Schmerz seiner Mühe nicht bloß wissen, sondern ihn fühlen wie hier."

„Will man den Schmerz nicht fühlen, so muß man auch sein Glück nicht fühlen wollen."

„Das will man und das wird man. Und also wird man auch sein Leiden leiden wollen. Aber beides wird keine Ausdehnung haben, damit es ewig vorhanden ist. Ich habe heute die Blätter rauschen hören — —"

„Was keine Ausdehnung in die Zeit hat, hat auch keine räumliche Ausdehnung," knüpfte Johann mit eifriger Schüchternheit die versiegende Rede an.

Leonhard lachte laut.

„Junge, was führen wir ein Geschwätz! Ich Narr erzähle dir, daß ich die Blätter habe rauschen hören!" Ein bebender Ernst zog aber sofort wieder die Falten seines Gesichtes gerade. „Du hast aber recht, Johann. So wie hier unten kann es drüben nicht sein. Wenn du hier einen Ziegel Torf wegnimmst, gleich ist ein Ziegel Wasser da. Und so bis über die letzten Sterne, die du siehst. Und wo es so ist, da ist noch nicht drüben. Das muß anders sein. Wie, wissen wir nicht. Wüßten wir das Wie, es wäre noch nicht drüben. — — Merkwürdig, der Bucklige muß dort seinen Buckel haben, damit er selig sein kann, hätte er ihn nicht, so wäre er ja nicht er selbst, und der Buckel kann doch zugleich nicht der Buckel sein, sonst wäre keine Seligkeit möglich. — Wie kommt das nun zusammen? — Der Aufenthalt dauert keine Zeit, und die Seligkeit dauert keine Zeit — bückt euch nur im Tabaksfeld, es tut niemals weh. Bückt euch nur. — Und zwischen dem Ziegel aus Erde und dem aus Wasser hat das ganze blühende Feld Platz. Es tropft vom Stichel des Aushebers das Feld mitsamt den Ernterinnen wie ein winzigster Wassertropfen, und in dem Tropfen haben noch die drei Ausheber selber und ihre schwarzen Torf-

gebäude und der Graben, aus dem der Tropfen genommen wurde, reichlich, überreichlich Raum.“ Er tat ein paar schnelle Schritte und blieb in sich versunken stehen. Johann wagte nicht, ihm zu folgen. Und als er ihn murmeln hörte: „Mein Sohn Andreas“, da wußte er, daß er auf diesem unendlich weiten Wege auch nicht folgen könnte.

„Du hast dein lahmes Bein noch. Natürlich. Sonst wärest du nicht gestürzt, und wärest du nicht gestürzt, so wärest du nicht der Andreas gewesen.“

Plötzlich wendete er sich an Johann.

„Ich denke an die Mutter Christine.“

Aber kaum schien er seine Gedanken ihr wirklich zugekehrt zu haben, als ihn die Fülle des Unlösbaren schwindeln ließ.

Er fuhr sich mit den Händen durch die Haare und heftete dann einen sehr ernsten, tiefer und tiefer erstaunenden Blick auf seinen Enkel.

Johann ließ die Wimpern sinken, als müßte er sich mit Unsichtbarkeit schützen. Schamvoll kostete er die Verzeihung nach, die der Großvater seiner Krankheit jetzt im Himmel gewährte. Ja, Leonhard sah ihn in seiner Krankheit, und sie war keine Krankheit mehr. Nur hatte Johanns Überlegung sich verwirrt, er fühlte sich gefesselt zum Abrahams-Opfer.

Darum entfloh er, verlegen zuerst und zögernd, dann seine Tritte beschleunigend.

Die Äcker um Leonhard her trieben noch ihr Kraut; ohne Kummer, ob es geschont oder geschnitten werden sollte, wehte es im Winde. Leonhard ließ ihm den Frieden; es grünte breithin in dem Wassertropfen, der von dem Stichel des Tagewerkers fiel.

In den nächsten Tagen fragte er sich, unfähig, sein Erlebnis noch einmal von Grund aus zu erleben, was bei ihm wohl die Stelle des letzten Flötenspiels vertreten könnte.

Er wiegte seine Seele auf dem Schatten einer Weinranke über die besonnte Hauswand hin.

Er erinnerte sich des Bienenflugs im Schmautzschen Garten.

Er sehnte sich, noch einmal eine Hasenfährte im frostkristallenen Schnee zu entdecken.

Und viel Heimliches dergleichen.

Immer war das freundliche Lichtpünktchen in seinem Gemüt eine ferne Sonne des Weltraums, die heranbrauste mit betäubendem Schall, wuchs, wuchs und ihn schließlich verschlang.

Sein Ehrgeiz ließ ihn los. Es war nicht gut, es war nicht schlimm, was er im Leben getan hatte. Nur war es wohl schön, daß es getan war, wäre auch schön gewesen, wenn es ein anderer anders getan hätte.

Frau Schmautz und Johann vergewisserten sich zuweilen, ob nicht ein Lächeln in seinen Zügen stand. Nein, die Gesichtsfalten waren gleichsam nur fleißig, wie es die Tagesstunden erforderten. Ohne daß irgend etwas geschehen wäre, fühlten Leonhards Hausgenossen die Gewährung einer größeren Freiheit für sich.

Insbesondere Johann versuchte und tastete nicht mehr in seiner Wirtschaft, sondern betrieb sie wie einen Beruf nach abgedienten Lehr- und Gesellenjahren.

Leonhard hatte an ihm ein Wohlgefallen wie aus der Ferne. Da er keine Macht mehr begehrte, die ihm ein Stück Erde und immer ein neues Stück unterwerfen sollte, konnte er die Vorstellung, daß Johann krank sei, ertragen.

Als es so weit mit ihm gekommen war, fuhr er einmal heimlich in die Stadt. Er wußte, daß dort in einem abgelegenen Viertel ein alter Epileptiker wohnte, ein ausgebrannter, verblödeter Mensch, ein Kindergespött. Die Erinnerung an ihn hatte ihm immer ein Grauen um seinen Enkel eingejagt. Jetzt fürchtete er sich nicht mehr, ihn aufzusuchen. Ja, sein Gebet an das Schicksal war, als letzte Gabe den Lebensausgang Johanns zu sehen, —:

seine Zerstörung. Durch den Besuch bei dem vertrottelten Greise erzwang er gleichsam die Erfüllung dieses Wunsches. Er stieg weit in die Höhle der Zukunft hinab, deren Zutritt ihm verwehrt sein würde, wenn er wartete. Er legte das Greisenalter eines anderen zu seinem Greisenalter und mochte für eine Stunde wohl ein Frevler aus Neugier sein, der anderthalb Jahrhunderte für sich begehrte.

Zwei Schwestern behüteten den blöden Kinnig, zwei Mütter fast. Sie betrieben in der abschüssigen Nebenstraße einen kleinen Handel. Holz, einfach und bayrisch Bier, Obst, eingelegte Heringe, ein Faß Sauerkohl mit vier Pflastersteinen auf dem Deckel, ein paar Säcke mit Kartoffeln und einer mit Zwiebeln — das lag und stand in dem Lädchen beisammen, auf Stühlen, an der Erde und auf dem Brett des einzigen kleinen Fensters. Zehn Gerüche krochen durcheinander, sie schienen in der Luft, gleichviel wo, liegen zu bleiben und sich zu rekeln.

Leonhard erkundigte sich. Die sorglichen Mütter haßten Kinnig. Er bekam seine Anfälle jetzt zwar nicht mehr oft, aber sein Verstand war so durchlöchert, daß er eigentlich immer davon befallen schien. Sie schämten sich nicht mehr, wenn die Leute den Bruder geschleppt brachten und schimpften, weil sie ihn für sinnlos betrunken hielten: sie schalten wieder. Brauchte es jetzt noch Leute zu geben, die den Narren nicht kannten? Er tat ihnen nicht leid. Taten sie ihm leid? Allmählich war er lügenhaft geworden und versteifte sich auf Erlebnisse, die er nie gehabt hatte. Bisweilen verleumdete er Kunden; er konnte nichts dafür, warum sollte man es ihnen mißgönnen? Er wurde auch immer unsauberer. Wenn für ihn ein reines Hemd auf dem Bette lag, versteckte er es und suchte nach dem schmutzigen so lange, bis er es fand. Das war das mildeste. Still davon! Er hielt anderen die Arbeit vor, die er vor der Krankheit geleistet haben wollte, aber er hatte niemals etwas getan, bildete es sich auch nicht ein. Trotzdem

duldete er keinen Widerspruch und versteinte tagelang vor Kränkung, wenn man ihm darüber die Wahrheit sagte. Er aß immerfort und so unappetitlich, daß es den Zuschauer ekelte. In letzter Zeit stahl er beständig, zum Glück nur im eigenen Hause. Bei alledem fühlte er sich über die Maßen behaglich und zufrieden, runzelte jedoch die Stirn und seufzte, als könnte er die Bürde seiner Sorgen nicht ferner ertragen.

„Wie alt ist er?“

„Zweiundachtzig.“

„Mein Gott, und noch immer schüttelt es ihn?“

Leonhard sah auf die Steine, die den Holzdeckel auf den Kohl preßten, als könnten sie anfangen zu schreien wie Fallsüchtige.

Die Schwestern warfen sich Bemerkungen zu, daß das reiche Pack sie für fünf Pfennige genug ausgefragt hätte. Dann fuhren ihre Blicke wie bissige Hunde zum Fenster hinaus.

Leonhard sah ein kleines Männchen vor der Flanke seiner Pferde stehen, schüchtern, drei Schritte vom Gespann entfernt, doch den Kopf in knabenhafter Neugier vorgebeugt, um das Tafelschild mit Namen und Wohnort zu lesen. Die Hände waren auf dem Rücken innig zusammengelegt, die Haare standen aufrecht wie lauter schneeweiße Feuerzungen, die Augen glänzten klebrig und scharf, doch zerstreut. Kinnig sah sich den Wagen sehr genau mit diesen zerstreuten Augen an und spazierte ein paarmal unendlich langsam herum. Dann band er die Tafel mit dem Namen ab, zog die Riemen aus ihren Löchern, vertauschte sie mit Bindfaden aus seiner Tasche und hängte das Schild daran auf das Pferd. Stahl er? Löste er sein Welträtsel? — Darauf ging er noch einmal an den Wagen, beugte sich wieder neugierig über das Schild und vertauschte nach langer Erwägung den Bindfaden mit den alten Riemen.

Erleichtert sagte eine der Schwestern: „Das war nicht gestohlen, das war bloß eine von seinen Reformationen.“ — —

Längst war Leonhard heimgekehrt. Längst dachte er nicht mehr an Kinnig und seine Schwestern. Er ließ jeden Argwohn gegen Johanns Gesundheit fahren.

Der Jüngling blühte in roter Kraft. Er arbeitete wie alle Söhne auf den Gehöften ringsum. Unerregt dachte er manchmal: schade, daß es zu nichts führt, schade, daß ich es zu nichts Besonderem gebracht habe. Öfter hatte er eine hinterlistige Freude an seinen schlichten Werkeltagen und meinte, es gäbe nichts Schöneres. Anders als sein Großvater, wandte er keine Gewalt an, um vorwärts zu kommen, und das schien ihm der Besitz einer großartigeren Gewalt. Ein Schatz, sicher vor Motten und Rost. Seine Hände waren leer, er war stolz darauf. Wie schwer hatte er um diesen Stolz gerungen. Wurde er alt wie der Großvater, so konnte sich sein Kampf um sich selbst vielleicht mit dem Leonhards messen.

Zu Susannes siebzehntem Geburtstage erschien der junge Fischer Frey statt seines Vaters aus dem Nachbardorfe Zehren und bot seine Ware an. Er war schüchtern und zurückhaltend, doch saß er trotzdem lange, in seinem Korbe umständlich kramend, zu Füßen des jungen Mädchens auf der Haustreppe und schenkte ihr zuletzt den schönsten und größten der Fische. Susanne nahm das Geschenk in unbefangener Freude an und schüttelte dem Burschen unbefangen die Hände.

Sie ahnte nicht, daß der Zauber ihrer frischen Jugend schon in die Weite wirkte, und daß mancher, der sie im Vorübergehen erblickt hatte, ihr bei der Arbeit hinter den Hügeln oder auf der Abendbank mit sanften Gedanken huldigte. Im eigenen Dorfe aber wurden die Besitzersöhne emsig, Gelegenheiten zum Umgang mit ihr ausfindig zu machen. Sie tauchten grüßend hinter den Gartenzäunen auf, luden sie in ihren Wagen, wenn sie, aus der Stadt heimkehrend, Susanne auf den Feldwegen überholten, begleiteten sie bei Dämmerspaziergängen und kamen zu Besprechungen mit Leonhard Wendenich oder Frau Schmautz an Stelle ihrer Väter. Es war, als hätte der junge Fischer Frey ihnen ein Beispiel gegeben. Susannes offene und gleichmäßige Kameradschaft wurde ihnen allen zuteil, und da sich niemand bevorzugt fühlen durfte, behielt ihr ritterlicher Wetteifer eine stille und ergebene Form. Die Väter jedoch wagten häufig laute und lange Wortgefechte mit dem schlagfertigen Mädchen. So geradezu verkehrte nur noch Johann mit ihr.

Er freute sich anfangs darüber, daß seine Pflegeschwester so viel Aufmerksamkeit fand. Dadurch waren seine Be-

ziehungen zu ihr, ohne daß es einer Bemühung bedurft hatte, wohltuend erhöht und in einen feierlichen Schein gerückt worden. Ob er durch Fremde in einen entfernteren Rang der Vertraulichkeit gedrängt werden könnte, danach hatte er sich nicht befragt. Es regte sich vielmehr ein Stolz in ihm. Er hatte einen umweglosen Zugang zu ihrer Seele, während alle übrigen sich behutsam und mit vorgeschützten Gründen nähern mußten.

Erst als Wilhelm Rauch, der Erbe eines benachbarten Grundstücks, der seine Wirtschaft in eine übersichtliche Sauberkeit und in einen lebendig wachsenden Wohlstand erhoben hatte, von Susanne offensichtlich bevorzugt wurde, regte sich ein Bangen in ihm, und er fühlte sich heimlich mit den Werbern in Reih und Glied stehend.

War er mit seinem Großvater in ein gutes Werkeltags-gleichgewicht gekommen und war er diesem durch sein Abstandhalten sogar der liebste Gefährte seiner von einem Jenseits überstrahlten Altersmilde geworden, so spürte er doch in ihm immer noch eine feindliche Abwehr gegen jede selbständige Erhebung, gegen jede eigene Lebensprägung schlafen, er wußte nicht warum. Die Empfindung längst vergebener, ja völlig vergessener Unterdrückung seiner kindlichen Phantasieausschweifungen erneute sich, und das Gefühl erstarkte, daß ihm seit je grundlos sein Recht verwehrt und sein Wille gebrochen worden war. So floß die Wollust, mit der er einst in der Betrachtung des gespiegelten Hauses seiner Väter, im Jagen nach fabelhaften Schätzen durch Lumpensammeln oder nach dem Besitzstand eines Geizhalses durch eine magisch sprossende Kaninchenzucht seinem Wesen bis an die Grenzen nachgetappt war, in dem Heimlichtun vor Leonhard zusammen. Mochten seine frühen Versuche, Träume des Blutes in sichtbares Glück zu verwandeln, fehlgeschlagen sein, diesmal sollten die richtenden Augen des Alten, die wiederum über ihnen warteten, keine Gewalt haben. Die Krampfzuckungen vor seiner Mutter Tode, vor dem Ringen unter

der Windmühle mochte ein Gott in den weisen Runzeln seiner Stirn aufgehoben haben, — die unschuldige gesunde Kraft Johanns wußte nichts von ihnen.

Vielleicht war es lächerlich von ihm, seinen Großvater zu beargwöhnen.

Frau Schmautz schien ängstlich bedacht, die Bekannten ihrer Tochter durchaus gleichmäßig zu behandeln. In ihr schien es keinen Gedanken an die Zukunft zu geben. Johann hätte gern eine größere Wärme oder Zurückhaltung gegen sich entdeckt. Als der Getreidehändler Stein einmal zu Besuch war und Susanne heiter tätig sah, sagte er: „Man könnte denken, Frau Schmautz, die selige Frau Christine wäre im Hause lebendig geworden.“ Er erhielt zur Antwort: „Wollen Sie Christines dankbare, bescheidene Stellvertreterin absetzen?“ Hätte sie in Steins Bemerkung irgendeine Anspielung vermutet, so hätte sie das Lob in anderer Weise abgewiesen.

13

An einem warmen Juliabend saß Johann mit Susanne auf der Hoftreppe. Der Sonnenschein gerann im Tränktroge. Dann kamen die Rinder heim und zerbrachen mit ihren Schnauzen den Abend im Wasser wie roten Siegellack. Die Fetzen schaukelten und verloren die letzte Kraft der Farbe. Die Schwalben kreuzten, ihre Bahnen glommen nach, als legten sie bleichbunte Leinen aus und fügten sie zu einem geisterzarten schwebenden Pavillon, der wie eine verkleinerte Himmelsglocke in der schwülen kranken Luft schwankte. Die beiden jungen Menschen schwiegen, weil ihre Worte sich vor dem verletzlichen Glanz der Stunde irgendwie schämten. Dann gesellte sich Wilhelm Rauch zu ihnen. Dieser spürte von ihrer Scham nichts und lockte mit seiner starken behaglichen Stimme auch Frau Schmautz vor die Tür. Susanne sprang wie befreit auf, geriet mit Wilhelm schnell in ein pausenloses Gespräch, und es ergab sich von selbst, daß sich die beiden bis zum Hoftor entfernten. Johann blieb mit Frau Schmautz zurück. Sie fragte ihn unbefangen, ob er sich nicht Wilhelm und Susanne anschließen wolle. Er verneinte und schützte, um seine Einsilbigkeit zu erklären, eine Mattigkeit seiner Glieder vor. Während er weiterschwieg, kam ihm die Frau an seiner Seite verwandelt vor; sie war Susanne, spröd und alt.

Eine Träumerei gaukelte ihm dann die Flucht eines Hasen vor. Schnellend schoß er eine unzählige Male hinab- und herauftauchende Mondchaussee entlang, die gekalkten Bordsteine rasten ihm zuckend entgegen, schnurrten springend vorbei, wurden ihm scheinbar zugeschleudert, trafen fast seine Stirn, hielten ihn auf schmaler Bahn

eingeengt, und rechts und links von dem Steinpfade sank das Land in sintflutöde Schluchten und Abgründe. Kein Ziel entfernte sich aus dem Horizont, doch Johann wußte unter schwer ausholendem Herzklopfen und völlig neugierlosem Staunen, daß die Chaussee auf diesem Hofe und vor dieser Frau neben ihm mündete. Seine Glieder sanken wirklich in die vorgeschützte Ermattung, weil sie die Nutzlosigkeit des Laufes erkannten und ihn gleichsam mitgemacht und schon aufgegeben hatten. Das Tier war nicht immer ein Hase, sondern bald ein Affe, bald ein Wolf — bald das Kaninchen, mit dem er vor länger als einem Jahrzehnt seine Zucht begonnen hatte. Ihn ärgerte, daß er sich das törichte Sinnieren nicht aus dem Kopfe schlagen konnte.

Endlich wünschte Frau Schmautz ihm eine gute Nacht und suchte ihr Zimmer auf. Gleichviel für das laufende Tier, — es kam ja doch nicht ans Ende, und nun war es, als läge das Ziel hinter ihm, ein Tal der Ruhe mit Hecken, Baumschlägen und bergenden Graswäldern, in dem das lautlose Wachstum langsam und sicher geschah, nichts über sich selbst hinaus ersehnte und vermißte. Da standen die Toreichen in diesem Tal der Ruhe, wie dicke Spindeln, auf die unbemerkt jemand die vorhin ausgelegten Liniengespinste eingerollt hatte und die auch jetzt nichts körperhaft Wirkliches waren. Da standen im Tore Wilhelm und Susanne, auch sie unbekümmert um das spukhafte Tupfen von Tierpfoten, die zu ihnen hin oder von ihnen fort die Erde umrasten.

Als Johann sich zurechtrückte, vernahm er seine Taschenuhr. Nun war der tupfende Lauf darin gefangen. Der Einfall tröstete ihn, aber er wunderte sich über den Trost, denn gleichzeitig glaubte er begriffen zu haben, daß nichts uns so fest gehöre, um, entschwunden, eines Totenmeßgottesdienstes würdig zu sein.

So freute es ihn weder, noch schmerzte es ihn, als Susanne sich von Wilhelm Rauch abgekehrt hatte und

neben ihm auf der Treppe niederhockte. Oder hatte sich die Regung seines Inneren in eine schwermütige Überschau seines ganzen Lebens mit ihr versenkt, so daß er das Hinzurinnen eines einzelnen Stundentropfens nicht wahrnahm?

Sie summte in die vollkommene Stille eine mäandrische Melodie und zerbrach sie nach einer Weile mit der Frage:

„Was tut Großvater? Er poltert in der Küche.“

„Er macht sich wieder Wasser heiß. Zum Rasieren.“

„Es ist doch beinahe Nacht!“

„Er will sich wieder jung schaben. Er schmückt sich.“

„Für wen?“

„Für meine Mutter.“

„Für Christine Wendenich, die Tote?“

„Jawohl. — Er poltert. Du findest es wunderlich? Susanne, ich fühle dabei fast unter Furcht: er ist uralt, fast schon ein Gespenst. — Er rückt wieder Schicksale zurecht, wie jemand in einer Stube Möbel umräumt. Vielleicht hat er junge Leute beieinanderstehen sehen, die einen Bund schließen wollen, Susanne, und weil der Bund nicht nach seinem Sinne sein mag, ärgert er ihn. Er rechnet an der Zukunft herum und findet, daß sie falsch sein wird. Darum verbessert er nun an der Vergangenheit.“

„Wie hängt das mit seinem Rumoren in der Küche zusammen?“.

„Das will ich dir sagen. Er erzählt mir viel von meiner Mutter, aber so, als wäre sie besser meine Großmutter und seine Frau gewesen. ‚Andreas, dein Vater,‘ sagte er zu mir, — ‚mein Sohn Andreas war ein guter Junge, aber zu sanft. Für Christine zu duldsam. Eine stille, aber feurige Kraft war ihr Leben, Andreas wirkte neben ihr wie ein verträumter Kranker.‘ So sprach er, und es klang unwirsch. Er kommt aus einem hartnäckigen Basteln an der Vergangenheit nicht mehr heraus. Sein Spruch löscht meinen Vater aus, aber meine Mutter läßt er bestehen; die läßt er auferstehen, verklärt und wohl

herrlicher, als sie im Leben war. Und ihm ist, als hätte er die Ehe mit ihr schließen müssen. Ihr Schatten ist ihm nahe, er rasiert sich für sie. Er steht wie in einer freieren Welt hinter dem Grabe. In seinen rüstigen Jahren hätte er an einmal Geschehenem nicht gerüttelt, am Unwiderruflichem nicht gezerrt. Im Gegenteil, er hat sein eigenes Werk zu zertrümmern angefangen, als es ihm nur zu wanken schien, weil mein Vater und ich ihm nicht gewaltig genug schienen, um es fortzuführen. Ich hörte ihn schon ein paarmal in der Küche um diese Stunde, und ich fröstelte unter der Empfindung: er ist uralt."

„Du hast dir da etwas Trübes gereimt. Wer weiß, ob du recht hast. Soll ich ihn fragen und aufheitern?"

„Wenn du den Schlafwandler aufweckst, fällt er vom Dach und weiß nicht, wo er war und wie er dahin kam. — Zuweilen sage ich mir: er meint gar nicht meine Eltern, er sieht ein anderes Paar. Und dennoch denke ich immer voll Sehnsucht: oh, wendete sich meine Mutter doch nicht von meinem Vater!"

Susanne hatte die Werbung wohl verstanden, die in Johanns letzten Worten lag. Sie war ihm zu zart, und hatte sie sich im Zuhören dem Sprecher weit genähert, so sprang sie jetzt jäh auf und sagte, es sei Schlafenszeit. Die Beschuldigung des Großvaters Leonhard empfand sie als gerecht, aber sie war verwirrt, weil sie ihretwillen bisher nichts zu entscheiden gehabt hatte.

Der alte Wendenich äußerte seinen Widerstand durch kein Wort. Keine Falte seines Gesichtes verschärfte sich, in keiner zuckte es. Was ihm durch den Geist huschen mochte, nahm die Bahn in sein melancholisches Jenseits. Er entzog seine Gunst nicht Johann, begünstigte nicht Wilhelm Rauch. Dennoch fühlte ihn Susanne wie ein Eisgebirge vor ihrer Seele liegen, und sie wagte es nicht, den Grat zu erklimmen und eine freie Ausschau zu suchen.

Sie hatte an dem Abend, als sie Wilhelm von der

Treppe zum Tore folgte, mit diesem eine Fahrt zum Jahrmarkt verabredet. Als das Fuhrwerk auf dem Hofe hielt, nahm sie Johann bei der Hand und sagte, sie führe nur, wenn er sie begleite. Sie errötete, da sie spürte, daß er die Einladung nicht als eine Auszeichnung, sondern als eine absichtliche Weitherzigkeit auffaßte. Er schüttelte den Kopf, sie legte ihm beide Hände an die Wangen, als wollte sie ein zu hastiges Uhrpendel anhalten, und lachte ihn an. Er holte seinen Hut und folgte.

Im Gasthofe verabschiedeten sie sich von Wilhelm Rauch, der eine Reihe von Einkäufen zu erledigen hatte, und machten aus, daß sie sich am Spätnachmittage auf dem Budenplatze treffen wollten.

Während sie sich im Menschenstrome durch die Basarstraßen schoben, hatten sie beide das Gefühl, als beaufsichtige Wilhelm sie und probe seine Übermacht aus der Ferne. Alle übrigen Menschen in der Stadt hatten etwas Sichereres als sie: sie entknäulten alle aus der Wirrnis ihren besonderen Zweck. Ein Bauer hatte in dem Walde der Möbelstücke den roten Schrank gefunden, den er brauchte, er hatte ihn in das Stroh seines Wagens gebettet und fuhr ohne sich umzublicken davon. Die Gymnasiasten hatten ihre grünblauweiß geringelten Pfefferminzstangen in der Faust und brachen vor den Schaufenstern der Buchhandlungen mit tiefsinnig verkniffener Anstrengung Stücke davon ab. Die eine Kätnerin fand das Umschlagetuch mit Zwiebelmuster, auf das sie seit Monaten gespart hatte, die andere wählte nicht lange unter den fünfzig Heiligenglorien der ölgedruckten Muttergottesbilder. Ein Kutscher trug seine Handharmonika im Knüpftuch, ein Stallknecht seine Schaftstiefel über der Schulter, und ein Viehjunge drehte seine kindische Knarre.

Als Johann einen von Susanne ausgesuchten Einmachetopf auf einer Bank in den Anlagen abgesetzt hatte, vergaßen sie ihn beim Weggehen. Sie saßen lange beim Konditor und durchwanderten dann Straßen, die vom

Marktgetriebe nicht erreicht wurden und heute doppelt öde waren. Der Anblick des Gymnasiums mit dem wüsten Schulhof hinter dem Staketenzaune, das nachmittags immer den paar dort spielenden Sperlingen wie eine nutzlose riesige Erbschaft nach eben erfolgtem Weltenuntergange zu gehören schien, brachte Johann den Geruch von Karbol und zeratmeter, süßlich vergifteter, abgeschalter Luft in die Nase, und der wehmütige Klang der Jahre seiner Vertriebenheit und ihre hochgemute, einladende Fremdheit war wieder in ihm. Schüchtern und heftig schlich er jetzt gleichsam seinen reiferen Lebensjahren immer nach, um seine Begleiterin Susanne an seiner Seite zu behalten.

Sie näherten sich wieder dem Stadtinneren. Vor dem Spital saßen wie einst zwei zitternde Greisinnen mit ihrem Klingelbeutel, und sie hielten heute eine reiche Ernte. Wie Zollerheber bewachten sie eine Hauptzugangsstraße zum Markte. Und schon fuhr und ging man in ganzen Prozessionen heim.

Der Schaubudenplatz aber belebte sich erst gegen Abend. In der vollkommenen Windstille regte sich die rötlich durchsonnte Staubmasse nicht, die Schaukeln, Zelte und Zauberbuden umgab. Johann glaubte wieder wie in den Kinderzeiten in ein durchglühtes Nebelbergwerk einzufahren. Er warf einen Blick auf den Himmel. Reihen paralleler Wolken standen in der Höhe wie Barten in einem Walfischrachen.

Wilhelm trat auf Susanne zu und begrüßte sie. Er war schon eine Weile auf dem Platze gewesen und führte die Neulinge darum an. Susanne war froh, von einem allzufeierlichen Schweigen und Reden befreit zu sein, und erschloß Wilhelm ihre ganze Aufmerksamkeit. Johann überließ seine Wehmut dem Wunsche seiner Augen: die Dinge kamen wie auf großen Schmetterlingsflügeln in ihn hereingeschwebt und trugen sein Inneres in Stücken an ihre Stätte. Darüber wurde er selbst fast schwebend

leicht. — Sie kamen an einem Zirkus vorbei, welchen kein Dach abschloß, sondern nur ein weiter, mannshoher Zylinder aus Zeltleinwand. Ein Seiltänzer wurde darüber sichtbar, er schien zwischen den Wolkenbarten hergegängelt zu werden. Der Vollmond schien die abgeblendete Sonne über dem Bergwerk, das in seinem Gebirg aus dünnem Gestein pochte, läutete und musizierte. Der Berg Sesam, für blinde Augen eine Staubwolke, lag jenseits der alltäglichen Welt.

Die drei besuchten eine Menagerie und ein Kasperletheater. Dann fanden sie sich abseits vor einer merkwürdigen Schießbude für Luftbüchsen. Ein heiserer, zappeliger Ausrufer erklärte durch einen Schalltrichter die Scheiben, eine junge Dame in bayerischem Federhut und buntem Mieder verteilte die Büchsen. Der Mann schrie:

„Hier sind zu sehen die grausamsten Einrichtungen der menschlichen Sozietät in feinster Präzisionsmechanik, besonders wenn die Polizei nicht in der Nähe ist. Und wenn sie kommt, wo ist der fluchwürdige Verräter des armen Mannes? Wenn sie kommt, nicht lachen, immer schießen! Hier fließt das Blut aus Wunden in Gruppen und Szenen, die alles umfassen vom Harmlosesten bis zu Dingen, bei denen unseren schönen jungen Damen die Gänsehaut über den Rücken läuft." Dabei zeigte er mit seinem Schallrohr auf Susanne und schlug ein Geheul gegen sie an, um das Rohr dann blitzschnell auf Wilhelm zu richten. Darauf ergriff er eine Luftpistole und visierte auf eine Scheibe, welche einen blechernen, grasgrün lackierten Trottel darstellte. Der hatte eine Nachtmütze auf und hielt ein weißes Taschentuch unter der gewaltigen krummen Nase ausgebreitet in Händen. Der Ausrufer schoß den Bolzen in diese Nase, aus der nun unter Schnarren und Klappern Blut spritzte und das Taschentuch rötete. Mit flinken Handgriffen und einem unendlichen Wortschwall brachte er den Organismus in Ordnung, so daß der Grüne bald, mit einem sauberen Lappen versehen, sein groteskes Nasenziel wieder in die

Luft richtete. Er tippte ihm auf die Nachtmütze und sagte: „Na, weine nicht, du bist schon wieder trocken, und nichts ist so süß wie die treue Erfüllung des Berufs. Glotz mich nicht so sauer an, denn jetzt kommen ja deine Nachbarn dran.“

Neben dem Zipfelmützigen standen blank und frisch zwei braunröckige Kavaliere mit geschwungenen Säbeln im Duell sich gegenüber, weiß die geblähte blecherne Hemdbrust, blau die gondelartigen Schnabelschuhe. Die Spitzen der Schnabelschuhe trugen weiße Marken mit roten Ringen und einem roten Zentrum und stachen heraus wie Augen, an eine falsche Stelle gesetzt. Traf man eine der Marken, so schlug der zugehörige Kavalier seinen Gegner mit dem Säbel vom Scheitel bis zum Grunde in zwei Hälften. Es entstand in dem schießlustigen Publikum ein Eifer, nachdem der eine der Feinde gefallen und wieder aufgerichtet war, diesen seine Halbierung an dem anderen mit Gleichem vergelten zu lassen. Schließlich nahmen zwei Burschen zugleich Luftbüchsen in die Hand, damit die beiden Kavaliere sich mit ihren Hieben gegenseitig auseinanderklappen sollten.

Da sagte Wilhelm zu Johann, aber heimlich, daß es Susanne nicht hörte:

„Nun wollen auch wir mal schießen und denken, wir zwei ständen da oben mit dem Säbel in der Hand.“

Damit war zum ersten Male grob ausgesprochen, welcher Wettstreit sie bewegte, und Johann nahm, ohne Wilhelm anzusehen, eine Büchse und richtete sie. Er sowohl wie Wilhelm waren zu erregt, sie verfehlten beide das Ziel.

Der Ausrufer war mit seinen anlockenden Predigten über die mechanischen Perikopen schon längst viel weiter, und das buntbemiederte Fräulein bot ganze Bündel von Gewehren und Pistolen aus, womit man auf bequeme Weise und ohne Gefahr zum Verbrecher werden konnte.

Zuletzt löste der Ausrufer die Vorderwand eines Kastens, die eine harmlose grüne Landschaft mit einem waldhornblasenden Jäger zeigte, und ließ sie in ihren Scharnieren

hinunterfallen. Er wandte sich wieder an Susanne und sagte, jetzt müsse sie für eine Gänsehaut sorgen oder er habe mit seiner einleitenden Ankündigung gelogen. Hinter dem abgenommenen Prospekte war eine ausführliche Schnitzerei verborgen, die einen schaurigen Zuchthaushof mit einem Schafott in der Mitte darstellte. Ein perspektivisch zu schräges pechschwarzes Steinpflaster erhob sich gegen den Hintergrund und wurde umfaßt von drei Flügeln eines mit hundert vergitterten Luken versehenen, ebenfalls nachtschwarzen Gefängnisses. Aus manchen der Luken zuckte gespenstisch unruhiges Blutlicht. Vorn auf dem Hofe kniete der Verbrecher am Block, mit Drillichkleidern angetan, mit geschorenem borstigem Kopfe, mit kugelbeschwerten Ketten an den Füßen und um den Hals. Neben ihm stand der Scharfrichter im Talar mit langem, loherotem Bart, ein riesiges breites Beil erhoben. „Wenn ihm jemand in die Ohrmuschel schießt, schlägt er zu, der Kopf des Mörders tanzt Polka und streckt die Zunge ellenlang heraus."

Susanne wartete nicht, nahm Johann an der Hand und zog ihn mit sich. Ein paar Soldaten lachten ihnen nach. Wilhelm folgte und war zornig, weil sie ihm nichts gesagt hatte. Sie müßten jetzt sowieso nach Hause fahren. Nein, sie wolle noch in der Stadt bleiben. Gut, er gehe die Pferde füttern.

Susanne folgte langsam mit Johann, und Wilhelm war vor ihnen bald verschwunden.

Da fiel Johann plötzlich zu Boden und bekam einen Krampfanfall, zum dritten Male, nach vieljähriger Gesundheit. Es sammelten sich viele Leute um ihn. Susanne wehrte sie sanft und geduldig ab. Sie ließ einen Arzt holen und bettete Johanns Kopf in ihren Schoß. Warm und mütterlich sah sie auf ihn herab. „Geht, geht, lieben Leute," sagte sie, „wir kommen schon zurecht." Ihre Stimme zwang die Umstehenden zu verlegener Stille. Ihr Mitleidsschmerz löste sich zu schöner Verklärung.

Ihr war, als hätte sich etwas monatelang Erwartetes eingestellt und den Raum schweifender ungewisser Pein eingenommen. Sie hätte jetzt gern ihrer Mutter und Leonhard Wendenich gegenübergestanden, um Johann zu verteidigen, weil sie selig fühlte, daß er keiner Verteidigung bedurfte.

Sie ruhte über alles Aussprechen klar wie Johanns Seele neben seinem gelähmten Körper. Es war ein Glück zu wachen, ohne Überhebung und ohne Demut.

Sie reichte einem Knaben ein Geldstück und bat ihn, Wilhelm Rauch in seinem Gasthofe aufzusuchen und ihm zu bestellen, er möge vorausfahren. Sie und Johann kämen mit anderer Gelegenheit nach. Ob der Bote berichten dürfe, was vorgefallen war, entschied sie nicht.

Der Arzt ließ den Kranken im nächsten Hause auf einem Sofa betten. Sie erzählte ihm, daß sie von ihrer Mutter wüßte, Johann wäre in seiner Kindheit einmal das gleiche zugestoßen. Als er gegangen war, atmete sie tief auf, weil sie zufrieden war, nur Hingebung, nichts von Angst oder Ekel in sich entdecken zu können.

Nach kurzer Zeit erhob sich Johann. Mit verhaltenem Jubel fragte sie:

„Du bist erwacht?“

Sie trat auf ihn zu, lachte ihn an und küßte ihn.

In den Straßen waren bereits die Laternen angezündet. Sie klinkten an der Tür eines Uhrmacherladens, er war verschlossen. Vom Flur her klopften sie an der Wohnung des Geschäftsinhabers. Er geleitete sie in den Laden, und sie wählten zwei goldene Ringe aus. Die Pendelscheiben der vielen Uhren glänzten an den Wänden hin und her und bewegten sich wie Körper in dem Modell eines großen Planetensystems aufeinander zu und voneinander fort. Es knackte, es zählte, es tropfte, aber so trocken und stimmlos, daß keine Ahnung und kein Gedanke darin aufschauerte.

Sie trafen den Wagen eines Nachbarn an, der sie nach ihrem Dorfe mitnahm. Lächelnd und bescheiden begnügten sie sich mit einem Nest im Stroh.

Von Zeit zu Zeit wiederholten sich nun Johanns Anfälle, und es war nicht anzunehmen, daß sie ihn je wieder ganz verlassen würden.

Die Hausgenossen quälten ihn weder mit bekümmerten Gesichtern noch Fragen, sie störten seine gewöhnliche Arbeit durch keinerlei Rücksicht und Sorgfalt. Sogar Leonhard ging mit ihm völlig so um wie in den vergangenen Jahren. Frau Schmautz blieb aufrecht vor jedem Fremden und auch vor ihrer Tochter.

Susanne schien die Ereignisse in der Stadt und ihre Entscheidung vergessen zu haben. Ja, sie ging ihre eigenen Wege einsamer als vorher. An Wilhelm Rauch erteilte sie eine sachliche, unbefangene Auskunft. Sie sprach von sich wie von einer anderen. — Im Dorfe wurde viel gefragt, getuschelt, mit den Achseln gezuckt, aber nichts davon schien in den Wendenichschen Hof dringen zu können.

Eines Abends rollte Susanne mit zwei Mägden in der Schirrkammer Wäsche. Sie war beinahe fertig, als die Tür geöffnet wurde. Leonhard trat leise herein und sagte zu den beiden Mägden:

„Geht jetzt. Ihr seid müde, schlaft aus. Ich helfe zu Ende mangeln."

Als sie fort waren, sagte Susanne mit banger Stimme:

„Vater Leonhard, pack an. Ich weiß, was du willst. Laß uns arbeiten und nicht reden. — Du willst deinen Enkel Johann verraten!"

„Susanne!"

„Du sprichst meinen Namen wie er. Du meinst es dennoch nicht gut. Wen es heimlich und im Dunkeln hertreibt, der meint es nicht gut."

„Susanne! Jetzt höre ich deine Angst. Du fürchtest, daß ich deine eigenen Gedanken laut sagen werde."

Sie zerrte an dem schweren Rollenkasten, als müßte sie ihm einen Schmerz, den er ihr forttragen wollte, wieder entreißen.

„Laß doch, Susanne! Es sind viele große Steine drin und Eisenstücke."

Aber sie hatte so heftig den Kasten an sich gezogen, daß er das Gleichgewicht verlor und von seiner Unterlage

kippte, gegen sie zu. Mit einem raschen Seitensprunge rettete sie ihre Füße vor dem Gewicht, doch dann griff sie hinab und versuchte die Steinlade zu heben.

„Laß, Susanne, ich sag es noch einmal. Die schwere Schaukel ist nun doch schon unten, setz dich auf sie zu mir."

Sie blieb stehen.

„Du bist ein schönes gesundes Mädchen. Dich begehren viele im Dorfe, dich würden überall viele begehren. Und nun will ich wirklich Johann, wie du es nennst, verraten. Ich will, daß er allein bleibt. — Nur dann werden wir alle bei ihm sein können und ihm die Rücksicht und das Mitleid gewähren, die seine Krankheit fordert. Nimmt er dich zum Opfer, so werde ich ihm grollen, weil er nicht stark genug ist, auf ein Menschenopfer zu verzichten. Möglich, daß er sich aus meiner Abkehr nichts macht. Ich bin nicht der einzige, der ihn verlassen wird. Deine Mutter ist die zweite. Törichterweise trägt sie schwer an ihrer selbstgeschaffenen Last von Dankbarkeit gegen uns. Die grundlose und überflüssige Dankbarkeit, die nun aber doch einmal da ist, wird sich in Haß verkehren, wenn sie merkt, daß sie ihren Aufenthalt in unserem Hause mit dem Glücke ihrer Tochter bezahlen soll. Vielleicht wird sie schweigen, wie sie geschwiegen hat, aber sie wird den armen Johann verlassen. Und auch du, — ja, auch du, Susanne. Warum gestehst du mir nicht ein, was du den Hunden gestehst, wenn du ihnen den Freßnapf hinstellst, und den Katzen, wenn du sie streichelst, und den Gängen im Garten, auf denen du weinst. Du weinst doch viel, Mädchen."

„Hunde und Katzen wollen mir ihn nicht nehmen, nur die Menschen."

Sie hauchte rasch die Laterne aus.

Es blieb so hell, wie es vordem gewesen war. Der Mond stand in einem drehenden Treiben runder Wolken, in denen immer fünf oder sechs dunkle Buckel zusammenzugehören schienen, — die schwarze Takelung gespenstischer

Segelschiffe, die im Kreis um den Mond geschart standen und deren Mastspitzen an seiner Lichtscheibe sich trafen. Die reine Kugel gehörte ihnen gemeinsam als ein Elmsfeuer und schien sie beieinanderzuhalten, damit die Flotte nicht in das ungewisse Eismeer des Nachthimmels hinausjagte. Nur ein Schaukeln unsichtbarer Geisterwogen erschütterte gleichmäßig alle Barken, die gleichsam gekenterten und kopfüber treibenden ebenso wie die kielrechten, — und ein unsichtbares Reffen im Nebelzeug veränderte sie, und davon fiel der unbegreifliche schattenhafte Rhythmus auf die Erde, auch auf die Erde des Hofes, so daß sie bald fahl, bald tiefblaß zu werden schien und im Erbleichen und Erholen sich heranhob und wieder senkte aus einer Unwirklichkeit in eine andere Unwirklichkeit.

Susanne starrte hinaus und sagte bewegungslos:

„Ich habe die Flamme vom Docht abgeblasen. Da wird es erst recht hell. Du, Vater Leonhard, versuchst mit deinem Blasen den Mond auszulöschen und machst mir nur meine arme Laterne tot.“

„Susanne, wenn du nicht so viel weintest! Aus Mitleid hast du dir einen Ring an den Finger stecken lassen. Den kann man abstreifen. Johann hat den seinen schon abgetan. Hier, wirf den deinen in meine ausgestreckte Hand. Wirf ihn zu dem seinen. Er liegt schon darin, ich habe ihn von ihm geholt. Du bleibst seine Schwester, und das Unglück wird vom Scheine des Goldes nicht angezogen.“

Susannes Pupillen stachen auf den Ring, der im Erblassen und Erdunkeln der Weite ringsum mitatmete, als regiere er das Getriebe der schwarzen Meerfahrer da droben und banne sie in ihren bangen Klumpen, und sie sagte dann bestimmt, obwohl leise:

„Das ist nicht der Ring Johanns. Wollte er mich zur Schwester, so konnte er ihn behalten und mich fahren lassen. Er will mich zum Weibe und gibt ihn nicht. Das ist vielleicht der Ring des Vaters Andreas, nein, nicht

Johanns. Laß uns. — Die Mäuse spielen auf dem Speicher zu zweit im Korn, und dann schlüpft eine vielleicht in die Falle, vielleicht beide, vielleicht keine. Laß ihnen das Schicksal. Verrate nicht Johann an mich. Du kannst es nicht."

Leonhard schloß die Hand mit dem Ring, küßte ihr die Stirn und schritt einmal durch die Kammer.

Er hob den Kasten auf, sie rollten in stockenden, aber glücklichen Alltagsgesprächen die Wäsche zu Ende, und wenn sich nun ein Wolkenschiff vom Monde löste und hinaussegelte in eisige Wüste, so war es manchmal befrachtet von Susannes dumpfem, süßem, fernegierigem Blick.

Ausgang

1

Martin stand an der Kaimauer des Hafens und erwartete die Heimkehr des Schiffes. Er war in das Haus des Geschäftsführers der Fischereigesellschaft gegangen und hatte erfahren, daß es durch ein drahtloses Telegramm angekündigt war.

Die beschriebenen Blätter Martins lagen in der Stube des Bruders offen auf dem Tische. Mochte die Vermieterin sich darüber beugen und sie lesen, mochten sie in den Laden des Krämers kommen und Heringe und Gurken einhüllen, durchnäßt und durchfettet und von Neugierigen bruchstückweise entziffert werden. Ihm lag nichts daran, und sie verrieten ihn nicht. Der Anlaß seiner Niederschrift war weit hinter ihn gerückt, alle darin erzählten Begebenheiten hätten sich zu der Zeit des Märchens zugetragen haben können, in dem sich das Weib in die Hündin, die Hündin in den Vogel, der Vogel in den Baum verwandelt hatten, — der Apfelbaum, an welchem die Herzen der drei Wesen als Früchte gewachsen und in das große Spiel von Sonne, Wind und Regen eingegangen waren. Die Gestalten seines Gehirns hatten sich befreit, aber ihm keine Befreiung gewährt.

Es trieb ihn weiter: nun stand er erst recht am Beginn, er würde nun grausam auf Eltern und Geschwister eindringen müssen, er würde sie entkleiden und dann nie vor ihre Blöße treten können.

Er entsann sich: hatte er das nicht schon lange gewußt? Hatte er nicht schon auf seiner ersten Reise unter diesem Wissen gelitten? Hatte er seine Worte nicht in das Schweigen geworfen, das an ihnen erstarkte und wuchs?

Es wirft einer Holz in die Flamme, um sie zu ersticken, und er nährt sie nur zu immer wilderen Tänzen. Das ungefährlich Sanfte stand wider ihn auf. Seine Qual gaukelte ihm einen Vorwand ins Gehirn, sie suchte ihre Eltern in den seinen. Er würde also auf dem eingeschlagenen Wege weiterforschen und sich fortan zur Grausamkeit zwingen. Wieder war er entschlossen, die Stimmen der Nacht im Hotelzimmer als gerecht anzuerkennen. Wieder wußte er, seit damals war es sein eigentliches, sein einziges Ziel gewesen, sich das Tor der Rückkehr zu öffnen, und deutlicher noch als bisher wurde ihm der Schicksalsbeschluß: er kehrte nicht zurück.

„Alles ist nur wie in Gedanken da", — welch ein Klang! Es sollte aber im Wesen da sein!

Martin maß mit seinen Schritten die schmale Kaimauer. Ihre Steinbahn war der Richtungsmeridian unter dem Zenith des Himmels. Dicht neben ihr begann auf der einen Seite das Land, auf der anderen das Wasser. Das Land barg ihm Vater und Mutter, das Wasser den Bruder, und er konnte rechts und links vertauschen, je nachdem er auf der Grenze hin- oder zurückging. Die Grenze teilte den Himmel in seiner Mitte.

Eine Wallung trieb ihn zu den Eltern, eine Wallung trieb ihn zum Bruder. Noch war auch Richard nur wie in Gedanken da. Und wenn sein Schiff jetzt versänke, würde seine Wallung nicht schwächer werden.

Noch einige Stunden, so stände er auf dem Dampfer. Dann würde eine Planke zum festen Meridian, der die Teilung verrichtete. Noch aber klopften seine Schuhe diese Steine ab. Kein Trug, keine Täuschung fraß sie unter ihm auf. Mochten sie in kurzem wieder Traumfiguren sein, die mit Quarz- und Glimmertupfen gesprenkelt waren, und nur eine in sein Inneres gehobene Spur bilden, auf der er selbst — er in sich selbst! — dahinwandelte, einmal würde er das Feste finden, das ausdauerte und das Meerlied des Daseins in ihm stillte.

Er würde sich nicht voreilig begnügen und in Schlaf schmeicheln lassen.

Mit der bevorstehenden Reise sollte seine Erneuerung noch einmal anheben. Arbeit an der Maschine, Griff um Griff, so wie jetzt unter seinen Füßen Stein um Stein!

Ein kleiner Dampfer war nahe. Das mußte der „Senator Kamphausen“ sein. Ein anderer lief aus und fuhr ihm nun vorüber. Die Pfeife des einlaufenden gab mehrere Signale. Martin wußte, daß auf diese Weise die Menge der Beute an Bord mitgeteilt wurde. Es frohlockte in seinem Inneren.

Bald darauf schwirrte das Ankertau an das Land, und Richard winkte herüber.

Martin konnte nicht erwarten, den Dampfer zur Ausreise zu betreten. Er begleitete zwar den Bruder in seine Wohnung, aß mit ihm zu Abend, ließ sich den Verlauf der Fahrt berichten, aber währenddessen drängte es ihn ununterbrochen, endlich wieder auf dem Schiffe zu sein. Er konnte es Richard nicht abschlagen, mit ihm durch die abendliche Stadt zu schlendern, ein Café aufzusuchen. Dort saßen dicke, stumpfe, um weltläufige Verdorbenheit vergebens bemühte und darum rührende Frauenzimmer mit Matrosen an den Marmortischen. Der verwegene Tabaksqualm machte vor ihnen halt, und die Schnapsgeister konnten die schwerfällige, dralle Unschuld nicht in ihre Wirbel reißen. Die großen Mantelknöpfe, bestimmt, nachlässig geworfene Falten zu betonen, baumelten geduldig und ordentlich herab, die Gürtel liefen eckig um die Taillen, die Spitzen bucklig über die Achseln. Viel Enttäuschung der Matrosen mochte morgen nacht zu anderen glatteren Feen aufsteigen, wie sie Hinkels Lager umkleideten.

Als Richard seinen Bruder fragte, wie sie es mit dem Nachtquartier einrichten wollten, weil in ihrer Stube doch nur ein Bett zur Verfügung wäre, atmete Martin auf und erwiderte, er schliefe auf dem Schiffe.

Er brachte Richard in seine Wohnung zurück und ver-

ließ ihn, als dieser sich die Lampe an seine Aufzeichnungen gerückt hatte.

Das Schiff wurde ausgeladen. Eine Lebertonne rollte ihm in der Dunkelheit fast über die Füße. Am Mastbaum knarrte die Rolle, Körbe schwebten aus dem Fischraum auf, die Arbeit hatte sich kleinlich und vergewaltigend das Hallenpersonal eingespannt. Die eiserne Tür zum Matrosenlogis war geschlossen, dahinter lagen wahrscheinlich wieder zwei oder drei der armen Sklaven im trüben Glück ihres Schlafes. Martin biß die Zähne zusammen. Er wollte nicht mäkeln noch sich durch Mitgefühl von der Gemeinschaft mit seinen Kameraden ausschließen.

Die Kajütentür war unverschlossen. Er schob sie hinter sich wieder zu und warf sein Bündel im Dunklen rasch in das Fach unter der Sitzbank. Zu seinem Erstaunen klappte die Bank nicht völlig zurück, und als er in den Kasten hineinlangte, bemerkte er, daß schon jemand vor ihm seine Habe darin untergebracht hatte; um zweier Menschen Eigentum aufzunehmen, war er zu klein. Martin ärgerte sich über die Enge und stieß sich zudem an der Kniescheibe.

Da wurde das Licht eingeschaltet. Die Maschine lag also unter Dampf, das war Martins erste Überlegung. Dann sah er sich um, welche Hand es hier hell gemacht hätte. Aus seiner Koje blinzelte der vogelkundige Hallenarbeiter, den er vor seiner ersten Ausfahrt kennengelernt hatte. Er räumte nun sofort das Bett und dann die Lade. Schlaftrunken teilte er mit, er wäre als der Vertreter Martins während der letzten zwei Wochen in der Nordsee gewesen und müsse nun wohl Platz machen.

Martin war befangen, weil sich die bevorstehende Reise mit denselben Gefühlen und sogar denselben Begegnungen einleitete wie die erste. Er gab vor, sehr müde zu sein, um den Mann zum Gehen zu veranlassen, doch dann nötigte er ihn zum Bleiben. „Erzählen Sie mir von Ihren Reisen mit dem Gelehrten."

Der Gefährte des Vogelforschers ging darauf ein, aber er setzte sich nicht müßig an den Tisch, sondern begann mit Sorgfalt für Martin das Lager zu rüsten. Er zog den blaubunten Bezug von der Decke, holte aus seinem Bündel einen schneeweißen und hüllte die Decke damit ein, so daß Martins Lager vor allen anderen in der Kajüte ausgezeichnet war; nachdem er die Matratze geklopft und gedreht hatte, meinte er, nun könne der Herr Wendenich schlafen gehen. Martin entkleidete sich und schlüpfte in die Koje. Der andere erzählte ihm bis an den Morgen von arktischen und antarktischen Vögeln.

Martin hörte mehr mit den Augen als mit den Ohren zu. Die Namen verwandelten sich in Bilder, bekamen Federn und Fittiche. Geflügelte Wesen kreisten um stürmische Felsen. Die Ohren waren nicht fähig, die Worte ganz zu fassen, denn in ihnen brauste das Blut, und auf dem Sausen wurde die Seele wie in zauberhafter Seefahrt weit hinausgetragen.

Oh, würde doch das Leben neu! Gäbe es ihm eine Freiheit mit Zukunfts-, statt mit Vergangenheitsgewissen!

War er vielleicht zum Forscher bestimmt? Hätte er nicht durch ein Sternenfernrohr oder durch ein Mikroskop in die Geheimnisse der Gottesstille hinausstaunen sollen, anstatt eine plumpe Dampfmaschine zu bedienen? Die Qual der erwarteten Fron legte ihn schon in Ketten. Vielleicht hatte ihn die Empfindung, das rechte Lebenshandwerk verfehlt zu haben, schon jahrelang gepeinigt, und er suchte gewaltsam den Ausgang. Einige Worte des Vogelmenschen gruben sich ihm tief ein. „Wenn man eine junge Möwe aufhebt, so ekelt es sie wohl vor dem Geruche der Hand des Menschen. Sie wird aufgeregt, ihr Kopf taumelt, sie erbricht ihre Speise." — „Was muß ein Sturmvogel doch für ein Herz haben und welche Kraft der Sehnen! Alle anderen Tiere ruhen wie wir, nur er bringt fast die ganze Zeit zwischen Geburt und Tod im Fluge hin." —

Frühmorgens kam die Bemannung des Schiffes, zuletzt wieder der Kapitän Kanabebus. Als er die schwarze Melone von seinem Kopfe genommen hatte, fuhr der Dampfer.

Es ärgerte Martin, wie jedermann sich selbst vergaß und sich in ein Stück Vernunft, in einen Willensteil des eisernen Fisches verwandelte. Der Himmel war bedeckt, die graue Luft wehte kalt, häufelte das Wasser wie mit Händen und warf die Haufen unwillig wieder um. Martin stieg in den Top und ließ sich hin und her schwingen. Doch versäumte er keine seiner Arbeitsstunden, nur war er mürrisch dabei und schnitt Richard das Wort ab, wenn der ein Gespräch mit ihm suchte. Die Feuerschiffe hüpften und sahen irgendwie aus wie Skelette von Fohlen, die hier in eine wüste Hölle verbannt waren. Die Bojen tauchten hervor und versteckten sich wiederum hinter den Wellen, gleich schwarzen Igeln, an denen sich unsichtbare Hundenasen blutig stoßen konnten. Wenn man genau hinhörte, vernahm man ein heiseres Gekläff.

Martin schlief wenig. Der Wind rollte einen zähen gummiartigen Mantel um seine Haut. Er starb ein paar Zentimeter nach innen ab und meinte alle Poren verklebt. Er suchte das Matrosenlogis auf. Noch waren die Fischgründe nicht erreicht, die Leute rekelten sich und stanken. Hinkel war wieder grün vor Seekrankheit. Eine Minute schien ein Tag. Diese Sklaven schienen schon ein Jahrhundert ohne Ketten gefesselt, und sie alterten jahrzehntelang nicht.

„Warum empört ihr euch nicht?“ fragte Martin. „Doppelt soviel Matrosen würde die halbe Arbeit bedeuten. Vier Meter Raum für jeden statt zwei würden euch von der Tierheit erlösen.“

Er erhielt keine Antwort. Hinkel steckte Mund und Nase in eine Konservendose, die von seiner Kojendecke herabhing, und würgte. Der Netzemacher nahm die Hände halb aus den Hosentaschen; dabei verschob sich sein Hemd

und öffnete sich über der Brust. Ein tätowiertes Dampfschiff mit drei Schornsteinen und die dicke blauschwarze Schlange wurden sichtbar. — Ein Gesicht drehte seine ingrimmigen Falten in den Winkel ab.

Da steckte Rohlffsen seinen Kopf durch die Tür und forderte auf, beim Herablassen des Netzes behilflich zu sein. Langsam, aber zwanghaft duckten sich die Männer hinaus. Auch Hinkel raffte die Glieder zusammen.

Nur dieser eine Fischzug konnte einstweilen bewerkstelligt werden, da die See immer gröber wurde. Fast war es unmöglich, die Beute einzubringen. Riesige Wasserkugeln donnerten gegen den Fischklumpen im Netz und suchten den Fang in die Weite zu schleudern. Als er auf den Planken lag, spien die Meergötter nach ihm.

Dann diktierte der Sturm seinen eisigen Feiertag. Die wolkenverkleinerte Welt glich einer Höhle: ihre Pfeiler am Horizont schwankten, legten sich platt nieder, schoben sich schief übereinander, lösten sich auf. Tages die Sonnenstrahlen und nachts die Sterne bohrten sich zuweilen gleich feinen Eiszapfen von der Decke. Man konnte sich vorstellen, daß Millionen solcher kalten Diamantnadeln oben aneinanderklirrten.

Martin erwehrte sich nicht des törichten Gedankens, schon sehr hoch im Norden zu sein. Felsentürme steilten sich vor seinen Augen an ruhigeren Meerengen, und Heere von Lummen und Alken standen an ihren Wurzeln gedrängt. Die Männchen lösten die Weibchen ab, um die bunten Eier auszubrüten. Schreiend führten sie ein ewiges Gespräch, um ein nahes Grauen zu verscheuchen. Aufgezeichnet, hätte es an einem Tage Bibliotheken gefüllt, größer als alle Bibliotheken der Erde. Riesige chinesische Dächer schwebten frei in der Luft, gebildet aus unzähligen Vögeln. Manche der Berge hatten gewaltige Spitzhüte auf, vom Knauf bis zum Krempenrande lebendig, Vögel, Vögel. Alle Söller und Erker der Felsen wimmelten. Es tanzte, weiße Brüste, schwarze Rücken. Manch-

mal klomm ein Mensch mit einem Gewehr in der Hand zu den Altanen auf und stürzte ab in die Flut, und die schreienden Spitzhüte flogen weiter vor den Nordlichtern, — das Leben und sein Sinn in wunderliche Figuren eingefangen. Das Gefieder mit Öl gesalbt, tüchtig, in die Flut zu tauchen. Drehte hier eine schwermutlose Freiheit ihre Wirbel und wußte ein Mensch das Geheimnis, ohne Gewehr die Felsen zu erklimmen und sich als Alk unter die Alke zu mischen, unerkannt den betrunkenen Wandergang mitzuschreiten und sich selbst nicht mehr zu kennen? Dann hatte er eine weite Reise getan und die Gestade des Mondes erreicht.

Zuweilen glaubte Martin, obwohl er doch gen Norden fuhr, immer weiter nach Süden zu kommen. An Stelle der Lummen erschienen Pinguine, warm einer an den anderen gelehnt, aufrecht stehend, jeder feierlich ein Ei zwischen den Füßen haltend, so lange, bis es darin lebendig wurde und an die Schale pickte.

Die Bilder siedelten hinter der Gummihaut des Windes. Martin verriet sich selbst kaum etwas davon. Er saß dem Koch Schäfer gegenüber, der wie gewöhnlich vor der Kambüse hockte und sich an seinen Seespinnen zu schaffen machte. Er hatte einen fast unerschöpflichen Vorrat in dem Loch unter der Greting. Diesmal montierte er sie wie zum Spott auf kleine Rettungsgürtel; zur Unterlage diente ihnen aufgeklebtes Moos.

„Immer tätig, Schäfer?" meinte der hinzutretende Steuermann. „Die Hände müssen sich rühren und können ohne Löffel- oder Pinselstiel nicht bestehen. Das Öfchen im Munde muß qualmen und geht nicht aus. Und die schöne Seele grast wie ein Lamm auf der Weide."

„Bricht manchmal auf einem Schiff Meuterei aus?" fragte Martin dazwischen. „Wenn sich die Mannschaft auflehnte und es besser haben wollte, was würde dann geschehen?"

Rohlfsen lächelte. „Wenn das hier wäre," sagte er

behaglich, „so ginge die ganze Gewalt des Staates auf den Kapitän über. Kanabebus hat nämlich einen Revolver im Sacke. Sollte der verrostet sein und beim ersten Schuß platzen, so wären wir verloren. Hinkel übernimmt das Kommando, anstatt gefesselt und in den Fischraum gesteckt zu werden, und ernennt den Seeteufel zum obersten Admiral.“

„Warum Hinkel?“

„Ja wer denn sonst? — — Aber auch er nicht. Wir sind doch eine Familie, und die Liebe deckt alles zu, sogar den Haß, mit dem uns freundliche Leute am Festland langsam die Knochen im Leibe zerbrechen.“

Für einen kurzen Augenblick blitzte ein wehrhafter Ernst aus dem blonden Gesichte des Steuermanns. Martin glaubte Rohlfsens fluchtartige Sehnsucht nach seinem Puppenküchenhausstand zu begreifen.

„Der Seemann ist immer frei.“ Ein blaues Feuer glühte in Rohlfsens Augen, die nicht lügen konnten, aber nicht aus der Gegenwart, sondern aus früher Kindheit oder aus spätem Greisenalter zu leuchten schienen.

Die Glocke schlug, Martin löste seinen Bruder ab.

Richard fand noch immer nicht die Gelegenheit, seinem Wunsche gemäß über die Aufzeichnungen Martins zu reden. Ohne sich zu verraten, vertraute er sich Rohlfsen an. Sie verfertigten gemeinsam eine Makrelenangel, beinahe ein kleines Modell des nun ruhenden Grundschleppnetzes. Winzige Scheerbretter hielten die beiden Fäden vom Buge fern. Der Widerdruck des Wassers gegen die Fahrtbewegung riß sie zweimal ab, bis endlich zwei kräftige Leinen kraftvoll genug waren. Richard sagte:

„Jetzt weiß ich, was der Beruf meines Bruders ist.“

„Was denn anderes als —“

„Das darf ich ihm wohl nicht sagen.“

„Mir auch nicht?“

„Er ist das, was der Vater geworden wäre, wenn er seine Gesundheit behalten hätte.“

„Kann das irgendwer behaupten? Aber nach Ihrem Aussehen zu schließen, scheint es etwas Stolzes zu sein."

„Stolz bin ich nur, weil sich eine alte Einbildung mir bestätigt. — Martin selbst macht mir Sorge. Er entschlüpft mir. Es ist, als tut er mir den Gefallen, meine Einbildung flüchtig zu erfüllen, und schon geht er weiter."

In der nächsten Morgenfrühe aber standen die beiden Brüder an der Makrelenangel. Richard sagte:

„Immer noch nichts zu tun. Zu viel Sturm, zu viel Gefahr für das Netz. Wir haben die Fischerei an die Oberfläche verlegt. Auch da beißt nichts an."

Ein russischer Walfischjäger fuhr vorüber, durch Flaggengruß begrüßt. Wenige Minuten später spaltete sich der Süden, und ein Geschwader Kriegsschiffe dampfte auf. Der graue Keil, den es bildete, schob sich beängstigend heran, als wollte er den Fischdampfer durchbohren. Rauchwalzen krochen seine Bahn zurück und wurden langsam vom Meere aufgeleckt. Der eiserne Komet schnitt durch das Schifflein hindurch, geschwinde, er war aber locker genug, um es nicht zu zerschneiden.

„Da stehen wir ja noch wie ein paar Lichter auf dem Leuchter des Getreidehändlers Stein," sagte Richard, als die Panzer fern waren, um endlich durch eine unmißverständliche Anknüpfung Martin zugänglich zu machen.

Diesmal wich Martin nicht aus. Er schwieg.

„Nun bin ich begierig, Martin, zu erfahren, was du von dem Stück Leben erzählen wirst, dessen Zeugen wir waren."

„Ich bin am Ende. Ich habe nichts mehr zu berichten."

„Wie das?"

„Nun kam die Krankheit und wich nicht mehr. Ich schreibe aber keine Krankheitsgeschichte. Hast du das Bisherige so aufgefaßt?"

„Nein, du hast von deinem Johann so geredet, als wäre er ich und du. Meine Kindheit ist an mir vorüber-

gezogen, und ich meinte zu fühlen, auch deine. Das, wovon wir damals noch nicht sprechen konnten, als wären wir unmündig gewesen. Und ich möchte unsere Schwestern fragen, ob auch sie eine Stumpfheit gelöst spürten, wenn sie deine Geschichte läsen. Ja, ich wäre nicht verwundert, erinnerten sich auch Rohlfsen, Kanabebus, sogar Hinkel an ihre Kindheit in Randau."

Martin schüttelte den Kopf.

„Nun, also unsere Kameraden hier nicht! Ich bekenne, daß es mir auch nicht lieb wäre. Ohne Hochmut bleibt man in seinem Schlafe gern allein. Die Melodie des Blutes ist der Schlaf. Und wir Wendenichs wachsen an unserem eigenen Blutbaum. Aber du verstehst, wenn das Blut aus den Adern tritt, so ist es Jedermanns Blut."

„Wenn der Vater seine Schläfe auf den Steinen zerstößt, so fließt jedermanns Blut. Soll ich davon noch reden? Wir können ein paar Schritt weiter in das Vorderschiff treten und es an den geschlachteten Fischen sehen. Darum erstarrten davor meine Augen und Hände, und mein Hirn weinte bei dem Anblick, und es wartet in dem allen ein ungeheurer Gedanke, den ich noch nicht fassen kann. Es rührt an das nackte Schwert des Schicksals. Wer legt freiwillig seinen Kopf auf den Block? Wir spinnen Märchen, um zu verhüllen, daß wir unter dem Schwerte sind. Soll ich diese Märchen doppelt erzählen? — Wir waren ja einst bei dem Vater, als wir noch nicht auf der Welt waren. Auch die Mutter war in seiner Seele, als sie noch nicht unsere Mutter war."

„Das alles ist ein Spiel des Einfalles. Du willst mir entschlüpfen. In deiner Weise fortfahrend, könnte ich dich bitten, mich von unseren Söhnen und Enkeln in uns etwas wissen zu lassen."

„Es ist mir Ernst, Richard. Wenn du scherzen magst, laß uns schon die Blätter, die ich bisher beschrieb, zerreißen und in die Winde werfen. Sind sie eine fremde bunte Geschichte, so denke an sie, wie an einen Zeit-

vertrieb. Mir dienten die Stunden, die ich darüber verbracht habe, etwas zu bekämpfen und zu überwinden, was mich quälte und verstörte. War kein Grund zur Qual und Verstörung da, um so schlimmer für mich. — Du weißt, ich kam mit einem Hasse auf dies Schiff. Wenn ich nun sage, wir waren einst bei dem Vater, als er ein Knabe und Jüngling war, so sage ich damit, daß mein Haß mich haßte. Ich gebe es zu, ich wollte eine Liebe finden und die dürfte auch nicht so sein, daß ich mich selbst liebte. Ich bin enttäuscht, weil ich sie nicht finde. Eine Zärtlichkeit reißt mich heim, — das wollte ich nicht. Ich fühle daran, daß meine Qual nicht aus der Quelle kommt, in der ich sie zu schöpfen meinte. Nicht weil ich ausgesperrt zu sehr am Rande der Welt stand, litt ich, sondern weil ich in der Mitte stand und sie dennoch nicht in ihrer Fülle zu fassen wußte. Darum bin ich mit mir am Anfang und mit der Geschichte am Ende. Was nachzutragen wäre, das weißt du."

„Gewiß. Unser Gut in Randau mußte verkauft werden, als es durch die Abtrennung von Landstücken so zerschnitten war, daß es keine Einheit mehr blieb, und als man den Großvater Leonhard begraben hatte. Sein Enkel behielt die fallende Sucht, er konnte der Wirtschaft nicht mehr vorstehen. Frau Schmautz blieb bei den neuen Besitzern in ihrer Tätigkeit, bitter nach einem frostigen und mißgeschickten Leben, sie mochte ihrer Tochter nicht folgen. Die aber zog mit einem kleinen Kapital in die Stadt, wurde von außen unscheinbar wie die Mietswohnung und bewegte Sorgen über Sorgen in ihrem Sinn. Sie gebar ihre Kinder und hatte zu rechnen, wie sie uns durchbrachte. Das ist doch aber nicht alles?"

„Am Kirchturm in Randau ist inzwischen wieder der Putz abgebröckelt. Ich habe es selbst gesehen, als ich meine Großmutter besuchte und den Organisten Schievelbein, der jetzt ganz weiß geworden ist."

„Fragte er nach Susanne und Johann?"

„Das ist es, Richard: hier will mir das Wort nicht mehr von der Zunge. Jetzt kann ich nicht mehr Susanne und Johann, sondern muß Mutter und Vater sagen. Das entrückt sie. Ihnen in ihre Hoheit und Stille folgen, hieße sie kränken.“

„So wollen wir es nicht schreiben, Martin, sondern leise reden, daß es der Wind sogleich wieder verweht. Was muß die Mutter gelitten haben, als wir klein waren und uns bei dem Schrei des Vaters entsetzt an ihren Kleidern verbargen; wenn wir vom Tische in die Winkel stürzten und dann den Löffel nicht mehr heben konnten. Und wie muß die Zeit der Entscheidung sie bei jedem von uns gepeinigt haben, die Zeit der Erwartung und Beobachtung, ob sich die Krankheit auf keinen von uns vererbt hatte. Wenn wir in der Wiege lachten, mußte sie in Furcht und Schrecken auf uns starren, ob nicht die Verzerrung des Krampfes auf unseren Gesichtern lag. Wie mußte sie still halten, als der Vater hundert Kuren machte, und hoffnungslos sich immer hoffend zeigen. Noch läßt sie ihn gewähren, wenn er sich den Quacksalbern ergibt und bei jedem neuen Mittel die Rettung gefunden zu haben glaubt. Muß es sie nicht oft geschüttelt haben, wenn sie den Geist des Vaters wieder eine Strecke weiter in die Nacht hineingerückt sah? Sie mußte das Haus schließen, die Besucher kehrten an der Schwelle um, und es wurde alle Jahre stiller. Und schlimmer, als es vor sich zu schließen, war es ihr wohl, auch über die lustlärmenden Kinder ihre Einsamkeit zu senken. Das alles hat sie auf sich genommen, als sie vor Leonhard ihren Ring verteidigte. Vielleicht hat der Großavter viel davon vorausgesehen. Mehr noch nahm sie damals auf sich: die Tapferkeit, einen mit der heiligen Krankheit Geschlagenen als Mann zu ertragen. Was wissen wir, wie wir empfangen wurden, was wissen wir von der Qual des Gewissens, vom Trotz der Verantwortung und der trunken vergessenden und selbstvergessenen Wollust!“

Martin ging schnell und schweigend von Richards Seite, nachdem er lange die Makrelenangel betrachtet hatte, die, vorn an die Reling gebunden, von dem eilenden Schiff durch das Wasser geschleift wurde.

Er saß eine Zeitlang bleich am Kajütentisch und weinte dann heftig.

2

Während seines Dienstes warf er in den folgenden Nächten einige zerstreute Notizen auf das Papier, die er vor Richard verbarg.

„Zwei Menschen, Mutter und Vater, leiden ganz unschuldig ihr Blutzeugentum. Unschuldig? Jeder Leidende leidet unschuldig, — denn trägt er eine Schuld, so liegt sie immer vor dem Leiden, in schon wesenloser Vergangenheit.

Der eine schlummert langsam ein, die andere wacht doppelt scharf.

Nun ist der Schlummer des Armen schon tief. Eines Nachts im vorigen Jahre fiel der Vater über unsern Hund, den er sehr geliebt und sehr gepflegt hatte. Sein Körper schlug mit seinen Zuckungen auf das Tier ein. Das machte grelle Augen, duldete zuerst und wußte nicht, was geschah. Halb spielerisch schrie es auf, dann biß es, kam aber nicht frei und starb. Am nächsten Morgen betrachtete es der Vater mit schmerzlichen Blicken. Dann kochte er dem Hunde das Fett aus, es roch im ganzen Hause widerlich und streng. Es grauste uns bei dem Vorfall, die Luft in unserer Brust war eingepreßt. —

Vordem war er nicht so verdunkelt. Die Mutter verstand ihn früher noch. Sein Beginnen und Reden war ihr wie ein schönes Lallen, wie eine eitel spielende Musik.

Ich weiß von ihr, daß in gewissen Jahren alle seine Gedanken auf das Göttliche ausgingen. Er suchte die große Harmonie in müßigen Fabeln. Vielleicht wäre er glücklicher gewesen, wenn er in seiner Kindheit auf Schievelbein gehört hätte. Die Musik wäre seine Vertraute geworden. Vielleicht, vielleicht. Er hätte auf den Orga-

nisten lauschen sollen, als der sich unterfangen wollte, ihm die geschwinden Sätze des großen Sebastian zu er-erläutern. —

Eines Morgens sagte der Vater: ‚Heute Nacht ist mir mein Gott in Randau als ein Hund zugelaufen, wie ein Hund, der auf ein fremdes Grundstück kommt. Seine Zunge lechzte, er fürchtete sich vor den Gebäuden und den dunklen Fenstern. Ich gab ihm einen Napf voll Wasser zu trinken, er machte unendlich demütige Augen und blieb. Doch beruhigte er sich nicht und suchte etwas. Er hatte einen Wunsch wie einen Durst über den Durst. Seine Seele mußte die Erfüllung erzwingen. Da bebte die Erde, und der Himmel fiel ein. Er aber wedelte, winselte und bellte und wußte nicht, daß er es gewollt hatte.‘ — Die Mutter konnte auf diese Fabel nicht antworten. Ihr graufte. Hatte sie in der Nacht einen Gott oder ein Tier in ihrem Leibe aufgenommen?

Um diese Zeit erlebte der Vater seinen Feierabend. Festlich traurige Gedanken zogen durch seinen Kopf wie durch ein offenes Tor Gäste in ein ungastliches Haus.

Wieder an einem Morgen erzählte er, eben habe er schlaflos folgendes denken müssen:

Als Gott die Welt mit ihren vielen Dingen schuf und die Mitgift von Blut und Kraft mannigfaltig in sie tat, formte Gott auch ihn, den Johann Wendenich, aus Ton, bloß als einen vorläufigen Versuch seiner drängenden Gedanken, den er nur einmal anschauen und dann wieder vernichten wollte, bis daß spät in den Zeiten des Johann Wendenich Zeit zu leben anbräche. Doch als Johann neben dem Weltenherrn stand und die schöpferisch strömenden Hände sah, gelüstete es ihn in der Schwermut des Gefühls, daß er im nämlichen Augenblick doch wieder vergehen müßte, auch etwas zu erschaffen. Und der Herr erlaubte ihm drei Dinge nach den ewigen Vorbildern. Da schuf er eine Brennessel, und sie stand schwebend vor ihm im noch chaotischen Lichte, sodann schuf er einen

Zeisig, der fern in das Nächtige entschwand, und endlich die Erinnerung an die Schöpferstunde, die im schwarzen Meere unter ihren Füßen sich als eine Welle erhob und schluchzend wiederum hinsank. Gott versprach ihm, während er sein Haupt berührte und ihn dadurch in Dunst zerfallen ließ, daß die drei Dinge in seiner künftigen Daseinszeit als Johann Wendenich mit ihm gleichzeitig leben sollten, und er möge sich dann daran freuen. Gott hatte die Jahrtausende auf ihn geworfen wie Eisschollen, die langsam zerschmelzen mußten. Endlich war er in das Leben emporgetaucht mit den drei von ihm geschaffenen Dingen. Das dritte, die Erinnerung, lag in ihm. Aber die anderen beiden fand er nicht. Gurrten die Tauben auf dem Dachfirst, so wußte er nicht, ob er vielleicht eine Taube geschaffen hatte, und ob sie bei diesen war und welche es war. Pfiffen die Stare, schrien die Fischreiher, — sie machten ihn betrübt, und sein Forschen war qualvoll wie ein lichter Wahnsinn! Unter den Hecken standen mitunter Nesseln, die Zweige beschatteten sie. Da war ihm wohl zuweilen, als bärgen sie noch seine Schöpferstimme in sich, trat er aber hinzu, so waren sie stumm und so wie alle Blumen. Vielleicht blühte seine Blume bei den Antipoden, vielleicht brauste sein Adler über den Kordilleren. Eine Ungeduld, eine Sehnsucht glühte in den Farben jedes Blumenfeldes, ritt zwischen den Schlägen jedes Flügelpaares, — eine Geduld, ein Friede ruhte darauf. Bist du ganz mein, du unbegreiflich Fremdes? Und dann: du bist wie ich, du Rose, mir so vertraut, als hättest du mich erschaffen. —

Seine Seele faßte noch ein paarmal den Zustand des Verschwindens zu den stummen Dingen hinüber in Worte. Einmal sagte er vor den Ohren seiner Frau: ‚Ich sah mich durch die Straßen gehen. Aber ich ging hinter mir. Ich, der voranging, war von dem wahren Ich unfaßbar vorausgeschoben und verfolgt. Ich mußte mich nach dem hinter mir entschließen und entscheiden. Es war unend-

lich schwer und ungewiß, für die Füße die Schritte und für das Gehirn die Gedanken zu wählen, es war aber trotzdem leer und gewichtslos, denn der andere hielt allen Zusammenhang des Lebens dunkel in sich fest, und ich tat alles einzeln, unverbunden in sich und ohne Verbindung zu mir und doch mit stetem Verantwortungsgefühl. — Es war schrecklich; plötzlich denke ich: ich gehe! — aber ich konnte nicht denken: ich gehe wohin und komme woher. Nur: ich gehe. Ohne die Häuser vorn, zu denen der Weg führt, ohne die Wolken über mir, unter denen ich gehe, ohne die Pflastersteine, auf denen ich gehe, ohne die Woche und Stunde, während welcher ich gehe. Nur: ich gehe.' — Dann hat das kalte Perlen auf der Haut gütig doch noch die Welt herangezerrt.

Seine Frau Susanne war, als sie das vernahm, in die tiefste Verwirrung hineingescheucht. Als sie schlafen ging, fror sie und wickelte das Bett wie einen Panzer um sich. Sie wünschte nichts so sehr, als daß ihr Mann sie nicht begehren möchte. Wer sich mit einem Menschen, um den es so stand wie um Johann, vermischte, der trieb mit einem Tiere Unzucht. Sie schlief lange nicht ein, und dann begehrte sie ihn selber. Bei immer erneutem Vergegenwärtigen seiner Worte verwandelte sich das Tier in einen Gott. Die Worte klangen ihr weitab wie in grauen Völkersagen der Urzeit."

Unter stoßendem Atmen, das wie ein zu immer weiteren Schlägen ausholendes Pendel auf- und abfuhr, mit Händen, die nicht fühlten, und Augen, die nicht auf den Stift niedersahen, hatte Martin dies geschrieben, und ohne abzusetzen, aber auch, ohne noch irgendeinen Gedanken, irgendein Gesicht zu bannen, bedeckte er das Papier bis an den unteren Rand mit Zeichen. Kein Buchstabe entstand, sondern immer nur der spitze Winkel des auf- und niederfahrenden Striches. Wie der abgelöste und lang gezogene Rand eines unendlichen Zahnrades liefen die Zacken fort. Etwas wie der Laut R, der alle Worte des Kapitäns

Kanabebus durchmischte, war währenddessen im Gehirn Martins.

Richard kam hinzu und empfing aus der Hand des Bruders dieses letzte Blatt.

„Erlaß mir, mich zu erklären,“ sagte Martin. „Du kannst es lesen, wie du magst, und ebenso das Vorhergehende. Wirf es über Bord. Das alles führt doch nicht auf uns zu, auf uns Geschwister. Ich finde das Gesetz des Unterganges nicht.“

„Wir sind nicht im Untergehen.“

„Aus mir ist nichts geworden.“

Richard lächelte und streichelte dabei kurz und scheu die Wange des Bruders. Dann sagte er:

„Du bist jung, du bist streng.“

„Ich sehe immer eine schiefe Ebene, auf der eine Kugel herunterrollt. Wenn ich die aber genauer und fester ins Auge fasse, so unterbricht sie ihren Lauf und bleibt stehen. Das ist wider die Natur und muß Lüge sein. Zuweilen gar ist noch ein anderer Blick hinter mir oder über mir vorhanden, der die Kugel auf der schiefen Ebene hinauftreibt, wenn er zu wirken beginnt. Erst rollt sie langsam und mühselig, dann schneller, und zuletzt fliegt sie beinahe.“

„Das ist der Blick des Ogers.“

„Worte!“

„Gefühl! — Kann es nicht eine Täuschung sein, daß die Ebene schief ist? Kann die Kugel nicht ein Gestirn sein? Wer will sagen, sein Weg führe nach oben oder unten? Etwas dergleichen habe ich von dir als erstes gelernt, Martin. Ein Ding oder einen Menschen ganz von der übrigen Welt mit unerbittlicher Entschlossenheit lösen heißt: sie ganz einfügen, und umgekehrt, sie ganz einfügen heißt: sie vereinzeln, sie verlieren. Es ist keine Ruhe. Auch ein Gott hätte sie nicht. Wehe dem Gott, der sich nicht naht, doppelt wehe aber dem, der nicht flieht.“

Richard sprach in großer Erregung. Martin jedoch schien ihn nicht anzuhören, weil er gleichsam die eigene

Stimme vernahm, die jetzt über ihn keine Macht hatte. „Was ist aus uns Geschwistern geworden?“ fragte er trocken. „Nein, — verzeih, Richard: aus dir ist ja etwas geworden.“

„Über dich befrage die Kameraden hier auf dem Schiffe, Martin. Und die Schwestern? Elise, ein Wesen mit der Fähigkeit, das Leiden zu keltern und das Gekelterte zu trinken. Die beiden älteren aber, unsere Spielgenossinnen von einst? Eine Kindergärtnerin und eine Vorleserin auf einem Schlosse. Der Stolz unseres Urgroßvaters hätte sich davor nicht gebückt. Wir leben in einer anderen Zeit. Laß mich es dir ins Gedächtnis rufen, wie du selbst geleuchtet hast, als du mir von der Tätigkeit unserer Schwestern erzähltest. Wie die Blonde auf Rotewiese mit ihrer herrlichen Stimme, wenn sie vorliest, nicht bloß die gelähmte Herrin erquickt, sondern viele Andächtige aus der ganzen Gegend ruft, wie sie, unter den Mägden waltend, für alle ein Segen ist. Und die Blondere in ihrem Kindergarten! Du sahst sie mit den Kleinen: sie begießt die jungen Bäumchen mit Sonne. — Hat dir nun das Auffallende plötzlich Wert? Du haßtest früher das Schulbuch, das dich die Bedrücker und Zwingherrn der Erde bewundern lehren wollte.“

„Gut, gut, Richard. Der Zweifel ist schon vorüber.“

„Elise kannte ich wenig. Wie stand es mit ihr zuletzt?“

„Ich will sie noch einmal rufen. — Nach ihrem Tode wollte ich neu beginnen. Ich bin in einem ewigen Beginn. — Nicht mehr reden.“

Als Richard ihn verlassen hatte, zeichnete er für ihn noch Elises Schicksal auf.

3

Seit unserem Wegzuge aus Randau haben wir uns immer ein par Kaninchen gehalten. Die vom Vater begonnene Zucht setzte sich wie ein Fluch für die Tiere fort. Es mangelte in der Stadt an einem geeigneten Stall. Zwar waren es meistens nur zwei oder drei, doch die mußten im Keller hausen und in ihrer düsteren Wohnung die Summe des Daseinsleidens von zwanzig oder dreißig ertragen. Wir Geschwister haben alle zuweilen mit den Kaninchen gespielt, ohne sonderliche Freude; und als sie ihr Kellerverließ verlassen mußten, das sie wenigstens als ihr eigenes Haus bewohnt hatten und in unsere andere Kellerkammer gesperrt wurden, die mit Kohlenbergen und allem überflüssigem Wirtschaftsgerümpel schon vollgestopft war, empfanden wir kein Mitleid, sondern begafften neugierig die Leute, die unsere Kaninchen vertrieben hatten.

Es waren Pfefferküchler. Ein geräuschvoller und schmutziger Umbau wurde für sie vorgenommen. Ihr Keller wurde mit Ziegeln gepflastert und ein mächtiger Ofen aufgemauert. Bald darauf standen Fässer mit zähem Teig an der Seite, und sonderbare, gelbliche Streifen der Backmasse für Pfeffernüsse hingen von sauber gescheuerten Gestellen. Nicht viel später erhielten wir Kostproben von dem Gebäck, doch als unser Appetit, dem die Kuchen nicht sehr entgegenkamen, und unsere Neugier gestillt war, zogen wir uns von den Nachbarsleuten zurück.

Die Kaninchen starben nun häufig, nicht an Futtermangel oder zufälliger Krankheit, sondern wohl an Lieblosigkeit und Grauen vor der Einsamkeit. Dennoch folterte unsere Gewöhnung sie durch die Jahre.

Richard und ich sowie die Schwestern waren schon fast erwachsen, als Elise geboren wurde. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, doch ging zwischen uns das Geraun, der arme Spätling habe in der Wiege einmal die Krankheit des Vaters gehabt. Elise war verschlossen, dabei aber sehr weichherzig. Wir haben sie für etwas blöd gehalten, jedenfalls ist sie uns allen gleichgültig geblieben. Eine jähe Zärtlichkeit fand sie wohl von Zeit zu Zeit bei der Mutter und bei mir, aber die verpuffte immer wie Strohfeuer, und dann war sie unserer Arbeit im Wege. Sie fing an, in den Kohlenkeller zu steigen, als sie drei oder vier Jahre alt war. Damals war gerade ein schneeweißes Kaninchen geworfen worden, dessen dunklere vier Geschwister bald nach der Geburt umkamen. Der kleine langohrige Schimmel gedieh und wurde Elises Kamerad, er lebte noch, als sie in die Schule kam. Damals begann ihre krankhafte Liebe zu dem Tiere, die sich schließlich zu süßer, magischer Marter auswuchs. Ich verstehe jene ihre letzte Lebenszeit erst heute und will aufschreiben, was ich zu sehen meine.

Wie an einem schönen drolligen Hampelmann hing das Mädchen an seinem Kaninchen, ein wenig mehr vielleicht, und dies erklärte sich dadurch, daß die Spielsache lebendig war und Gefühle eines weit späteren Alters im Leben des Weibes weckte, welche im Kinde kindisch wurden. Vom Vater glaubte sich Elise gehaßt. Er war ein wandelnder Stein, der manchmal umfiel und sie öfter schon fast getroffen hatte. Seine Fragen waren wirr und schienen in ihrer Wiederholung und Torheit voller Hinterlist. Sie mied die heilige Krankheit, zumal sie selbst davon ahnungsvoll durchstrahlt war. Auch die Mutter sah, wie Elise das Wenige an spröder Zärtlichkeit, das sie erwidernd aufbringen konnte, ihr entzog und mitleidig zu dem Kaninchen in den lichtlosen engen Kohlenkeller schleppte, und sie erschrak, fügte sich jedoch, als sie dort Elise gar ein paarmal nachts ertappt hatte, barfuß und

unbekleidet, eine magere Kerze in der Hand, wie sie unten in den schwarzen Blöcken räumte und polterte, weil die in ihrem Traume das Tier erschlagen hatten.

Wir Geschwister grollten nun dem Kaninchen, diesem kleinen weißen, zagen und dummen Wesen, das nur umsorgt sein wollte und dafür immer unreinlicher und schreckhafter wurde. Wie stießen es mit Füßen, verbrannten mutwillig die Lappen seines Lagers, die Elise, freilich in aufreizender Überfülle, immer wieder bei Nachbarn zusammenbettelte, und drohten fortwährend mit dem Schlachtmesser, waren aber zu feig, das Tier zu töten, wahrscheinlich aus Scheu vor dem Kinde. Elise, in frommer Furcht vor unsichtbaren Sühnegeistern erzogen, fühlte in sich den eisernen Zwang, unsere Roheit an ihrem Pfleglinge gutzumachen, ja auch die nach ihrer engen Meinung unberechtigte Gleichgültigkeit der ganzen Nachbarschaft, wo so viele nützliche und unnütze Tiere, Hunde, Katzen, Hühner und Meerschweinchen gepäppelt wurden. Sie kniete oft bei dem Kaninchen und redete ihm sanft zu. Wenn man sie gescholten hatte, erzählte sie es ihm, nur dann nicht, wenn es um seinetwillen geschehen war.

Kam sie in den Keller hinab, so legte sich das Kaninchen platt vor ihre Füße und drückte die Ohren an, weil es gestreichelt sein wollte, und oft umtanzte es sie in hüpfenden Kreisen so schnell, daß sie kaum vorangehen konnte, ohne es zu treten. Seine freudige Erwartung der Freundin wurde so groß, daß es bei den Tänzen immer sein Wasser lassen mußte.

Je mehr die Verzweiflung und Fremde zwischen ihren Angehörigen da oben wuchs, je seltener ein freudiger oder mürrischer Laut durch die Gewölberippen herabtönte, um so besser verstand sie die Einsamkeit dieses Tieres, — nicht tränenselig, sondern eben nach der Natur eines vierbeinig der Erde verhafteten Geschöpfs. Sie wußte, es sehnte sich in einem zitternden Drange nach seinesgleichen, und

wußte in einem gepreßten Lauschen auch, wie es in seiner Tierheit verschüchtert und verwirrt wurde, wie es, in Sklaverei verschlagen, nur mit dem Maule nach Verwandlung in die Klugheit der Menschengötter schnüffelnd, vergeblich, abgleitend, schließlich mit den Gegenständen des Kellers weiter in Stummheit sank, fast aus der Welt.

Elise sah aus der peinvollen Verkleinerung der Tieraugen das Wandern des Zwielichts über die Steintöpfe. Die Dämmerung machte sie zu abgeschlagenen Köpfen von ungeheuren Riesen, an denen Ohren, Nase und Augen tückisch eingeebnet waren. Ab und zu wollte die Fratze eines bekannten Menschen in ihnen aufbrechen, Elises Gesicht in Reihen — aber als Kaninchen hatte man es vergessen, und der Stein blieb glatt. Elise litt mit dem Kaninchen daran, daß die Stiele der Hacken und verstaubten Besen Tag um Tag in dieser bestimmten Ordnung und Kreuzung im Winkel standen. Gottlob, nur sie merkte es, wie die Zähne einer umgekehrt angelehnten Harke wie die stockige Zahnreihe eines unsichtbaren Totenkopfes in den Raum grinste. Würde der Totenkopf aber einmal herannicken, so würde sie ihm eine Ohrfeige versetzen und ihren Hasenschimmel schützen.

Davor fürchtete sie sich nicht, aber sie erschrak, sobald überirdisch jemand an den beiden Luken, durch die das Licht zwei weißliche, bleckende Zungen hereinhängen ließ, vorüberging. Die Zungen hechelten dann, und ein paar Schatten machten an der Decke gleich Radspeichen eine kreisende Bewegung und verschwanden wieder. Das alles störte und sträubte die Haare, — das alles konnte das Schlachtmesser sein. Man kannte es ja nicht, aber es wurde oben immerzu gewetzt: das schnelle Wetzen tönte als ein beständiges Ohrensausen.

Unter den Füßen aber aus dem schwarzen Lehmboden tönte nichts Entsetzliches herauf, nur hörten die Ohren des ängstlichen Tieres vielleicht das Brausen der schwarzen Erdwasser. Auch Elise hörte es, zog Schuhe und

Strümpfe ab, und als sie mit bloßen Füßen auf dem kalten Lehm stand, war ihr, als hätte sie sich ganz nahe an das Kaninchen herangerettet, in einem den übrigen versagten Verständnis. Es war ein Trost: nun ließ sich aus ihrer helleren Kraft manche Gefahr wirkungsvoll besprechen, denn zwischen den Latten des Verschlages waren breite Kisten, Mäuse und allerhand Geziefer kamen gewiß bei Nacht herein und erschreckten das Tier, und sie waren nicht einmal zu sehen und zu erkennen, nur huschende und rumorende Dunkelheit.

Elises Augen füllten sich: weißatlassenes Licht breitete sich um das Kohlengebirge und nahm es in sich auf; weiße Palmenblätter rollten auseinander, neigten sich zu Boden und kugelten zusammen; geisterweiß ein Feld mit Gräsern und Krautköpfen war aufgetan wie ein Paradies des Tieres. Mitleid hatte es gesät und großgezogen. Ohne zur Klarheit seines Tränentraums zu kommen, wußte das Kind dies.

Damals, es war im Vorfrühling, vernahm Elise die erste Kunde vom Jüngsten Gericht. Der Religionslehrer schilderte seine Schrecken und sagte, wer nicht Gott über alle Dinge liebe, werde dem höllischen Feuer verfallen. Wann das Jüngste Gericht sein werde, fragte Elise. ‚Es kann heute sein,‘ lautete die Antwort des Lehrers. Sie zweifelte nicht, daß es heute sein werde, sonst hätte sie nicht gefragt.

Die Welt werde in Brand aufgehen, sogleich, und das Kaninchen werde in seinem Kellerloch ersticken.

Ihre Seele begann einen ungeheuren Kampf der Entscheidung zwischen Gott und dem Tier zu kämpfen, aber immer lichter und tapferer wurde ihre Treue zu dem weißen schönen Wesen, das sie kannte und ganz einhüllen konnte, und immer finsterer die Bängnis vor der Macht, die sie nicht sah und von der sie umpreßt wurde.

Warum verzog die Stunde des Gerichts? Sollte sie Zeit finden, untreu zu werden? Sie legte sich spät

zum Schlafe nieder. Nun würde es sein: nun lag sie gestreckt, getrennt von dem verlassenen Schützling, nun war ihr eine letzte Gelegenheit gegeben, sich für das zu entscheiden, was man über alle Dinge lieben sollte. An der Gewißheit des sprungbereiten Verderbens war nicht zu rütteln, aber daß sie in der Qual die Hände endlich zu Gott faltete, änderte an ihrer süßen Verstocktheit nichts. In der Erregung über die Geräusche, die von draußen in ihr Lager drangen und in der Furcht vor Gottes schwefligem Feuerschein, der schon durch die Scheiben sah, biß sie mit ihren breiten, vorstehenden Oberzähnen die Unterlippe blutig. Geheimnisvoll und schon wie vom Vorhall der Ewigkeit umwittert war alles, was sie wahrnahm. Rauchberge quollen ihrem Bett entgegen wie aus den Spalten der berstenden Erde. Es knackte und schurrte hölzern, als öffneten sich die Särge in den Gräbern. Oder heizten die Pfefferküchler nur ihren Ofen? Schwankten die Kreuze der Fenster nicht wie die auf Golgatha, als die Erde gebebt hatte? Sie mußte vor Bängnis immer aufstehen und die Stirn an die Kreuze lehnen, um sie anzuhalten, diese Pendel der Ewigkeitsuhr.

Sie hörte die Stimme der Pfefferküchlerin in den Keller hinabrufen: ‚Mann, es ist hier oben so heiß, daß man denkt, es zieht draußen die Blüten auf. Was wirst du sagen, wenn sie Rosen im Schnee anfangen zu blühen?‘

Da mußte Elise von dem Fensterkreuz, das sie eben beruhigte, ans Bett laufen, den Kopf in das Deckbett tauchen und weinen. Der Pfefferküchler stolperte die Treppe herauf, und dann verstummte alles.

Verwandelt hatte es geklungen, was geredet worden war, denn schon gor eine andre Glut als irdische und zog die Blüten auf.

Nun durfte sie keine Zeit mehr untätig verderben. Sie schlich in den Keller, um das Kaninchen zu küssen. Es dämmerte schon, und darum dachte sie, wenngleich ungläubig, an Rettung und ergriff im Vorbeigehen ihre

Schiefertafel, die Griffelbüchse und die Schulbücher. Damit beladen, wirbelte sie die Kellertreppe hinab. Das Kaninchen war nicht da. Es hatte sich versteckt. Endlich erspähte sie es und griff zu. Dabei fiel ihre Tafel in den Sand, ihre biblische Geschichte schlug sich auf. In großen Lettern stand dort vor ihren Füßen wiederum, wie man Gott vor allen Dingen lieben solle. Sie raffte schreiend Buch und Schreibtafel auf und belastete sie mit Kohlen. Sie floh und hakte das Vorlegeschloß in die Verschlagtür.

Nun sah sie durch die Ritzen und quälte sich selbst, indem sie ihrem Verlangen widerstand, hineinzugehen und das Tier zu füttern. Sie flüsterte immer wieder zur Entschuldigung vor sich selbst in die Bretter: ‚Die Tür ist zu!‘

Diese freiwillige Trennung brachte eine noch feierlichere Schwermut über sie. Sie war zudem überrascht und beständig nahe am Einschlafen, ohne doch im saugenden Schlummer untersinken zu können. Aus der schweren Seligkeit ihres Kümmernisses hob sie den Kopf immer wieder und sah dann durch die schmale Ritze das Kaninchen im Dunkeln wie eine silberne Vision.

Käme doch endlich das Weltgericht! Sie ertrug die Erwartung nicht mehr. Höheres, Entsagungsvolleres könnte sie nicht tun für den Richter, als eine Lattenwand zwischen sich und ihr Kaninchen bringen.

Endlich wollte sie das Weltende mit Gewalt herabziehen, dadurch, daß sie die Geduld der Heiligen mit einem großen Frevel verhöhnte. Sie holte, während Eltern und Geschwister noch schliefen, ihr goldenes Patenkreuz, machte am Kopfkissenbezug das rote Bändchen los, zog es durch die Öse des Kreuzes, stürzte wieder in den Keller, und band den Schmuck dem Kaninchen um. Da packte die Angst sie schlimmer als vorher: nun kam es, nun kam es! Nun war der Himmel draußen schon blutrot, Menschenskelette und blutige Sensen, viele Tausende, durchschwirr-

ten die Luft. Um so mehr lohte ihre Liebe auf. Sie nahm das geschmückte Tier an die Brust und wankte.

Plötzlich erschien ihr die Mutter. Die Mutter schlug ihr hart an den Kopf und sagte: „Du schielst wieder." Sie küßte ihr die Hand — die Mutter zerfloß, ein Windgebilde.

Deutlicher und deutlicher vernahm sie die Ankunft der letzten Dinge, hörte Posaunen, unterschied die Stimme des Richters und wieder Posaunen. Und sie wurde mit dem Kaninchen im Arme tief hinabgeschleudert in einen blau glühenden See. Süß war es, treu zu bleiben gegen Himmel und Hölle.

Und nach kurzem Kampf tat sie dies: zitternd trug sie das Kaninchen hinüber in den Pfefferkuchenofen, stieß es mit Fäusten, als es zappelte, und schlug es überaus grausam mit einem großen Holzscheit ins Feuer hinein.

Das weiße Pelzchen verwandelte sich im Nu in eine knisternde Feuerkugel, von der federchengleiche Splitter abspritzten. Ruckweise hüpfte die Kugel nach hinten in den Ofenschlund.

Einen Augenblick lang wunderte sich Elise, und nur das singende Sausen der unruhigen Glut im Vordergrunde war in ihrem Ohre. Dann glaubte sie, das Kaninchen wimmere hell, es schreie und pfeife immer lauter. Da warf sie sich auf den Rücken, nahm ihre Zöpfe in den Mund, biß mit ihren breiten Zähnen darauf und horchte dem Todespfeifen gierig zu, — den Augenblick lang bis zur völligen Stille. Schmerzvoll genoß sie mit geschlossenen Augen ihre nun geheimnisvoll verpflichtete, unabwendbar gebundene Liebe.

Erst nach geraumer Zeit stand sie schüchtern auf, ging dann jedoch fort. Traurig war sie wohl, daß sie ging, aber eine unsagbare Beklemmung zwang sie, einen Weg zu den Menschen aus ihrer Einsamkeit zu suchen. Sie brauchte nicht weit zu gehen.

Wie vorhin die Mutter, so erblickte sie nun als schwan-

kende Nebelbalken auf dem Gehsteig der Straße die Reihe sonderbar schlenkernder Schulknaben mit riesigen Tafeln und pendelnden Schwämmen. Sie hörte sich fragen:

‚Jungens, ist gekreuzigt mehr oder ist verbrannt mehr?‘ und etwas wie Fieberschauer trommelte über ihre Haut.

Die Knaben fingen einen hitzigen und tiefsinnigen Streit an, um die Frage zu entscheiden. Elise hörte ihre Meinungen nicht an, weil ihr das Grauen, daß sie ihr Tier über Gott erhöht hatte, seine Donner in die Ohren bohrte.

Ohne daß sie etwas hatte verlauten lassen, fragte einer der Knaben: „Was, angepeesert?“

Das klang so schnurrig, daß sie insgesamt in ein freches Gelächter ausbrachen. Elise lachte herzlich mit, denn trotz allem, nie war ihr Herz wie jetzt so fröhlich gewesen. Doch bald warf sie die Schürze über den Kopf und kroch schnell in den Ofen wie in ein helles, musizierendes Paradies.

Ihr Letztes freilich war die Bitternis des Todes. Als ihre Zöpfe aufflackten, als die Hitze sie würgte, wollte sie sich retten. Aber da ihre Augen sofort erblindet waren, kroch sie, anstatt hinaus, immer tiefer hinein.

Vor dem Frühstück bemerkte niemand ihr Verschwinden.

Der Pfefferküchler fand sie. „Pfui, es riecht nach verbrannten Lappen.“

Als der verkohlte Klumpen aufgebahrt lag, sagte der Vater furchtbare Worte. Er schalt, daß er sein Essen nicht zur rechten Zeit erhielt. Er lobte das gute Wetter und ging spazieren. Nicht die geringste Bewegung ging seit dem zweiten Tage durch ihn. Ob er das Unglück nicht fühle, fragte die Mutter. Ein Unglück verminderе man durch Gefaßtheit.

„Es ist aber kein Unglück,“ brauste ich auf. „Sie hat sich hingerichtet. Sie ertrug das Leben nicht.“

„Wenn es Absicht war,“ erwiderte er, „sollte sie noch heute Prügel haben, Torheit verdient es nicht besser.“

Da brüllte ich auf ihn ein. „Du Verbrecher, du Mörder!

Hast dir angemaßt, sie zu erzeugen. Steh mir Rede! Bitte ihr ab! Bitte mir ab, daß ich mit meinem Jammer auf der Welt bin!"

Wir fuhren aufeinander zu, dabei wurde das arme Bündel Kohle von seiner Bahre gerissen und fiel zu Boden. Meine beiden Schwestern fesselten meine Hände, meine Mutter die meines Vaters. Er spie auf mich. Wer hätte den anderen erschlagen?

Meine Hand zittert.

Ich kann jenen Tag nie zu Ende denken.

Die Mutter steht verhüllten Gesichtes dabei, während ich in Gedanken durch das Haus eile und die Flammen lösche, die ich entzündete, und die schon die Straße, schon die Stadt, schon alle friedlichen Siedelungen verzehren wollen.

Jeder hat sein Leben und seinen Tod, jedem sind sie mit der Sonne, den Planeten und dem Bilde des Orion geschmückt. Hinter dem Horizonte eines jeden Menschen stehen seine Eltern und begehren Einlaß in die selbsteigene Welt ihres Kindes, und die Kinder stehen am Horizont der Welt ihres Vaters und ihrer Mutter und wandern staunend, glücklich oder furchtsam ein. Und kein Urteil trifft irgendwessen Verhängnis, das bis über das Bild des Orion reicht.

Der Vater trägt mir nichts nach. Er hat vergessen. Die Mutter hat nicht geklagt.

Ihm ist das Gestern fast so ungewiß wie uns anderen das Morgen.

Komme ich nach Jahren heim, so wird er aus Gewohnheit an seiner Heilung arbeiten wie bisher. Er wird seinen Trog in den häuserumringten Hof stellen und mit nackten Füßen andächtig das Wasser treten. Suche ich ihn dort auf und begrüße ihn, so wird er freundlich lächeln und mich nicht erkennen. Sagt ihm dann die Mutter: „Das ist doch unser Sohn Martin", so wird er rufen: „Guten Tag, mein lieber Junge."

Nur das gute Blut aus ihm fließt in uns weiter, das trübe hat er in sich behalten. Und auch ihn durchschaue ich. Am Feiertag meiner Einsamkeit, auf dem Meere, darf ich sagen: Es gibt keine Krankheit.

Jeder hat seinen Tod. Elise hatte den ihren. Einmal sah ich, wie ein Frosch von einer Kreuzotter gebissen wurde. Die Schlange war faul, er hätte fliehen können. Aber er blieb ihr Auge in Auge stehen, dann ging er jammernd auf sie zu, sie hob den Hals, richtete ihn zurück und ließ das Maul mit den Giftzähnen auf das Opfer schnellen. Er hatte seinen Gang tun müssen. An den großen Gesetzen waren Vater und Mutter des Frosches nicht schuldig, die keiner Otter begegneten.

4

Wie bald man sich an den Sturm gewöhnte! Martin meinte fast den Schlaf entbehren zu können. Die windige Dunkelheit schien ihm mohngetränkt. Mit unzähligen feinen Nadeln durchstach sie den Körper und träufte Betäubung ein. Wachen und Schlaf war ineinandergewirkt. Wunden hätten nicht sehr geschmerzt, und das Heile fühlte sich versehrt an. Während der Wache an der Maschine träumte er und hätte doch hellsichtig jedes Stocken ihrer Pulse vorausgeahnt. Der Traum grenzte ganz nahe an diesen Zustand. Schäfer hatte ihm ein Bernsteinstück gebracht, durch das ein feiner Strich lief. Er suchte zu enträtseln, was einst sich in das flüssige Harz eingekapselt haben mochte. Eine Nadel der Fichte, aus der es gequollen war, war es nicht. Lange sann er darüber nach. Als er einmal in den Dampfkessel steigen mußte, um den Kesselstein abzuschlagen, fiel ihm ein, was der Strich bedeutete. Er hielt die starke elektrische Lampe an ihrem Draht auf den Bernstein nieder, er sah den nun längst im Meer versunkenen Wald in Mittagshitze grünen. Aus den Stämmen quoll das Harz. Ein Mädchen lehnte seinen Kopf an einen dieser Stämme und sah ihn an, ihn, Martin. Als sie das Haupt von der Rinde lösen wollte, fühlte sie einen Widerstand, ein Stückchen eines Haares riß ab und blieb in der klebrigen Blase haften, die in der Hitze aus dem Inneren des Baumes hervortrat. Martin hielt das Bernsteinstück mit dem Frauenhaar in Händen. Als er den Gruß aus der Vorzeit verstanden hatte, erlosch die elektrische Lampe in seiner Hand, und er sank um, von einem Kurzschluß getroffen. Vom Aufschlagen auf den Kesselboden erwachte er und kam zur rechten Zeit,

seinem Bruder bei der Ausbesserung eines geringfügigen Schadens zu helfen, den die Lichtmaschine des Schiffes erlitten hätte. Der Strich im Bernstein war nichts als ein leerer Spalt.

Dann, halb aufrecht im Bett, später oben bei den Rettungsboten, am Stahltisch unter den blanken Schraubenschlüsseln, streute er in Aufzeichnungen hin, was ihn bewegte.

Wir sollten eine Blume in dieser bittren Wüste haben. Wenn jetzt doch nur ein Halm Gras in diesen Brettern aufginge, die so dicht verschalt und verfugt sind und über die das Salz und die Flut fegt!

Der Sturm bringt eine Wassertiefe herauf, die wir nicht kennen, vor der wir uns grauen, die uns grausam überflüssig ist. Soll unser Hirn, der Lastträger, auch die noch tragen? Es krampft sich ein und läßt das lemurisch Unbekannte dahindonnern, wie es will. Wenn uns ein Flutklumpen der Unterwelt dort, aufgewühlt und herausgewachsen, schlägt, überschüttet und eisig näßt, so kehren wir uns dennoch nicht an sein Knurren und schließen ihm die Seele nicht zum Willkomm auf. Wir schütteln uns, ziehen uns in der Kajüte aus und hängen die Kleider an die Maschine. Das Wasser und das Salz trocknen heraus, und wir denken nicht mehr daran, was es ist, woher es kommt.

Dennoch könnte ich meine alte Jacke wirklich küssen, einmal wenigstens dies gedacht zu haben, und ich hätte irgendwo in seinem Grunde das Weltmeer geküßt.

Das ist so, als beugte sich der Gottgeist aus der nächtigen Schöpfung im Sturme heran an einen vergessenen Stern, der irgendwo schwebt und den er doch auch erschaffen hat. Er nimmt ein Teilchen aus den unberührten Meeren dieses Sterns, läßt es durch die Linien in seinem Handteller laufen und freut sich seiner Einsamkeit. Wenn man sich aber der Einsamkeit erst freuen kann, dann hört sie auf.

Nicht so! Ich ertrüge es noch nicht. — Oh, wenn hier doch ein Spürchen Gras aufwüchse oder gar ein Baum. Die zehntausend grünen Sonnen seiner Blätter würden des verhüllten Gestirns am Himmel nicht bedürfen, um zu strahlen. Unsre Augen würden sich mit dem Blicke, der sich an dem Baume freut, auf allen Wellenbergen freuen, und das wäre unsere fröhliche Einsamkeit da, wohin wir mit unserem Fuße nicht fliehen können. Dann wäre das Salzmeer nicht mehr bitter. Mancher hat eine Flut getrunken, groß und bitter wie das Salzmeer. Ich scheide nicht mehr das Innen und Außen.

Mich will die Sehnsucht nach einem Baume, der hier in unserem eisern umhegten Reiche wachsen soll, nicht verlassen, als dürfte ich nie mehr einen sehen. Tausende von Bäumen stehen doch in unserer Heimatsstadt — mich unterbricht ein Lächeln, das ich mein Gesicht in eine beglänzte Versonnenheit ziehen fühle. Ich versenkte ja die Stadt und ihr Land und unser Randau, ich nahm ja alles in meine Hände und ließ es ins Meer gleiten. Nun sie fort sind, liebe ich sie seligen Gefühls. Verschwendete ich nun einen großen Reichtum? Kannte ich denn so gut, was um mich war? Ich ging unter Bäumen, aber nur einige, die nächsten und breitesten, waren mir vorhanden und gehörten zu meiner Gegenwart. Denke ich aber an die Eidechsen, die unter ihnen spielten, denke ich, wie die schönen grünen Männchen sich die häßlichen grauen Weibchen streitig machten und einander eifersüchtig in der Sonne jagten, so weiß ich, daß ihnen nicht einmal meine Laubdächer vorhanden waren und daß die Kronen ihnen nicht zu den Wurzeln gehörten, über die sie liefen. So einsam bleibt die Welt und so einsam die Wesen, die in ihr sind.

Was also sehne ich mich? Wenig Unterschied ist zwischen meinem erloschenen Vater und mir, seinem Frieden und meinem Unfrieden. Aber vielleicht drängt es mich zu neuen Kontinenten mit andrem Wachstum des Lebens?

Ich meine sie mir alle bekannt, und erst wenn ich hinkomme, werden sie mir unbekannt sein, und ich muß sie mit meinem Wesen erschaffen. Wir müssen immer warten, bis alles w i r ist, wohinein sich unser wachsendes Leben senkt. Wir sind wie Lichter: was die farbige Kugel des Scheins umfaßt, das gehört uns.

Ein Geschlecht brennt mit vielen Flammen. Wenn nun ein armer zerstoßener Leib eine gute Nahrung für ihre Dochte war, daß sie weiter um sich reichten als andere!

Wenn dieser arme Leib uns: unsere Mutter, seine Eltern, seinen Großvater und vielleicht schon in einer Vorahnung die in ihm geballten Kräfte der Welt sonderbarer machte und dadurch reicher! Wenn er ein Opfer wäre, schon unseren Ahnen geopfert, ohne daß sie es wußten und dankbar sein konnten, ihnen geschenkt, weil sie seine Säfte schon sammelten und in immer zornigerer Stauung weiterreichten! Durch sie hat er schon gestrahlt, weiter zurück, in einem kleinen abgeschwächten Schimmer, auf Fremde, die mit den Ausgezeichneten in Verbindung kamen. Vielleicht ist das herbe schöpferische Wasser dieser Quelle in eine Freundschaft, eine Liebe, einen Haß eingesintert und hat sie um ein Weniges verwandelt. Vielleicht hat ein Bauer sein krankes Füllen besser gepflegt um eines unbegreiflichen Tones willen, den er in der Stimme eines Wendenich gehört. Vielleicht wurde ein Knabe durch einen jenseitigen Strahl aus einem Wendenichschen Auge davor bewahrt, mutwillig einen Weinstock zu zerbrechen. Vielleicht wurde einem Tischler auf solchen Umwegen des gütigen Lebensgeistes die Hand mitgeführt, daß er einen Sarg anders fügte als sonst, schmuckvoller, sorgsamer, schauernder, — und das liegt nun mitvergraben und vergessen in der Erde dieses Sterns, der alles trägt. Und von uns Nachgeborenen aus wird es sich auch verbreiten, aus uns heraus, um uns herum.

Selbst wenn wir nur einen Regenbogen mit jenem Blicke, der uns im Anschauen des väterlichen Leides schwer-

mütig geworden ist, nur eine Sekunde und ohne das Bewußtsein davon ansähen, und dann sänke das siebenfarbige Spiel zurück in den Himmel und wir zurück in die Erde, so wäre das schon gut: es war einmal in der Welt. Der Friede über alle Vernunft, den uns die Sagen verheißen, ist dann dagewesen. In der Empfindsamkeit ist er schon nicht mehr und im Worte auch nicht, — er ist so still, daß er eben nur da sein kann.

Und so taucht die Unterwelt, in die wir verstoßen waren, herauf, und die Überwelt, die uns blaß und schwindlig machte, herab, und beide bleiben da stehen, wo die wirkliche Welt ist, und wir wissen nun, daß sie sich mehr ähneln als Geschwister, daß die drei Reiche nur ein Reich sind.

Solange ich mich über den Menschen weiß oder unter ihnen, werde ich ungetröstet sein. Vielleicht sind wir Verwandten dessen, der einen kleinen dunklen Heiland trug, welcher nicht erscheinen konnte, ihm noch zu nahe und werden selten glücklich sein. Doch in den Stunden, da wir dies ganz vergessen, können wir am Ende auch ganz selig werden.

Es tröstet mich, daß wir nicht anders und verworrener sind und nicht weltferner als manche, die es uns vorwerfen — oft sind sie selbst der Welt fern und hausen mit ihrem Popanz der Welt. Wir sind noch zu jung und zart in unserer Weise, aber wir müssen nur wollen, daß die Krankheit Gesundheit werde.

Wir wollen das Opfer nicht bedauern und es nicht bejubeln. Wir wollen es kein Opfer nennen und es überhaupt nicht ausnehmen. So halten wir es mit Elise, seinem nächsten Töchterchen, in dem seine Not ihr schnelles Ziel und ihre Erfüllung fand. Der Vater Johann hätte sprechen können: nicht ich, sondern du, — Elise aber: nicht du, sondern ich. Sie verschwiegen es beide im Rauschen ihres Bluts.

Die Himmelshemisphäre wächst um mich. Meine Ge-

danken erfliegen sie nicht! Wie waren sie kurzflüglig und kurzsichtig! Gestern noch hätte ich mich gescheut, ein kleines Tier zu töten, das mir lästig geworden ist, und heute noch scheue ich mich, das Fleisch der großen Tiere zu essen, weil ich sie auf meinem Teller reden höre: wir sind verbrüderte Wesen. Ich schleife mich dennoch an den Tisch in Sklavenketten und antworte: ich vergehe Hungers. — Nun weiß ich, daß ich mich zu meinem Zwange zwinge, und so komme ich aus dem Unrecht nicht heraus, sondern in seinen immer tieferen Abgrund hinein. Ich töte hundert Dinge statt des einen, das ich nicht töte.

Meine Aufgabe ist groß, und jetzt hebt ihr erster Beginn an. Wir mußten erst alles verlieren: unser Land, unser Haus, und ich auch noch den unschwankenden Fußbreit Erde unter mir, um in Gottes wogenden Oden herumgeworfen zu werden! Betrachtend werde ich es alles zurückerobern und geistig fester gründen für andere vielleicht. Denn auch die Betrachtung ziemt nicht jedem. Und er muß sein Schicksal tragen können: ausgeschlossen zu sein von dem, was er geben muß.

Werde ich die Armut tragen können? Arm sein macht müde. Armut ist eine schwerere Arbeit als alle die, womit man sie bekämpft.

Die äußerste Armut aber ist das Wissen: die drei Welten, in denen die Wendenichs sich getummelt haben, müssen wir in der einen zusammenfließen machen. Hundert Jahre Arbeit, um endlich, endlich in das leere Nichts zu treten!

Ist ein Heiliger das Ziel?

Nein! Denn der Heilige durch sein Schicksal, das außer ihm liegt, ist ein Sonderling und unnütz. Richard, der Bruder, kennt den Weg. Er soll mir helfen von meinem Hochmut.

Oh, wären wir erst wieder daheim! Ich kann den Müßiggang, unglücklich zu sein, nicht länger treiben."

Fiebernd vom Sturm, weil er ihm nicht widerstand, und dem er doch als ein fremdes System von Daseins-

elementen zuwider war, lag Martin auf seinem dünnen weißen Kissen, gewickelt in die kurze Decke, versargt in den engen Sarg seiner Koje, tief im Wasser. Er wurde wie auf seiner ersten Reise nach rechts und links gegen die Wände gerollt und wie ein Toter ohne Willen schräg aufgerichtet, als wären Brust, Schultern und Hals versteift, und er wurde mit den Füßen gegen die Fußwand gestellt wie eine Holzpuppe oder mit Kopf und Kissen gegen die Schmalwand des Leichenkastens hinter seinem Scheitel gedrückt, ungefragt, unbeleidigt durch irgendwelche faßbare Gewalt: langsam stiegen und stiegen die Füße, obgleich sie beharrten. Ein atemloses Weilchen blieb alles so, dann sank und stieg es alles nach einem andern Pole. Es war ihm wie das Weltgeschehen selbst, das ihn nicht fragte, das Weltgeschehen, das mehr umspannte in genauer Gleichzeitigkeit als die Schicksale der Menschen und Tiere nur. Es war das Segeln, Reisen und Schaukeln des ganzen Planeten vor dem Blasen und Wehen eines Geistes.

Er horchte. Das Wasser, gebäumte, keuchende Rücken, mußten die Dunkelheit schaukeln, denn die Dunkelheit schaukelte sie. Das waren Gottes Mühlen, die so schwer gingen.

Das Wüste, das nicht war, trieb das Wüste, das war.

Nun sank er wieder mit dem Kopfe hinterrücks und spürte das Glück, daß ein kleiner Raum im selben Lichtkreise mit ihm sank, verschalte Wände, Bänke, der Tisch mit den Tellern, die Glasbirnen mit den glühenden Würmern in ihren Retortenkäfigen und in dem roten sauberen Lack verwischte Spiegelbilder wie letzte Mondphasen. Das kehrte wieder aus der Zeit des Kolumbus, des Noah. Das blieb die schwankend unverrückbare Mitte, und alles andere fügte sich wie vergängliches Gewölk darum. Das Bleibende seufzte und knirrte im Steigen und Sinken wie im Wahnsinn der Einsamkeit und Verlassenheit. Aus den toten Dingen scholl es wie Zähneklappen. Und die reglosen Schläfer im Raume waren lebendig nur in einem

kleinen Sinne, vom Tode besessen aber in einem großen. Die Dunkelheit regierte auch sie, das gewaltige Dunkel war auch in den weißglühenden elektrischen Fäden; sie waren voll vom Geiste der Finsternis, berauscht, gelähmt vom Geiste der Weltalleinsamkeit, die keinen Genossen hat, in dem sie sich auf sich selber besinnen kann.

Mit einem Schrecken fuhr Martin hoch und drehte den Griff herum, der das Licht verlöschen ließ. Ihm war, als sei dieses Einsame in ihn gedrungen, um, in seinem warmen Leben nistend, sich dennoch auf sich selbst zu besinnen, und es müsse die Seele der Dunkelheit und des Meeres sein, und es gäbe dann nie etwas außer Dunkelheit und Meer, endgültig keine Inseln des Festlandes.

Und plötzlich sah er, daß er sich in der Schwermut seiner Verzückung doch etwas gerettet hatte. Am Tische vor den leeren Tellern saßen oben an der Schmalseite sein Vater wie im Kerzenlicht, den Kopf gesenkt wie sonst, neben ihm rechts die Mutter und Elise, links Christine und der Großvater, Richard trat eben zu ihnen. Sie schienen zu sprechen und essen in einer alltäglichen Gegenwart. In Martin regte sich ein Gefühl der Liebe zu ihnen, als er es ihnen aber recht zuwenden wollte, waren die Gestalten schon erloschen. Und eine unsägliche Bängnis schlich in sein Herz, als er wieder leichensteif in die Höhe gerichtet wurde, langsam, aber grausam gewiß. Er krallte sich mit den Zehen in die Matratze und stemmte Ellenbogen und Unterarme gegen die Seitenwände, um nicht wieder die Endwand an den Sohlen zu tasten. Er wußte um das Große, Vergewaltigende, Harte, das so ungeheuer war, daß in menschlichen Leiden und Qualen noch unermeßlich Süße blieb. Er lernte nun ja in den Menschen und Dingen überall die Welt lieben. Das alles war, lebenslang vorbereitet, die Klarheit eines Augenblickes gewesen.

Sobald der Zwang des Gehobenwerdens nachließ, drehte er das Licht wieder ein. Ihm war nun die Vorstellung leicht, die Kameraden in den Betten dort, zwei und zwei

übereinander, wie auf dem Flügel einer großen Kipp-schaukel im Auf und Ab, das seien die, die als ein Irr-gesicht um den Tisch gesessen hatten, und sie wären nun zur Ruhe gegangen. Wo? Was kam es darauf an? Und daß sie andere Gesichter hatten und andere Namen trugen und Fischer waren, über denen der pfeifende Tod auf dem anderen Schaukelende ritt, was kam es auch darauf an? — Und doch, an einem neuen seligen Leide spürte er, daß es dennoch darauf ankam, nur sah er, daß sein Gefühl der Liebe weitere Kreise gebreitet hatte und auch diese Schwielenhändigen in das Geheimnis der Einsamkeit noch aufnahm.

Die öden Petroleumlampen in ihren kardanischen Ringen waren — trotzdem nicht ausgenommen! — das Einzige, was aufrecht stehen blieb. Nein, sie waren das Einzige, was sich bewegte, sie beugten sich, wie vor ein paar Wochen, langsam zurück, starrnackig, immer weiter, bis daß sie klirrend an die Schiffswand stießen; dann wieder vor, — in gemessener Bewegung verbeugten sie sich in den Raum hinab. Wie eine traurige Zeremonie war es anzusehen, als schwebten dort Wesen, die aus der Welt geschlossen waren, die alle faßte, nur sie nicht und die mit Gebetsübungen unermüdlich um Einlaß baten, ahnend, aber unerhellt.

Martin sah es ein Weilchen an, und ihm kam die Müdigkeit dabei. Er schloß die Augen und gewahrte nun, während in seinen Ohren und eigentlich dem ganzen Körper die Töne des Meeres lagen, mit allen Organen im schluchzenden, strullenden und spritzenden Grunddonner des Zusammenbruchs immerfort die Wellenberge kommen, vor-überfahren und wiederkehren, so schwer wie rollendes Glas und dunkelgrün aus sich und in sich umfließenden Marmor-stein. Wie mit polterndem Odem eines Riesen fuhr ein Wulst hoch, sein Kamm höhlte sich gleich einem breiten düsternen Regenbogengewölbe, und während der Wulst so einen schwingenden Augenblick hoch und haltlos im

Wetter stand, sah Martin viele Dinge in den zwielichten Marmor geknetet: das bleiche, gleichsam himmelfahrende Gerippe eines Dorsches, ein mit Reliefs verziertes, mit Henkelohren und einer Inschrift versehenes, grünspanüberdecktes Rohr einer Bronzekanone, das einen altertümlich getüllten Schlund hatte und von einem vor Jahrhunderten gesunkenen Kriegsschiff stammen mochte, — schwarze Tangäste, — das rote Amulett eines Südseefürsten vielleicht, — Knüppel, — Konservendosen — alles wie in schmerzhaftem Wirbel emporgeschleudert und doch unentrinnbar in den drehenden, kreisenden Weg des eisigen Feuers gefesselt, und schon erlosch es in schäumenden, geifernden Niedersturz zur Tiefe.

Und ein neuer Berg murrte empor: ein Säugling in brennend rotem Wolltuch stand darin auf dem Kopfe, — ein Schiffer, steißlings in den Wulst geknetet, — viele schreiend aufgerissene Frauengesichter, — und schon sausten sie in die gellende Nacht.

Eine andere, gigantische Welle spülte das Innere des Kellers empor, der Elises Schicksal zusammengedichtet hatte. Martin sah ganz deutlich das Kaninchen wie in einer grünen Glorie hocken und sich die Unterlippe benagen. Schon war es verworfen gleich einem Kot.

Martin kniff die Augen fester zu, weil er nun in den nächsten, immer unbändigeren, alpenhaft ausschwellenden Wogen das Antlitz seiner Eltern und Geschwister in grauenhafter Gleichmut sah. — Halb: einen halben Mund, nur ein Auge.

Da hörte er schon den eisernen Schrei seines Vaters als die Stimme einer Sturzsee heraufkreischen und dann prasseln gleich den Pferden der Offenbarung; trüb und gelbbrauner Eiter war der noch durchsichtige Kamm der Flut, blutig und schwappend ihre tiefere Masse. Er aber hörte sie nur schreien, wie die grausame Ewigkeit der Verdammten.

Was dann sich aufbäumte und, verworfen, sich wieder aufbäumte, wolkenhoch schnellend, schwerfällig, elefanten-

haft, breit geladen, war ganz leer und rein, nur Wasser und Wasser, und je massiger es sich vollwuchs, um so geschwinder schien es zu rasen. Und erst diese wildgetretene Mühle, die n i c h t s zermahlte und zerrieb, war die Mühle Gottes, die so ging.

Martins Körper hörte das Grausen mit allen Poren, gab sich tapferer und immer verbissener hin, und hinter dem Schrecken wartete ihm nun schon eine noch furchtbarere Zuversicht, daß er entfliehen könnte, wann er wollte.

Er zögerte es noch hinaus, und noch und noch, und dann suchte er eine andere, unverhoffte Zuflucht:

Er schlug die Augen wieder auf. Er hatte gelernt, mit dem Geiste und mit der Seele zu sehen.

Oh des Glückes! Jetzt erst hatte er das Schiff lieb mit allem, was darauf stand. Kein Baum mehr sollte darauf wachsen als ein Vorläufer des Eilandes, des Kontinents, des neuen Sterns seiner Wiedergeburt. Er war dort schon gelandet, und alle diese Dinge von früher, Taue, Masten, Wasserpforten, Poller, Galgen waren mit hinaufgerettet, und viele Dinge mehr, viele andere, alle, die er in seinem Leben vor dieser Verbannung gehabt hatte. Oh des Glückes in dem Wissen, daß es keine Phantome waren!

Aus dem weiträumigen Halbtraum glitt er in den Schlaf hinüber. Er besuchte alle Räume des Schiffes im Geiste, zuerst den elendesten Winkel, das Matrosenlogis, wo der eiserne Ofen erkaltet seinen langen Hals durch die Decke reckte, und Martin wünschte, die Kohlen umzurühren und ein wenig Wärme zu entfachen. Dann kam er in den Maschinenraum, wo der Kolbenarm die Schraubenwelle in taumelnder Wucht mit seinem dicken, halbkreisförmigen Handgriff drehte, — oben sprang schon eine siebenstellige Zahl weiter und gab an, wie oft er es getan hatte, — und die Heizer wachten in diesem heißen Käfig der Mechanik wie die glühenden Fäden in ihrer Glasbirne.

Martin sah die Ölkannen, die blanke Ordnung der an den Wänden gereihten Schraubenschlüssel, den zischenden Dynamo, und ihm ward unendlich wohl, dabei zu sein: der steifgliedrige Stahlkrebs schwebte mit phantastischem Willen durch die Wassertiefe.

Dann tauchte er in den eisigen Fischraum. Die Holzwände waren naß von Kälte und Dunkelheit. Aber da sah er manche von den großen schönen Fischen sich heben wie lebend und auf ihren Schwanzflossen aufrecht stehn. Es war ihm nicht wunderlich, daß sie in ihren blauen Stahlpanzern oder silbrigen Schuppenhemden aussahen wie eine verzauberte Ritterschar. Und dann waren die größeren Eisbarren Tische, an denen sie saßen, und er sah ihre langen Wunden aufbrechen und fließen. Es war aber alles wie Christi Abendmahl mit der Wehmut der Erfüllung und des Abschieds. Seine Gedanken wurden schwer davon, doch sein Leib so leicht, daß ihn die Gedanken mit ihren weiten Flügeln tragen und wiegen konnten, über den Traum hinaus bis an den Schlaf der Dinge.

Er stieg und sank nun auch nicht anders wie seine Kameraden, zwei und zwei übereinander, regungslos. Das Holz weinte weiter, seufzte, und die Petroleumlampen knixten ihr Verneigen auf und nieder nun vor niemand.

Er ruhte so tief, daß ihn die Wecker derb rütteln mußten, als nach einer Stunde seine Arbeitswache herangekommen war. Doch auch dann tat er nur schlaftrunkene Schluchzer, und sein Bruder wachte trotz seiner großen Müdigkeit für ihn noch eine Stunde weiter.

In der Morgendämmerung sah er die See ruhiger gehen, weithin mit Schaumflocken wie mit blassen Schwimmlichtern betupft. Ein Schweinfischpaar badete behaglich in der Nähe des Dampfers. Und nur wie jene Schaumtrümmer, matt aus sich leuchtend und in der Ferne, lagen manche der Nachtgedanken mit den Blicken der weitfassenden Augen Martins auf der Flut.

Man hatte des Sturmes wegen zu wenig gefangen, der Lohn der Fischer würde gering sein, und der Kapitän fürchtete für seinen Posten. Zwar gingen die Wellen noch immer so hoch, daß der Verlust des Netzes zu befürchten war. Dennoch wollte der Kapitän den Zug wagen. So haspelte die Winde ihren Stahlstrang ab.

Martin stieg in den Maschinenraum und tat seinen Dienst. Beim Wiederkommen sah er im Vorderschiff wieder Blut und Mord. Die Männer hatten gegen das Schlingern des Dampfers zu kämpfen und hieben grausamer ihre Absätze und ihre Messer in das Fleisch der Fische. Manche hatten sich die Hand verletzt, frische Purpurflecke glänzten auf den Ölmänteln.

Schon schleppte das Netz zu einem zweiten Zug. Martin stand auf der geneigten Schiffseite und legte beide Hände auf die Trossen.

Es gab einen kurzen Krach. Das Netz unten hatte wohl Steine eingeladen, es riß ab. Die eine der beiden Kurrleinen schlug sausend über und traf Martin schwer.

Verwundet, bewußtlos lag er im Kartenzimmer. Richard und der Steuermann saßen oft bei ihm.

„Wird er leben?" fragte der Bruder. „Muß er sterben?"

„Wacht auf, empört euch, macht euch frei," rief Martin im Fieber.

Rohlfsen sagte lächelnd: „Er meint es anders. Mein Kopf wird mir schwer."

Richard seufzte. „Wird er leben? — An einem neuen Beginn stände er dennoch."

Ende.